

UNIVERSAL
LIBRARY

OU_220531

UNIVERSAL
LIBRARY

OSMANIA UNIVERSITY LIBRARY

Call No. 823.912 Accession No. 37,

Author G17A
Gebhardt, J.

Title Auf der Frankfurter-Börse

This book should be returned on or before the date
last marked below.



JOHN GALSWORTHY
GESAMMELTE WERKE

**Einzig berechtigte, vom
Dichter genehmigte
deutsche Ausgabe**

1930

PAUL ZSOLNAY VERLAG
BERLIN / WIEN / LEIPZIG

JOHN GALSWORTHY
AUF DER FORSYTE-BÖRSE

Autorisierte Übersetzung
aus dem Englischen von
LEON SCHALIT

19 3 0

PAUL ZSOLNAY VERLAG
BERLIN / WIEN/ LEIPZIG

Der Originaltitel des Werkes lautet: „ON FORSYTE 'CHANGE' "

1.—30.TAUSEND

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1930 by Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Berlin-Wien-Leipzig
Einbandentwurf von Rudolf Geyer
Gedruckt und gebunden bei R. Kiesel zu Salzburg

AUF DER FORSYTE-BORSE

H. VINCENT MARROT
ZUGEEIGNET

INHALT

	SEITE
I. Die Schuhschnallen des Freisassen Forsyte (1821—63)	13
II. Im Sandmeer der Zeit (1821—63)	33
III. Hesters kleine Reise (1845)	49
IV. Timothy, der Gluckspilz (1851)	65
V. Werbung um Tante Juley (1855)	89
VI. Nicholas Rex (1864)	105
VII. Eine traurige Geschichte (1867)	125
VIII. Aufruhr im Hause Rogers (1870)	149
IX. Junes erste lahme Ente (1876)	167
X. Ein Hund im Hause Timothy s (1878)	183
XI. Sommerrausch (1880)	215
XII. Der Hondekoeter (1880)	227
XIII. Pfauenschrei (1883)	249
XIV. Francies Bettelmusikant (1888)	259
XV. Der Vierspänner-Forsyte (1890)	283
XVI. Tweetymans Leiden (1895)	299
XVII. Die siamesischen Zwillinge (1900)	317
XVIII. Ein Forsyte im Volksgewühl (1917)	331
XIX. Soames und der Weltkrieg (1914—18)	351

V O R W O R T

Diesen Band nachtraglich entstandener Forsyte-Geschichten lege ich einem schon lange geplagten Publikum und der noch mehr geplagten Kritik vor. Zwei Gründe mögen mir zur Entschuldigung dienen: Es fällt schwer, sich plötzlich und endgültig von Menschen zu trennen, mit denen man so lange zusammengelebt hat; auch tragen diese Novellen zur Abrundung und Ergänzung der Familienchronik der Forsytes bei.

Sie sind samt und sonders erst nach der Beendigung von ‚Schwanengesang‘ entstanden, gehören aber zum Ideenkreis der ‚Forsyte Saga‘ und spielen vor dem Zeitabschnitt der ‚Modernen Komödie‘.

In der Hoffnung, daß mir der Léser vergeben wird, sende ich das Werk in die Welt hinaus.

John Galsworthy

I
DIE SCHUHSCHNALLEN
DES FREISASSEN FORSYTE
1821—63

Im Jahre 1821 kam »Freisasse' Forsyte nach London — freilich nicht wie ein Märchenprinz auf goldgezüumtem Schimmel. Nach der zuverlässigen Aussage Tante Anns, die es dem jungen Jolyon erzählte — er war von Eton auf Ferien nach Hause gekommen —, hatte sich der Auszug der ganzen Familie aus Bosport in zwei Postkutschen und einem vierspännigen Reisewagen vollzogen.

„Es war nach dem Tode unserer lieben Mutter. Unser Vater — dein Großvater, lieber Jo — verhielt sich sehr schweigsam auf der Reise; er hatte nie seine Gefühle zur Schau getragen. In der ersten Postkutsche saß dein Großvater mit mir, ich hielt deine Tante Susan und deinen Onkel Timothy im Arm — er war damals zwei Jahre alt und solch ein interessantes Kind. In der zweiten Postkutsche saß dein lieber Vater, er war damals ungefähr fünfzehn, so verlässlich und dir sehr ähnlich; bei ihm deine Tante Juley und Tante Hester und dein Onkel Nicholas, der vier Jahre alt war; deine Onkel James, Swithin und Roger saßen auf dem Dach. Ich erinnere mich, daß Swithin während der ganzen Reise mit seiner Erbsenschleuder argen Unfug trieb. Früh am Morgen brachen wir auf und übernachteten in London bei

deinem Großonkel Edgar in Primrose Hill. Ich sehe ihn noch vor mir in seinen Kniehosen und mit den vielen Siegeln an der Uhrkette. Wir natürlich waren alle in Schwarz. Dein Großvater trug nach dem Tode deiner lieben Großmutter zwei Jahre lang Trauer; es ging ihm sehr nahe, obwohl er nie davon sprach.*

„Wie hat er ausgesehn, Tante?“

„Er war stark gebaut und hatte eine lebhaftes Gesichtsfarbe — in jenen Tagen trank man viel Wein, besonders Madeira.“

„Was war er denn?“

„Er begann als Maurer.“

„Als Freimaurer?“

„Nicht sofort. Wie gesagt, als Maurer. Sein Vater war nämlich Bauer und gab deinen Großvater zu einem Maurermeister in die Lehre, damit er das Baugewerbe erlerne. Das halte ich für einen sehr weisen Entschluß, denn zu jener Zeit boten sich den Baumeistern glänzende Aussichten, so daß dein Großvater bald Karriere machte. Als wir nach London kamen, war er auf dem besten Weg, ein wohlhabender Mann zu werden.“ Tante Ann blickte ihrem Neffen mit ihren klugen Augen forschend ins Gesicht.

Er war aufgestanden, lehnte sich an den Kamin und blickte auf seine Schuhe hinab; wie schlank und elegant der liebe Junge in seinem ersten College-Frack aussah! Doch er schien ein wenig verwirrt, als sei ihm etwas auf die Nerven gegangen. Freilich, auf der Schule in Eton lebte er mit

adeligen Studenten zusammen. Und sie erklärte entschieden:

„Lieber Jo, unserer Herkunft brauchen wir uns nicht zu schämen. Die Forsytes stammen von einem tüchtigen Bauernschlag und waren immer Ehrenmänner — das ist die Hauptsache. Und unsere liebe Mutter war in jeder Hinsicht eine Dame. Sie entstammte einer Familie aus Devonshire namens Pierce und war die Tochter eines hochgeachteten Rechtsanwalts in Bosport. Er starb als Bankrotteur, denn sein Teilhaber war mit Geldern der Klienten durchgebrannt, und der Schadenersatz verschlang Großvaters ganzes Vermögen. Sie hatte ein so liebes Gesicht und war in Sprache und Benehmen sehr gewählt. Da ist ein Miniaturbild von ihr.“*

Der junge Jolyon kam zu ihr herüber und sah einen blonden Frauenkopf vor sich, ein ovales Gesicht mit ziemlich tiefliegenden dunkelgrauen Augen, die auf ihn gerichtet schienen, und einem anmutig geformten, etwas spitzen Kinn; die in der Mitte gescheitelten Haare legten sich wellig um die Stirn. Die Schultern waren in Spitzen gehüllt.

„Dein Großvater liebte sie auf seine Art. Noch Jahre hindurch, nachdem wir uns in London angesiedelt hatten, arbeitete er den ganzen lieben Tag, und bei Nacht sah ich ihn oft in seinem kleinen Arbeitszimmer über Plänen und Voranschlägen sitzen, denn er konnte sich nur schwer entschließen, zu Bett zu gehn. Nach dieser Zeit begann er zu reiten. Ein wahres Glück für ihn!“**

Der junge Jolyon blickte auf. Seine Stirn glättete sich, als habe sein Großvater endlich doch etwas Ehrenhaftes getan.

„Zu Hause auf dem Bauernhof hat er als Knabe natürlich geritten. Und als er es wieder aufnahm, machte er täglich seinen Ritt, bis ihn die Gicht zu sehr plagte.“

„So, hatte er auch die Gicht, Tante Ann?“

„Ja, mein Junge, damals litten viel mehr Leute an Gicht als heute. In mancher Hinsicht glich dein Großvater Onkel Swithin, nur war er kleiner. Er liebte Pferde und verstand sich auf Weine.“

Bei der Aufzählung dieser Gentleman-Eigenschaften strich der junge Jolyon fast zärtlich über die Weste, als wolle er dadurch seine Erregung meistern. Feinfühlig wie er war, merkte er nur zu gut, daß seine Tante ihn beobachte, ob seine Großmannssucht sich rege.

„Wo habt ihr gewohnt, Tante?“

„Nun, mein Junge, anfangs hatten wir ein Haus in der Nähe deines Großonkels Edgar in Primrose Hill gemietet. Dort wohnten wir lange Jahre und übersiedelten dann erst in ein eigenes Haus, das dein Großvater in St. John's Wood gebaut hatte; dort lebten wir bis zu seinem Tod im Jahre 1850. Hernach zogen wir, natürlich mit Onkel Timothy, in dieses Haus.“

„Was für Häuser hat denn mein Großvater gebaut, Tante?“

„Ich kann mich nicht erinnern, je welche gesehen zu haben, das eine ausgenommen, in dem wir wohnten. Aber ich glaube, sie waren immer solid gebaut. Wenn ich nicht irre, baute er anfangs die meisten in der Vorstadt Fulham, einige

auch in Brighton, später eine ganze Reihe in St. John's Wood. Dieser Teil Londons war damals im Aufblühn. Nie hat er Schundbauten aufgeführt. Er war wirklich ein Original. Natürlich nannte ihn auch so mancher einen Starrkopf.*⁴

„Wie kleidete er sich denn, Tante?“

Mit ihren langen, schlanken Fingern legte Tante Ann das Miniaturbild in die Lade zurück und entnahm ihr ein andres.

„Das ist ein Bild deines Großvaters, mein Junge, aus dem Jahre 1820, kurz vor dem Tode unserer Mutter gemalt.“

Der junge Jolyon erblickte ein lebhaft gefärbtes, glattrasiertes Gesicht mit etwas emporstrebenden Brauen und Stirnhöckern darüber, großem, ziemlich üppigem Mund, breiter, gerader Nase und breitem, gespaltenem Kinn; helle Augen, unter deren dicken Lidern ein Scherz zu lauern schien, braunes, aus der schönen Stirn gestrichenes Haar; um den Hals war ein weißes Tuch geschlungen, der blaue Rock hatte kurze Taille und Schöße, die Doppelweste war hell und eine Menge Siegel hingen an einem schwarzen Band — weiter reichte das Bild nicht.

„Trug er Beinkleider?“

„Ja, mein Junge, zumeist braungelbe, wenn ich mich richtig erinnere, bis zum Tode unserer Mutter. Am Abend aber trug er Kniehosen und Schnallenschuhe. Die Schnallen hab' ich aufbewahrt. Eines Tages werde ich sie dir geben, denn nach deinem lieben Vater wirst du das Haupt der Familie sein, ebenso wie mein Vater es seinerzeit war.“

„So? War mein Großvater auch der Älteste?“

„Ja, so wie sein Vater vor ihm; der Name Jolyon vererbt sich immer auf den Erstgeborenen. Das darfst du nie vergessen, lieber Jo. Es bedeutet eine große Verantwortung.“

„Mir wären die Schnallen ohne Verantwortung lieber, Tante.“

Seine Tante rückte die Brille tief auf die gebogene Nase hinab, um ihren Neffen besser ins Auge fassen zu können. Und langsam flocht sie ihre mageren Finger mit den spitzen Nägeln und den drei Ringen ineinander, als ziehe sie aus dieser Äußerung einen Schluß. Der gute Jo! Hatte man ihn zu leichtfertigen Ansichten erzogen? Eton-College—— es war natürlich hübsch dort und sehr vornehm, aber vielleicht doch ein wenig gefährlich! Und ihr Blick musterte ihn von der blonden Haarwelle bis hinunter zu den Riemen, die seine Hose in den Schuhen festhielten. Wurde er nicht ein kleiner Geck?

„Dein Großvater, mein Junge, hat seine Stellung immer ernst genommen. Davon kann ich dir eine Geschichte erzählen——“

„Hurra!“

Tante Ann runzelte die Stirn. Jawohl, er sollte sie nur hören!

„Es geschah ungefähr sechs Jahre, nachdem wir nach London gekommen waren; damals hatten sich dein lieber Vater und sein Freund Nick Treffry gerade als Teehändler selbständig gemacht. Dein Großvater hatte als Baumeister sehr gut verdient, so daß er bei allen seinen Söhnen für eine

gründliche Erziehung sorgen konnte. Besonders dein Onkel Nicholas war ein so begabter Junge, und dein Onkel James praktizierte gerade bei einem Advokaten; nachher erhielt er bereits mit einundzwanzig Jahren, also zum frühesten Termin, die Bewilligung, sich als selbständiger Rechtsanwalt zu betätigen. Aber trotz der hohen Ausgaben, die wir deinem Großvater verursachten, hatte er doch viel Geld beiseite legen können. Doch wir wohnten noch immer in Primrose Hill und waren oft mit deinem Onkel Edgar beisammen; und wirklich hatte dein Großvater einen Teil seines Vermögens in Onkel Edgars Geschäft angelegt——"

„Was für ein Geschäft war das, Tante?"

„Jute. Dein Großvater war zwar kein Teilhaber der Firma, aber daran interessiert. Onkel Edgar glich deinem Großvater ganz und gar nicht. Er war ein recht lebenswürdiger Mann, doch ein ziemlich schwacher Charakter, und er gab leider zu viel auf den Rat anderer Leute. Jedenfalls ließ er sich zu Spekulationen auf eine Preissteigerung verleiten. Und törichterweise hatte er sich mit deinem Großvater nicht beraten. Als nun dein Großvater es erfuhr, geriet er in argen Zorn. Ich vertrat natürlich ein wenig unsere liebe Mutter und ich erinnere mich noch, wie er zu mir sagte: ‚Was fällt dem Kerl nur ein — erbärmlicher Schwächling! Spekuliert auf Preissteigerung! Du wirst noch an meine Worte denken, Ann: Ehe er sich's versieht, sitzt er in der Patsche!***‘

Tante Ann hielt inne und vergegenwärtigte sich jene Szene

aus der Vergangenheit. Sie sah, wie sich die stämmige Gestalt ihres Vaters über den alten Mahagonitisch beugte, der jetzt einen Stock tiefer im Speisezimmer stand, sah, wie er plötzlich seine breite Hand mit den kurzen Fingern ballte und das Blut ihm ins Gesicht schoß, während er die Augen zusammenkniff, als sähe er seinen Verwandten bereits in der Patsche sitzen.

„Und kam es wirklich so, Tante?“

„Ja, mein Junge. In jenem schrecklichen Jahr gab es plötzlich einen allgemeinen Preissturz, besonders Jute sank. Der arme Onkel Edgar war ein so liebenswürdiger Mensch, daß er sich offenbar von der Grausamkeit und Habgier mancher Menschen keine rechte Vorstellung machte.“

„Ging er pleite, Tante?“

„Dazu komme ich noch. Wie gesagt, dein Großvater war kein Teilhaber Onkel Edgars und als er von seiner Handlungsweise erfuhr, verkaufte er seine Anteilscheine des Unternehmens und kam mit heiler Haut davon. Und dann fiel Jute im Preis, statt zu steigen, und Onkel Edgar drohte der Ruin. Dein Großvater machte eine furchtbare Zeit durch, als er hin und her überlegte, ob er ihm beispringen solle oder nicht. Er wußte nämlich genau, daß dies seine Bautätigkeit für ein paar Jahre behindern würde, daß es für uns alle größte Einschränkung bedeute und den Verzicht auf so manches Gewohnte. Das Vorgehen deines Onkels — er hatte ihn, wie ich dir sagte, nicht um Rat gefragt — traf ihn sehr hart und er gebrauchte damals bittere Worte über

ihn. Eines Abends kam die Sache zur Entscheidung — Onkel Edgar weinte, er war kein starker Charakter. Ich sehe ihn noch vor mir: Er saß da und vergrub das Gesicht in eines seiner großen roten Seidentaschentücher. Dein Großvater schritt auf und ab und fragte ihn, was er eigentlich glaube; er denke nicht daran, die Kastanien für ihn aus dem Feuer zu holen — wahrhaftig nicht! Ich fürchtete schon, er würde einen* Anfall bekommen. Dann blieb er plötzlich stehn und blickte Onkel Edgar lange an. „Edgar/ sagte er dann, „du bist ein armer Tropf. Aber ich bin das Haupt der Familie und unser Name soll nicht entehrt werden. Geh jetzt, morgen reiß' ich dich heraus.'"

„Hat er es auch getan, Tante?"

„Jawohl. Er brachte damit ein furchtbares Opfer. Aber ich glaube, wir fühlten uns alle erleichtert; wir hatten Onkel Edgar lieb und es hätte einen solchen Skandal gegeben, wäre er bankrott geworden, noch dazu, wo er nicht ganz reell vorgegangen war. Danach bekamen wir ihn nur ganz selten zu Gesicht, doch er starb in weit besseren Verhältnissen, als er sie bis dahin je gekannt; das hatte er alles deinem Großvater zu verdanken. Du siehst also, lieber Junge, es taugt nichts, wenn man es mit der Verantwortung leicht nimmt."

Ihr Neffe wandte den Blick von ihr, als sei ihm plötzlich klar geworden, weshalb sie ihm die ganze Geschichte erzählt hatte.

„Aber da er in so guten Verhältnissen starb, scheint es doch getaugt zu haben.*"

Tante Ann lächelte. Der liebe Junge war wirklich unartig!

„Jo,“ sagte sie wieder ernst, „ich kann dir noch eine Geschichte von Großvater erzählen.“

„O bitte, erzähl' sie doch, Tante!“

„Es war in den Dreißigerjahren, für alle eine recht böse Zeit. Damals baute dein Großvater ein paar Häuser in Brighton. Er war ein tüchtiger Geschäftsmann gewesen, der stets auf seine Rechnung kam, doch diesmal erklärte er mir immer wieder, er müsse froh sein, wenn er nur fünf Prozent Gewinn dabei herausschlage. Ich kann mich noch ganz deutlich daran erinnern, denn gerade damals hoffte ich so sehr, das Geschäft würde gut gehn. Ich hatte einen besondern Grund.“ Tante Ann hielt inne und sah im Geist jenen ‚besondern Grund‘ vor sich; in oben weiter und unten enger Hose stand er da und blickte auf sie herab, wie sie in der Krinoline und mit schön geflochtenem Haar auf dem Sofa saß; sie hörte wieder seine männliche Stimme sagen: ‚Liebe Ann, darf ich mit Ihrem Vater sprechen?‘, hörte wieder ihre eigne Antwort: »Bitte warten Sie, lieber Edward, Papa ist momentan so sehr in Anspruch genommen. Doch wenn, wie ich hoffe, alles gut geht — dann kann ich wohl im nächsten Jahr von ihm und den lieben Kindern fort.‘

„Was für einen besondern Grund hattest du, Tante?“

„Ach, lassen wir das, mein Junge. Wie gesagt, dein Großvater hatte arge Angst vor einem Mißerfolg, doch wenn er mit den Häusern Glück hatte, so war er aus allen Schwie-

rigkeiten draußen. Es war ein schreckliches Jahr und leider waren viel Intrigen dabei im Spiel."

„Was heißt das, Intrigen?"

„Intrigieren, mein Junge, heißt, mit List und ohne alle Skrupel danach trachten, seinen Nachbarn übers Ohr zu haun."

„Hat Großvater jemanden übers Ohr gehaut?"

Tante Ann blickte ihren Neffen scharf an.

„Nein, Jo," erwiderte sie, „dein G r o ß v a t e r wurde übers Ohr gehaun."

„O, wirklich, Tante Ann, wie interessant! Erzähl' doch, ich bin sehr neugierig."

„Nun, eines Tages kam dein Großvater in schrecklicher Aufregung von Brighton nach Hause. Es dauerte lange, bis ich ihn beruhigen und dazu bringen konnte, mir zu erzählen, was vorgefallen war. Es sah so aus, als ob drei seiner Häuser nicht trocknen wollten. Da die ersten Häuser ganz in Ordnung waren, schöpfte dein Großvater natürlich keinen Verdacht. Aber der Mann, der das Baumaterial lieferte, hatte statt frischen Wassers Meerwasser verwendet. Ich habe nie herausgebracht, ob er davon profitierte, oder nur aus Unwissenheit gehandelt hatte; dein Großvater jedoch war überzeugt, er sei ein Schurke. ‚Sie werden nicht trocken, sie werden nicht trocken!' sagte er in einem fort. Wäre er in diesem Augenblick gestorben, ich glaube, diese Worte wären in seinem Herzen eingegraben gewesen. Die: Sache drohte natürlich seinen guten Ruf als Baumeister zu vernichten.

Und dann, glaube ich, zeigte ihm jemand ein Verfahren, wodurch die Häuser scheinbar trocken wurden, während sich bei schlechtem Wetter erwiesen hätte, daß sie doch feucht geblieben waren. In jener Nacht hörte ich ihn noch lange, nachdem ich zu Bett gegangen war, in seinem Zimmer nebenan auf und ab gehn; aber am nächsten Morgen hörte ich ihn murmeln: „Nein, der Teufel soll mich holen, wenn ich darauf eingeh! Nach einem furchtbaren Kampf hatte er den Entschluß gefaßt, reine Hände zu bewahren.“

„Und was geschah dann, Tante?“

„Nun, er ließ die drei Häuser einfach niederreißen und wieder neu aufbaun — es kostete ihn ein Vermögen.“

„Zwang er nicht den Mann, der das Meerwasser verwendet hatte, den Schaden zu vergüten?“

„Er versuchte es, Jo, aber der Mann wurde bankrott. Dein Großvater alterte um viele Jahre. Wir alle litten darunter entsetzlich.“

Tante Ann schwieg, in die Erinnerung versunken, wie sehr sie darunter gelitten hatte. Edward! ... Ihres Neffen Stimme rief sie in die Gegenwart zurück.

„Aber gelt, Tante, Großvater wurde nicht bankrott?“⁴⁴

„Nein, Jo, doch hätte nicht mehr viel dazu gefehlt. Aber vielleicht war es gut so. Er wurde jetzt besonders geachtet und noch in spätem Jahren war er froh, so ehrlich gehandelt zu haben.“⁴⁵

Sie sah erschreckt empor — der junge Jolyon studierte ihr Gesicht auf sonderbare Art.

„Es war gewiß für dich eine böse Zeit, Tante.“

Tante Ann preßte die Lippen zusammen, sie wollte nicht bemitleidet werden.

„Du siehst also, mein Junge,“ sagte sie, „dein Großvater hatte gute Grundsätze, und das ist die Hauptsache.“

„Ging er in die Kirche und war er fromm?“

„Nicht besonders. Er war als Wesleyaner erzogen worden und daher nie mit der Hochkirche vollkommen einverstanden. Er sagte immer, ihr Gottesdienst sei ihm zu pompös. Natürlich gingen wir viel lieber in die Kirche als zu den Wesleyanern, und er ließ uns unsern Willen.“

„Wahrscheinlich war er froh, überhaupt nicht gehn zu müssen.“

Tante Ann führte ihren kleinen Papierfächer an die Lippen.

„Nicht so vorlaut sein, mein Junge!“

„Nein, Tante, es ist meine Überzeugung.“

„Nun, Jo, seit dem Tode unserer lieben Mutter benahm sich dein Großvater nicht gerade wie ein frommer Mann. Er lehnte sich immer wieder gegen sein Schicksal auf.“

„Ist mein Vater gut mit ihm ausgekommen?“

„Nicht besonders, denn dein Vater war der Liebling unsrer Mutter.“

„Aha.“

„Ja, mein Junge, dein Großvater war stets so beschäftigt, daß ihm für uns Kinder nicht viel Zeit übrigblieb. Vielleicht hatte er mich lieber als meine andern Geschwister.“

„Gewiß weil du ein so gütiger Mensch bist, Tante.“

„Pst, Jo, mach' dich nicht lustig über mich. Als unsere Mutter starb, war ich die einzige, mit der er sprechen konnte, die andern waren noch zu jung.“

„Hast du mir nicht gesagt, daß mein Vater damals so alt war, wie ich jetzt?“

„Ganz richtig, aber zu jener Zeit sprachen die Eltern mit ihren Kindern nicht in der Art wie heute.“

Der junge Jolyon gab keine Antwort, sondern warf ein wenig den Kopf hoch. Kinder!

„Wieviel Geld ließ er nach alledem zurück?“

„Dreißigtausend Pfund, mein Junge, die an uns zehn Kinder zu gleichen Teilen ausbezahlt wurden — er war ein sehr gerechter Mann.“

Der junge Jolyon nahm die Uhr aus der Tasche; es war eine alte Uhr seines Vaters und er zog sie gern hervor.

„Jetzt muß ich gehn, Tante; ich treffe einen Kollegen in Madame Tussauds Wachsfigurenkabinett. Kannst du mir nicht diese Schuhschnallen geben?“

Tante Anns Blick verweilte auf ihm; er war ihr Liebling, obwohl sie es nie eingestanden hätte.

„Kann man sie dir anvertraun, mein Junge?“

„Selbstverständlich.“

„Sie sind ein Erbstück, Jo. Sollen wir damit nicht warten, bis du älter bist?“

„Ach Tante, ich bin doch alt genug!“

Tante Anns Finger kramten in der kleinen Schublade.

„Also ich gebe sie dir unter der Bedingung, daß du ganz

besonders darauf achtgibst. Und du darfst sie erst dann tragen, wenn du als fertiger Anwalt zu Gericht gehst."

„Trägt man denn bei Gericht Schnallenschuhe?"

„Ich glaube schon, mein Junge. Ich selbst war zwar nie dort. Da hast du sie."

Einer Seidenpapierhülle entnahm sie die Schnallen—— in Silber gefaßte, schwarze Edelsteinimitation. Wie sie so auf dem kleinen schwarzen Samtkissen funkelten, sahen sie sehr vornehm aus.

Der junge Jolyon nahm sie in die Hand. In welche seiner Taschen konnte er sie stecken, ohne sich die Figur zu verderben?

„Tante, sie gefallen mir."

„Ja, lieber Junge, echte alte Edelsteinimitation. Hast du einen sicheren Platz, wo du sie aufbewahren kannst?"

„O ja, ich hab' eine ganze Menge Laden." Er steckte die Schuhschnallen in die Tasche des College-Fracks und beugte sich hinab, um seine Tante zu küssen.

„Jo, hoffentlich setzt du dich nicht darauf?"

„Ein Eton-Student setzt sich nie auf die Frackschöße, Tante."

Der nachdenkliche Blick seiner Tante begleitete ihn bis zur Tür; er wandte sich um und winkte ihr. Der liebe Jo! Er wuchs wirklich zum Mann heran! Es war jedesmal eine Freude, ihn zu sehn. Eines Tages würde er einen recht distinguierten Eindruck machen, so wie sein lieber Vater, ja noch viel mehr. Aber war es richtig gewesen, ihm die

Schnallen zu geben? War er nicht zu jung, um sich der Verantwortung bewußt zu sein? Sie schloß die kleine Schublade, der sie die Schnallen entnommen hatte, und an ihrem Auge zogen in bunter Reihe Bilder aus der Vergangenheit vorbei, aus den Tagen ihrer Kindheit und ihrer Reife — eine Jugend hatte sie nie gekannt. Tage voll Verantwortung — schon vom zwanzigsten Jahr an hatte sie wie eine Mutter für die ganze Familie gesorgt! Ihr einziges Erlebnis jene fehlgeschlagene Werbung — aufgeschoben und aufgehoben — im Keim erstickt durch den mißglückten Häuserbau und die Angst um ihres Vaters guten Ruf! Bedauerte sie, daß alles so gekommen war? O nein, wie konnte sie es auch! Hätte ihr Vater damals nicht so ehrlich gehandelt, wäre er nicht ein Mann von Wort gewesen — dann, ja dann hätte sie dem lieben Jo jetzt nicht die Schuhschnallen als Symbol der Führerschaft und Makellosigkeit geben können. Edward! Nun, er hatte am Ende sehr glücklich geheiratet. Sie gönnte es ihm; seine Frau schenkte ihm bald Zwillinge. Vielleicht war alles gut so — ihre Brüder und Schwestern, denen sie Mutter gewesen, waren immer sehr lieb zu ihr und es machte ihr eine solche Freude, die lieben Kinder ihrer Geschwister heranwachsen zu sehn. Ja richtig — Soames würde auf seinem Nachhauseweg vom Zoo bald zu Besuch kommen. Heute war sein achter Geburtstag und sein Geschenk lag bereit: ein Baukasten, damit er sich ein Haus bauen könne — wie sein Großvater, nur nicht — nur nicht mit Meerwasser ... Müde — müde — ja ... Nur ein kleines Schläfchen, bevor

der liebe Knabe kam——nur ein kleines — müde — ja —

Durch die dünnen, sonst stets zusammengepreßten Lippen strich leise ihr Atem. Das kantige Kinn ruhte auf der Kamee an ihrer Brust. Eine Woge köstlichen Schlummers überflutete ihr Bewußtsein, wie sie so dasaß, mit den gedrehten Locken auf der Stirn. Ein einziges Mal öffneten sich ihre Lippen und formten das Wort: „Schuh — Schuhschnallen."

II
IM SANDMEER DER ZEIT
1821—63

Im Frühling des Jahres 1860 am letzten Nachmittag vor der Abreise des jungen Jolyon nach Eton hängte der alte Jolyon den Zylinder auf ein Holzgeweih in der Halle seines Hauses in Stanhope Gate und trat ins Speisezimmer. Der junge Jolyon stülpte seinen Zylinder auf ein tiefer angebrachtes Geweih, ging ebenfalls ins Speisezimmer und schwang sich auf die Lehne des lederüberzogenen Armstuhls, in dem der Vater Platz genommen. Beide fühlten sich bedrückt und alt, vielleicht trug ein Besuch bei den Mumien im Britischen Museum, die sie eben besichtigt hatten, Schuld daran, vielleicht auch der bevorstehende Schul Wechsel des Jungen, der das Eton College beziehen sollte. Solche Anlässe lösen ja bei einem Dreizehnjährigen ähnliche Stimmungen aus wie bei einem Mann von vierundfünfzig. Der Knabe ahnte, daß er schon morgen ein Mann sein werde, und setzte sich daher heute wieder unwillkürlich zum Vater, wie er es bis zum zehnten Jahr vor seinem Schuleintritt gewohnt war. Er lehnte sich zurück, bis sein Kopf auf des Vaters Schulter ruhte. Der alte Jolyon zählte diese Augenblicke, die im Lauf der Jahre immer seltener wurden, zu dem Besten, was das Leben ihm bot; wie anhänglich doch der kleine Bursche war, wahrhaftig eine Freude!

„Nun Jo," fragte er, „was sagst du zu den Mumien?"

„Grauenhaft sind sie, Vater."

„Na ja. Aber hätten w i r sie nicht geholt, dann wären sie eben die Beute anderer geworden. Sie sollen einen Haufen Geld wert sein. Seltsamer Gedanke, daß Nachkommen dieser Mumien vielleicht noch leben, gelt, Jo? Na, jedenfalls kannst du jetzt sagen, daß du sie gesehen hast; nicht viele deiner Kameraden dürften das von sich behaupten können. Ich glaube, es wird dir in Eton gefallen." Dies sagte er, weil er gerade das Gegenteil befürchtete. Er wußte ja nicht viel davon. Aber es war zweifellos eine große, berühmte Anstalt, wohin er nun seinen kleinen Jungen sandte. Der alte Jolyon fühlte, wie der Sohn die Wange noch enger an seinen Arm schmiegte; er hörte die hohe Knabenstimme gedämpft murmeln :

„Erzähl' mir doch von d e i n e r Schule, Vater."

„Von meiner Schule, Jo? An der war nicht viel dran. Ich kam in die Schule von Epsom — mußte den ganzen Weg von Bosport bis London mit der Kutsche fahren und dann von dort mit der Postchaise — damals gab es ja noch keine Eisenbahn, weißt du. Man hat mich dem Postillon übergeben, einem großmächtigen Kerl mit rotem Gesicht und einem Hörn. Wir fuhren die ganze Nacht — fünfzehn Kilometer die Stunde — stündlich wurden die Pferde gewechselt — regelmäßig wie ein Uhrwerk."

„Bist du auch auf dem Bock gesessen, Vater?"

„Freilich; da saß ich kleiner Grünschnabel eingepfercht

zwischen dem Postillon und einem Fahrgast; es war sehr kalt — damals trug man Schals, bis über die Augen. Meine Mutter gab mir immer eine Hammelpastete mit und eine Flasche Kirschbranntwein. Ein wackrer Kerl, der alte Postillon, heiser wie eine Krähe, rund wie ein Faß; ein köstlicher Anblick, wie er kutschierte und ab und zu mit der Peitsche eine Fliege vom Ohr des Leitpferdes verjagte."

„Waren viele Jungen dort?"

„Nein, nur etwa dreißig, es war eine kleine Anstalt. Ich verließ die Schule schon mit fünfzehn."

„Warum?"

„Meine Mutter starb an Tante Susans Geburt. Da verließen wir Bosport und übersiedelten nach London; ich wurde gleich ins Geschäft gesteckt."

„Wie war deine Mutter, Vater?"

„Meine Mutter?" Der alte Jolyon schwieg — er suchte aus der Fülle seiner Erinnerungen ihr Bild hervor.

„Ich hatte sie lieb, Jo. Du weißt ja, ich war der Älteste; ich soll ihr ähnlich sein. Bin nicht so überzeugt davon. Sie war eine schöne Frau, hatte ein feines Gesicht. Nick Treffry würde dir sagen, sie sei die schönste Frau der ganzen Stadt gewesen; auch eine gütige Frau — sie war sehr gut zu mir. Ihr Tod traf mich sehr hart."

Enger schmiegte sich der Kopf des Jungen an des Vaters Arm. Damals, vor vielen Jahren, hatte er seine Mutter so lieb gehabt wie jetzt seinen Jungen, und wie sein Junge — so hoffte und glaubte er — ihn liebte. Schon mit ein-

undvierzig war sie gestorben, an der Geburt ihres zehnten Kindes. Des zehnten! Damals hielt sich niemand über derlei auf; der Krug ging eben zum Brunnen, bis er brach. Ja, ihr Verlust war freilich bitter gewesen.

Der junge Jolyon rutschte von der Armlehne herunter — vielleicht wollte er den Vater mit seinen Erinnerungen allein lassen.

„Jetzt muß ich packen gehn, Vater.“

„Schon gut, mein Junge. Ich rauche indessen eine Zigarre.“

Als der Knabe — welch hübscher kleiner Kerl! — sich entfernt hatte, ging der alte Jolyon zum chinesischen Teeschränken hinüber, das seinen Zigarrenvorrat barg, und nahm eine heraus. Er hielt sie ans Ohr und rieb sie zwischen den Fingern, um zu hören, ob sie trocken sei. Dann schnitt er das Ende ab, zündete sie an und steckte sie in den Mund. Er tat einen Zug, nahm sie wieder aus dem Mund, hielt sie zwischen zwei Fingern, deren Nägel ziemlich spitz zugeschnitten waren, vor sich hin und sog den bläulichen Rauch mit Genuß ein. Kein schlechtes Kraut, wahrhaftig, hatte einen guten Zug! Er nahm wieder im Armstuhl Platz, lehnte sich behaglich zurück und schlug die Beine übereinander. Lange war es her, seit er zum letzten Mal an seine Mutter gedacht! Er sah ihr Gesicht noch vor sich, ganz deutlich, sah noch den klaren Blick ihrer tiefliegenden Augen, das ziemlich spitze Kinn; er hörte noch ihre Stimme, sie klang so angenehm, weich und zart. Welches ihrer Kinder war ihr

nachgeraten? Ann ein wenig; Hester schon; Susan etwas; Nicholas vielleicht, nur war der Bursche so schneidig; auch ihm, Jolyon selbst, sagte man Ähnlichkeit mit der Mutter nach — ob mit Recht, wußte er nicht, doch der Gedanke tat ihm wohl — sie war ein feiner Mensch gewesen. Und plötzlich war es ihm, als streiche ihre Hand ihm wie einst über Stirn und Haar — sie sah es so gern emporgebürstet. Ja, wie gut er sich noch an die lange, kalte Wagen fahrt erinnern konnte und die Ankunft daheim in Bosport; er sah noch des Vaters stämmige Gestalt im Hausflur stehn, die Beine ein wenig gespreizt, den Kopf gebeugt, als habe man ihm einen Schlag versetzt — erst als Jolyon sagte: „Da bin ich, Vater,“ hatte der Alte ihn bemerkt.

„Was! Du, Jo?“ Sein Gesicht war stark gerötet, die geschwellenen Lider ließen kaum die Augen darunter sehn. Er machte eine seltsame Bewegung mit beiden Händen und wies mit dem Kopf nach der Treppe.

„Geh hinauf,“ hatte er gesagt. „Mit der Mutter steht es sehr schlecht. Geh hinauf, mein Junge; nur darfst du mir um Himmelswillen nicht weinen!“

In herzbeklemmender Angst war er hinaufgegangen. An der Tür kam ihm seine Schwester Ann entgegen — damals ein hübsches, gutgewachsenes junges Mädchen; später war sie ihnen allen eine Mutter und hatte sich geopfert, um die Kleinen aufzuziehn. Eine brave Frau, diese Ann!

„Komm herein, Jo,“ hatte sie gesagt, „Mutter möchte dich sehn. Aber Jo — ach Jo!“ Und zwei Tränen waren

ihr über die Wangen gerollt. Der Anblick hatte ihn entsetzlich erschüttert; Ann weinte sonst nie. In dem riesigen Himmelbett lag seine Mutter, weiß wie das Linnen des Kissens — ganz weiß, bis auf die braunen Locken. Im Zimmer herrschte Dämmerlicht, drüben am Fenster saß eine fremde Frau — die Pflegerin — und hielt ein weißes Bündel auf dem Schoß! Er war ans Bett getreten. Noch jetzt konnte er ihr Gesicht sehn — ganz faltenlos war es, ganz glatt, wie au? Wachs! Lautlos war er dagestanden und hatte sie nur angeblickt. Da hatte sie die Augen aufgeschlagen und ein wenig zur Seite gedreht, um ihn voll anzusehn, während ihr Gesicht reglos auf dem Kissen lag. Und dann hatten ihre Lippen sich bewegt und geflüstert: „Ah, Jo ist da, mein lieber, lieber Junge!“ Nie in seinem Leben, weder vor- noch nachher, hatte es ihn einen so schweren Kampf gekostet, nicht laut herauszuweinen und sich zu Boden zu werfen. Doch er sagte weiter nichts als „Mutter!“ Da öffneten sich wieder ihre Lippen. „Küß mich, mein Junge!“ Er hatte sich niedergebeugt und ihre Stirn geküßt, die so glatt und kalt war. Dann war er auf die Knie gesunken und hatte ihre geschlossenen Augen angestarrt, bis Ann kam und ihn wegführte. Oben in der Mansarde, die er mit James und Swithin teilte, war er auf seinem Bett gelegen, das Gesicht in die Kissen gedrückt, und hatte geschluchzt, wieder und wieder. Am selben Vormittag war sie gestorben und hatte, wie Ann ihm gesagt, kein weiteres Wort gesprochen. Noch nach vierzig Jahren fühlte er deutlich wieder das Weh, die

kalte Leere jener Tage, das schreckliche, lautlose Würgen im Hals, als man sie ihm auf dem alten Kirchhof für immer nahm. Erst am Tag vor der Abreise der Familie nach London wurde ihr Grabstein gesetzt. Er war hingegangen und hatte die Inschrift gelesen:

,ZUR ERINNERUNG AN
ANN,
die inniggeliebte Gattin des
Jolyon Forsyte.
Geboren am 1. Februar 1780,
gestorben am 16. April 1821.'

Ein strahlender Maitag war es gewesen und ganz allein war er zwischen den dichten Gräberreihen gestanden.

Der alte Jolyon setzte sich im Lehnstuhl zurecht — seine Zigarre war ausgegangen. Die Wangen über dem ergrauenden Backenbart (Mode der Sechzigerjahre) hatten sich plötzlich gerötet, die tiefliegenden Augen blickten zornig unter den zusammengezogenen Brauen hervor: ihm fiel soeben ein anderes Erlebnis ein, das nur zehn Jahre zurücklag — und die Erinnerung rief Bitternis, Wut und Scham in ihm wach.

Wieder war es ein Frühlingstag gewesen, im Jahre 1851. Im Jahr vorher hatten sie ihren Vater auf dem Highgate-Friedhof begraben, dreißig Jahre nach dem Tod der Mutter. Da war ihm der Einfall gekommen, auch i h r Grab zu besuchen, und er fuhr — zum erstenmal nach so langer Zeit — nach Bosport, nun schon mit der Eisenbahn, und auf dieser

Reise hatte er, wie er sich jetzt entsann, eine schottische Mütze getragen. Der Ort hatte sich so sehr verändert und vergrößert, daß Jolyon ihn kaum wiedererkannte. Als er schließlich die Pfarrkirche fand, eilte er gleich nach dem Winkel des Friedhofes, wo man die Mutter begraben hatte, blieb aber ganz entgeistert stehn und rieb sich die Augen. Der Winkel war gar nicht mehr da! Die Bäume, die Gräber — alles fort! Eine schräglaufende Mauer schnitt hier den Kirchhof ab, und wo jener Winkel gelegen, liefen jetzt Eisenbahnschienen. Herrgott im Himmel, was hatte man nur mit seiner Mutter Grab gemacht? Wie ein Spürhund suchte er den ganzen Friedhof ab, immer finsterer wurde seine Miene. Sie hatten es doch hoffentlich anderswohin verlegt. Aber nein — nirgends eine Spur! Zorn und Rachgier packten ihn, vor Scham wallte sein Blut heiß auf. Diese Schurken, diese Barbaren, diese Vandalen! Seine Mutter — ihre Gebeine verstreut, ihr Name getilgt, ihre Ruhestatt vernichtet! Eine stinkende Eisenbahn über ihrem Grab! Mit welchem Recht? Mit zitternden Händen umklammerte er das Gitter eines Grabes, Schweißtropfen traten auf seine gerötete Stirn. Wenn es irgendein Gesetz gegen diesen Frevel gab, er würde es zu Hilfe rufen! Wenn hier jemand strafbar war, bei Gott, er würde ihn strafen lassen! Dann übermannte ihn wieder die Scham, die seiner Natur sonst fremd war. Was hatte denn den Vater, was hatte sie, die Söhne, so sehr in Anspruch genommen, daß von ihnen allen in den vielen Jahren kein einziger hiehergefahren war, um nach ihrem Grab zu

sehn? Sie alle standen im Bann des Geldverdienens — wie ihre ganze Generation, deren Werk ja diese leichenschänderrische Eisenbahn war, die den Frieden der Toten entweihte! Er beugte den Kopf herab auf die zitternden Hände. Seine Mutter! Und er hatte von ihr, der Wehrlosen, diesen Frevel nicht abgewehrt! Warum aber hatte der pflichtvergessene Pfarrer sie nicht davon verständigt, was da geschehen sollte? Er hob wieder den Kopf und stierte um sich. Drüben auf dem Weg jätete jemand Unkraut. Er trat auf den Mann zu und fragte:

„Wie lange ist es her, seit man hier die Eisenbahn gebaut hat?“

Der Alte unterbrach die Arbeit und stützte sich auf den Spaten.

„Mehr als zehn Jahr'.“

„Was ist eigentlich mit den Gräbern in dieser Ecke geschehn?“

„Na, schön hab' ich das nie gefunden.“

„Ich frage Sie: Was ist mit den Gräbern geschehn?“

„Aufgegraben hat man sie.“

„Und die Särge?“

„Was weiß ich! Fragen Sie den Pfarrer. Es waren ganz alte Gräber — hundert Jahre und darüber, die meisten!“

„Das ist nicht richtig! Eins war das Grab meiner Mutter. 1821.“

„Aha! Erwinnere mich schon — ein neuer Stein war darauf.“

„Was ist damit geschehn?“

Der Alte blickte zu Jolyon auf und starrte dann, als sei er sich plötzlich der seltsamen Situation bewußt geworden, auf den Weg vor sich hin.

„Mir scheint, der Eigentümer war nicht aufzutreiben — der Pfarrer wird's vielleicht wissen, fragen Sie den!"

„Wie lang ist er schon hier?"

„Michaeli wird's vier Jahr'. Der alte Pfarrer is tot, aber vielleicht kann Ihnen der neue was sagen."

Der alte Jolyon stand da wie ein seiner Beute beraubtes Tier. Tot! Dieser Schurke war tot!

„Wissen Sie nicht, was mit den Särgen geschehn ist, mit den Gebeinen?"

„Könn'ts nicht sagen — sind wohl irgendwo wieder eingescharrt. Vielleicht haben auch die Doktoren ein paar davon gekriegt — was weiß ich! Na, wie gesagt, der Vikar wird's vielleicht wissen."

Er spuckte in die Hände und begann wieder zu jäten...

Der Vikar? Zu dem war Jolyon auch vergebens gegangen, er hatte nichts gewußt, oder wenigstens nichts zu wissen behauptet — niemand hatte was gewußt!! Lauter Lügner — nichts als Lügner — er glaubte ihnen kein Wort. Sie hatten den Eigentümer nicht ermitteln wollen, aus Angst, er könne ihren Plan durchkreuzen! Zerstreut, dahin — alles, bis auf die Eintragung im Totenregister. Über der Erde, in der seine Mutter geruht hatte, liefen jetzt Schienen, ratterten Züge. Und er — mit einem dieser Züge mußte er nun nach London zurück, nach diesem London, das ihm Herz und Sinn so ge-

fangen genommen, daß er sie, die ihn geboren, verraten hatte! Aber wer konnte auch so etwas voraussehn! Geweihte Erde! Riß denn diese Flut des Fortschritts alles mit sich, alles? Sogar die der Erde anvertrauten Toten?

Er streckte die Hand nach einem Zündholz aus, doch die Zigarre schmeckte bitter und er warf sie fort. Er hatte Jo nichts davon erzählt und würde es ihm auch nicht erzählen, ein Junge brauchte derlei nicht zu erfahren. Nie würde ein Junge verstehn, wie einen das Leben immer weiter trieb, wenn man einmal begonnen hatte, seinen Weg zu machen. Wie eins das andre nach sich zog, bis die Vergangenheit dem Gedächtnis entschwand und die Flut der Interessen höher und höher schwoll, Gefühle und Erinnerungen fortschwemmte und mit ihnen die grünen Gefilde der Jugend. Nie würde ein Knabe begreifen, wie unaufhaltsam der Fortschritt vordrang und an den stillsten Orten von Grund auf Wandel schuf. Aber vielleicht sollte der Junge die Geschichte doch erfahren — sie könnte ihm eine Lehre sein. Nein! Lieber nicht! Wie peinlich, es ihm zu gestehn, man habe die eigene Mutter——! Er langte nach der »Times'. Was für ein Unterschied! Wie gut entsann er sich noch der ,Times' in seinen ersten Londoner Jahren — ihres winzigen Drucks, wie ihn heute kein Mensch mehr lesen könnte. Die ,Times' — ein einziger Bogen, der die Parlamentsdebatten enthielt und ein paar Inserate, Stellenangebote und -gesuche. Und jetzt — ein in großem Format, großer Auflage und doppelt so großen Lettern erscheinendes Weltblatt!

Die Tür knarrte. Was war los? Richtig — der Tee! Seine Frau war oben, unpäßlich; ihm servierte man hier unten den Tee.

„Schicken Sie der gnädigen Frau auch etwas hinauf," sagte er, „und rufen Sie den jungen Herrn."

Er rührte den Tee um — den besten Suchong seiner eigenen Firma, und las über Lord Palmerstons Befinden und den bevorstehenden Besuch Kaiser Napoleons — schon wieder dieser saubere Charlatan! — bei der Königin. Da trat der Junge ein.

„Ah! Da bist du ja, Jo! Der Tee wird zu stark."

Während der kleine Bursche trank, sah Jolyon ihn an. Morgen fuhr er in die berühmte Anstalt, wo man Ministerpräsidenten, Bischöfe und Ähnliches heranzüchtete, wo man den Zöglingen — hoffentlich! — gute Manieren beibrachte und — Geringschätzung des Handelsstandes! Hm! Würde der Junge seinen eigenen Vater mißachten lernen? Plötzlich regten sich im alten Jolyon das unabhängige Wesen und die urwüchsige Ehrlichkeit, die ihn bei den Leuten so geachtet und ein wenig gefürchtet machten.

„Du hast mich vorhin nach deiner Großmutter gefragt, Jo. Ich habe dir noch nicht erzählt, daß ich dreißig Jahre nach ihrem Tode in meinen Heimatsort fuhr. Man hatte ihr Grab aufgegraben, um für eine Eisenbahn Platz zu schaffen. Von dem Grab war keine Spur mehr zu finden und niemand konnte oder wollte mir darüber Auskunft geben."

Der Knabe hielt den Löffel über der Schale und blickte

vor sich hin; wie unschuldig und unberührt er aussah! Plötzlich färbten sich seine rosigen Wangen noch röter und er rief:

„Eine Niedertracht, Vater!“

„Jawohl. Der nichtswürdige Pfaffe dort hat es zugelassen, ohne uns je davon zu verständigen. Aber es war meine Schuld, Jo, ich hätte mich schon früher um ihr Grab kümmern müssen.“

Wieder schwieg der Junge, aß seinen Kuchen und blickte den Vater an. Der alte Jolyon dachte: „Na, jetzt weiß er's.“

Da platzte der Knabe heraus:

„Genau so ist es doch den Mumien ergangen, Vater.“

„Den Mumien? Was für Mumien? Aha, diese Dinger im Britischen Museum.“ Der alte Jolyon schwieg und blickte zurück über das Sandmeer der Zeit. Seltsam, daß ihm diese Übereinstimmung mit dem Schicksal der Mumien entgangen war. Seltsam! Aber der Knabe hatte sie bemerkt! Hm! Was mochte das bedeuten? Und plötzlich kam dem alten Jolyon eine Ahnung von dem geistigen Abstand zwischen seiner Generation und der seines Jungen. Es war ja sonnenklar, und er hatte es nicht gesehn! Sonderbar! In Ägypten, hieß es, sei alles nur Sand. Vielleicht kam alles, was der Sand begraben, von selbst wieder zum Vorschein. Aber — wenn auch, wie Jo gemeint hatte, vielleicht noch Nachkommen dieser Mumien lebten, so waren es doch nicht Söhne oder Enkel. Dennoch, es gab einen Zusammenhang: der Knabe hatte ihn erkannt, er nicht. Unvermittelt fragte er:

„Fertig mit dem Packen, Jo?“

„Ja, Vater, nur — glaubst du, daß ich meine weißen Mäuse mitnehmen darf?“

„Hm, ich weiß nicht, Jo; vielleicht sind sie ein wenig zu jugendlich für Eton. Man ist dort nämlich sehr auf Würde bedacht.“

„Ja, Vater.“

Das griff dem alten Jolyon ans Herz. Armer kleiner Kerl, was dem bevorstand!

„Hast du auch weiße Mäuse gehabt, Vater?“

Der alte Jolyon schüttelte den Kopf.

„Nein, mein Junge, in meiner Jugend kannte man diese Kulturerrungenschaft noch nicht.“

„Ob vielleicht diese Mumien welche hatten?“ sagte der junge Jolyon.

III
HESTERS KLEINE REISE
1845

Die regelmäßigen Besucher der ‚Forsyte-Börse‘ im Hause Timothys, Bayswater Road, waren gewohnt, Tante Hester an ihrem angestammten Platz zur Linken des Kamins sitzen zu sehn; stets lag ein Buch auf ihrem Schoß, doch sie sah so phlegmatisch aus, daß es zweifelhaft schien, ob sie es auch las. Bei ihrem Anblick fragte sich gewiß so mancher: Hat diese stille Frau je ein Abenteuer erlebt und seelische Kämpfe durchgemacht, und welcher Art waren sie? Hat sie je geliebt, und wen? War sie je erkrankt, und woran? Wem hat sie sich je anvertraut, und was hatte sie anzuvertrauen? Nicht etwa, daß sie wie eine Sphinx dagesessen wäre, das hätte sich ja kaum geschickt. Doch seltsamerweise war gerade Hester die einzige der drei bei Timothy wohnenden Schwestern, von der trotz ihres Phlegmas eine Atmosphäre freier Lebensauffassung auszugehen schien. Oder richtiger gesagt: sie machte den Eindruck, als habe sie um eines ruhigen Lebens willen Wünsche, Gedanken, Hoffnungen, Antipathien unterdrückt, wie sie in keiner ihrer beiden Schwestern auch nur aufgetaucht waren. Man hatte ganz und gar nicht das Gefühl, Tante Hester habe eine Vergangenheit, sondern vielmehr das Empfinden, daß sie ihr ganzes Leben lang auf eine Ver-

gangenheit verzichtete, die sie hätte haben können. Und sie war sich dessen bewußt, auch das fühlte man, doch sie fand es keineswegs tragisch, sondern eher komisch, als sage sie sich selbst: ‚So zu sein, wenn man so gar nicht danach aussieht — drollig, nicht wahr?‘ Als die Theorie Freuds über Komplexe und Verdrängungen aufkam, pflegten die jungem Mitglieder der Familie sich darüber Gedanken zu machen, was wohl Tante Hester zugestoßen sei, ehe sie so wurde, wie sie war. Violet, die sich mit Pastellmalerei beschäftigte, Christopher mit seiner Vorliebe für die Bühne, und die, gelinde gesagt, höchst unternehmungslustige Maud Dartie erörterten diese Frage oft. Die Ansichten waren geteilt. Man meinte, Tante Hester sei entweder im Alter von drei Jahren auf den Kopf gefallen, oder mit dreizehn von einem Neger verfolgt worden. Aber darin waren sich so ziemlich alle einig, daß in Tante Hester geheime Kräfte schlummerten, die sie mit Absicht unterdrückt hatte. Das Gesetz von der ‚Wiederherstellung des Gleichgewichts‘ liefert die einleuchtende Erklärung dafür, warum es in der Familie Forsyte, die so viele Originale hervorgebracht hatte, auch zwei Menschen wie Timothy und Hester geben mußte; in ihnen hatte die Natur gleichsam einen Reserve- und Amortisationsfonds errichtet. Erst als Tante Hester im Jahre 1907 starb und Francie Forsyte ihr Porzellan erbte, erfuhr wenigstens dieses eine Familienmitglied, daß sie sich einmal «ausgelebt‘ hatte, ehe sie endgültig auf eine Vergangenheit verzichtete. In einer Teekanne aus Lowestoft-Porzellan fand Francie ein kleines Bündel ver-

gilbter Blätter, die Tante Hester anscheinend aus Passivität nicht vernichtet hatte, ehe sie in die ganz große Passivität einging. Das Bündel lag versteckt unter alten Gewürznelken, zerfallenen Rosenblättern und drei Schuhknöpfen; offenbar hatte sie Tante Hester in die Teekanne geworfen, als sie sich keine Zeit nahm, sie anderswo hinzutun. Die Blätter waren lose, als seien sie aus einem Tagebuch gerissen; das allein gab zu denken, denn es ließ darauf schließen, daß Tante Hester doch einmal Energie besessen und ein Tagebuch geführt haben mußte. Vielleicht war es ein Glück, daß sie gerade Francie in die Hände fielen — sie war die einzige in der Familie, die Verständnis dafür besaß und sich darüber freute. In ihrer Freude kam sie sogar auf den Gedanken, Tante Hester habe die Blätter gleichsam als Protest gegen ihr ungenütztes Leben fortbestehen lassen. Bald danach formte sie aus ihrem Inhalt eine Erzählung, die sie unter einem Pseudonym der Zeitschrift ‚Die Argonauten‘ einsandte; doch man schickte sie ihr zurück. Die Namen waren darin geändert, aber hier seien sie, der Wirklichkeit getreu, wiedergegeben. ‚Hesters kleine Reise. In einer Teekanne aufgefundene Tagebuchblätter aus der frühviktorianischen Zeit,‘ hatte sie die Erzählung benannt. Sie begann ganz unvermittelt:

„Mittwoch, früh morgens. Wie zauberhaft es gestern war, im Mondenschein am schönen Rhein zu stehen! In Gedanken folgte ich dem Strom, wie er vorbeizog an Burgen und

Städten, um sich endlich in das weite blaue Meer zu verlieren. Wie das Mondlicht auf dem Wasser erglänzte! So schien der Mond, als die Lorelei die Fischer ins Verderben lockte, als die Raubritter in schimmernder Rüstung von ihren Burgen auf Beute zogen. Aber dachte ich wirklich an derlei Dinge? Nein, ich hatte nur einen Gedanken: Wird er kommen? Wird er wirklich kommen? Was würden sie zu Hause sagen, wenn sie mich hier sähen, wie ich, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, auf meinen Geliebten warte! Mein Geliebter! Ach, dieses süße Wort! Wenn ich nur mein Deutsch nicht vergesse, dachte ich, damit ich verstehe, was er mir mit seiner süßen Stimme sagt, und damit er sich nicht bemühen muß, Englisch zu sprechen! Glaube nicht, mein Tagebuch, daß ich mir der Unschicklichkeit meines Kommens nicht bewußt war. Ja, ich w a r mir dessen bewußt, doch es lag mir nichts daran. Gar nichts lag mir daran! Warum auch? Mein Herz sagt mir, daß ich ihn liebe, mein Herz sagt mir, daß er mich liebt. — Und dann kam er; ehe ich mich's versah, stand er vor mir, in seinen flatternden Mantel gehüllt, über den Swithin gewiß lachen würde; doch er verleiht ihm ein so soldatisches Aussehn, er hat eine so aufrechte Gestalt. Wie furchtbar mein Herz pochte, als er mich schweigend in die Arme schloß und den Mantel um mich schlug, so daß wir in eins verschmolzen schienen. Ach, es war göttlich! Und wie seltsam! Weder Angst noch böse Ahnungen bedrängten mich. Kein einziges Mal dachte ich an Daheim, während er mich in seinen Ar-

men hielt. Eine Nachtigall schlug; es war so romantisch, so zauberhaft, daß ich es nie vergessen kann. Rolandseck, du liebes Rolandseck!. •. Als ich, zum Glück ganz unbemerkt, mein Zimmer erreichte, erschauerte ich bei dem Gedanken, daß wir morgen nach Bonn weiterfahren würden, und fühlte mich ganz krank. Würde das nicht zu weit für ihn sein, um mich aufzusuchen, da er doch seinen Dienst beim Militär versehen mußte? Aber wenn ich seinen Worten und mehr noch seinen Lippen glauben darf, wird er kommen. Um sechs Uhr, sagte er, würde er in Bonn auf dem Stadtplatz unter den Linden auf mich warten. O mein Tagebuch, welchen Weg geht deine Hester? Als ich gestern in seinen Armen lag, fühlte ich, daß ich für ihn auf alles in der Welt verzichten könnte; freilich, er ist aus sehr guter Familie. Aber als ich dann in meinem Bette lag, erschien mir alles so schwer und mühsam; ich glaube, unser lieber Vater wäre außer sich bei dem Gedanken, ich sei in Deutschland mit einem Offizier verheiratet, oder vielleicht nicht einmal verheiratet — ich weiß doch nicht, ob er nicht schon eine Frau hat. Und die Unbeständigkeit der Soldaten ist ja sprichwörtlich; sie lieben und reiten von dannen. Und was sollte dann aus mir werden? Aber welch Entzücken ich empfand, als er mich umfing — gibt es etwas Schöneres auf Erden als die Liebe? Und wie oft habe ich darüber gelacht. Doch ich kenne mich selbst nicht mehr, mein Sinn für Humor ist geschwunden. Wenn ich bedenke, daß wir erst vor drei Wochen die Überfahrt nach Calais machten — ein

Jahrhundert scheint es her zu sein; und alles, die Städte und Menschen, die ich gesehn, sind verblaßt, als hätte ich davon geträumt. Nichts scheint wirklich als diese letzten Tage. Doch vielleicht sind gerade die ein Traum und ich werde erwachen und wissen, daß ich ihm nie begegnet bin. Wenn ich mir vorstelle, ihm nie begegnet zu sein, wären wir nicht an jenem Abend in Ems in die Trinkhalle gegangen! Diese himmlischen Walzer, die wir miteinander tanzten — er tanzt so elegant! Es war Liebe auf den ersten Blick, und ich habe mich äußerst unschicklich benommen. Aber das ist mir vollkommen gleichgültig. Manchmal jedoch möchte ich wissen, was er wohl von mir denkt, wenn er allein ist. Schließlich bin ich doch dreißig Jahre alt und nicht, wie er vielleicht glaubt, ein junges Mädchen; er sagt immer, ich sehe so jung aus. Sein »Englisches Mädchen' nennt er mich. Ach Gott, wie schwer ist das Leben! Ich staune selbst darüber, daß aller Anstand und die ganze gute Erziehung mir bedeutungslos erscheinen, wenn ich bei ihm bin. Ich bin wirklich schlecht, denn ich muß lachen bei dem Gedanken, was John und Eleanor denken und sagen würden, wüßten sie, wo ihre 'liebe, sittsame Hester' vergangene Nacht war und daß ihr ganzes Sinnen und Trachten danach geht, heute abend wieder von ihnen loszukommen und ihn in Bonn auf dem Stadtplatz unter den Linden zu erwarten. Auf meiner Uhr ist es fast sieben. Ich muß jetzt schließen, liebes Tagebuch, und mich für die Reise fertig machen...'

„Mittwoch abend. Ach du meine Güte, was ich zusammen-
gelogen habe! Zuerst gab ich vor, vom Rütteln in der Post-
kutsche Kopfschmerzen zu haben, und dann, daß ich mich
niederlegen und schlafen müsse, um beim Abendessen frisch
zu sein. Dann horchte ich; als ich John und Eleanor in
ihrem Zimmer auspacken hörte, stahl ich mich davon. Er
stand schon da — voll Ungeduld; seine Schuhe waren be-
staubt, denn den ganzen Weg war er hergeritten und wollte
auch wieder zurückreiten, um zum Morgenappell dort zu
sein. O, welch wunderbare Stunde! Doch nicht so wunder-
bar wie gestern nacht, denn Leute waren in der Nähe und
die schönen, dichten Linden verbargen uns nicht, wie ich es
wollte. Ja, ich wollte es — ich bin ganz außer Rand und
Band. Heute nacht — wag' ich, es dir anzuvertrauen, mein
Tagebuch? — will er an mein Fenster kommen. Habe ich
daran gedacht, als ich das Zimmer zu ebener Erde wählte?
Ich will ehrlich sein: ich habe daran gedacht, jawohl!
Nie wieder will ich über Verliebte lachen. Die Liebe ist zu
süß und zu berauschend. Man tut Dinge, die man sich nicht
träumen ließ, und ist noch stolz darauf, solange niemand
etwas davon weiß. Als ich ins Hotel zurückkam, traf ich
John und sagte ihm, ich hätte mich wegen meiner Kopf-
schmerzen nach frischer Luft gesehnt und einen Spaziergang
gemacht; wie freute ich mich, daß sich der liebe John so
leicht hinters Licht führen ließ! Und dann sagte ich, ich
würde morgen wieder ganz wohl sein, wenn ich b a l d nach
dem Abendessen zu Bett ginge. Armer John, er ist so arglos

und hat so liebe Augen. Ich glaube, Eleanor ist sehr glücklich. Für die beiden ist alles so einfach. O Gott! Wie ganz anders und schwer ist alles für uns! Wenn er nur ein Engländer wäre! Bernhard — der Name klingt so schön und stark — ganz wie ein Name klingen soll, nur gefällt er mir ohne h noch besser. Er mißt über einen Meter achtzig und ist achtundzwanzig Jahre alt; mich hält er für vierundzwanzig, und ich habe ihm nicht gesagt, daß ich älter bin. Wenn er mich im Arm hält, ist mir alles andere gleich, selbst die Wahrheit. Eigentlich ist es sehr gut, daß wir uns nicht fließend verständigen können; das scheint mir wie eine Entschuldigung dafür, daß ich ihn über mein Alter täusche. Und schließlich — zwischen dreißig und achtundzwanzig ist doch kein wesentlicher Unterschied, und er ist so groß und stark und männlich, daß ich mich in seiner Gegenwart ganz demütig und wirklich jung fühle. Über diesem schönen Rheinland liegt eine solche Romantik, daß ich hier ganz anders empfinde als in England; in England könnte ich nie so handeln wie hier, bestimmt nicht — ich würde mich dieses überwältigenden, köstlichen Gefühls schämen. Ich schreibe im Bett, weil ich Angst habe, daß die liebe Eleanor herein-, kommen könnte; und da ich sagte, ich würde mich gleich niederlegen, soll sie mich nicht außer Bett finden. Aber ich glaube, bald kann ich es wagen aufzustehn und die Tür zu versperren — dann will ich mein lilafarbneg Neglige anziehen, es paßt zu meinem Haar; das Haar laß ich gelöst. Ich weiß, das ist gewagt, doch manchmal bin ich waghalsig

wie eine Löwin, die ihre Jungen verteidigt; und dann, wenn ich mich besinne, daß ich einen Liebsten habe, der des Nachts an mein Fenster kommt, ist mir plötzlich, als müsse sich mein Herz bis in die Fußspitzen verkriechen. ‚Romeo, Romeo, warum bist du Romeo?‘ O, warum ist er kein Engländer? Dann wäre alles um so viel leichter, dann könnte er offen um mich anhalten. Wenn jemand erführe, daß er heute nacht zu mir kommt, könnte ich nie mehr den Kopf hochtragen. Doch wäre ich überzeugt, daß niemand es erfährt, ich fühlte mich frei und glücklich wie ein Vogel, der frohlockt, daß sein Gefährte im Mondschein zu ihm kommt. Aber Vögel treffen sich doch nicht im Mondschein. Wie dumm von mir! O Gott — wenn ihn jemand sieht! Nein, daran mag ich gar nicht denken! Mut, mein Herz! Er sagt, ich sei ‚so schön‘ — wie hübsch das klingt. Aber ich weiß, daß es nicht wahr ist. Ich habe weder die rosigen Wangen, das flachsblonde Haar, noch die Korallenlippen dieser deutschen Mädchen. Ich bin dunkel und schlanker. Vielleicht bewundert er mich darum. Ach, wie mein Herz pocht! Jetzt muß ich dich weglegen, mein Tagebuch. Was, o was werde ich erfahren haben, wenn ich dich wieder zur Hand nehme! .. .’

»Freitag nachmittag. Ich bin verzweifelt. Ich weiß nicht, was ich tun soll, ich weiß es nicht. Die ganze Zeit, seit ich heute seinen lieben Brief erhalten habe, gehen meine Gedanken wie im Kreis herum. Mit Hilfe des Wörterbuches

habe ich den Brief ganz verstanden. Sein Regiment marschirt morgen nach Frankfurt und er bittet mich, daß ich ihm folge. Er sagt, wir würden heiraten und er würde mich ‚für ewig glücklich‘ machen. Aber bis zum Abmarsch hat er so viel zu tun, daß er nicht wieder herkommen kann. Ich weiß, es ist mein größter Fehler, daß ich nicht selbständig handeln kann; Ann wirft mir das immer vor. Könnte ich mich jetzt zu einem Entschluß aufraffen, so ginge ich geradewegs zu ihm, ohne die Folgen zu scheuen; wenn Ann das wüßte! Nicht etwa, daß ich mich vor den Folgen fürchte, aber es ist so schwer, selbständig zu handeln; es gäbe so vieles zu tun, wenn ich zu ihm ginge. Ach, wenn es nur jemand für mich täte! Nicht meine Seele, mein Leib zaudert und zögert. War' ich doch wie Ann, die immer gleich tut, was sie für richtig hält. Schäme ich mich dessen, was vorgefallen ist? Nein, vor mir selbst nicht. Warum sollte ich mich schämen, daß wir der Stimme unseres Herzens folgten! Aber ich kann es nicht über mich bringen, John und Eleanor alles zu erklären. Sie wären so entsetzt, und wie könnte ich es ihnen begreiflich machen? Und dann müßte ich alles für die Reise besorgen und meine Halskette verkaufen, denn ich habe nicht genug Geld. Wenn er das wüßte, würde er mir Geld schicken, aber ich mag ihn nicht darum bitten. O Gott, es ist alles so furchtbar schwer! Gestern, bei der Erinnerung an unsere Nacht, war ich wie berauscht, und auch jetzt noch macht mich der Gedanke erbeben. Heute aber hat mich mein ganzer Mut und meine Kraft verlassen. Unsere Nacht! Nie,

nie könnte ich darüber schreiben, auch dir, mein Tagebuch, kann ich's nicht anvertrauen. Es war so herrlich, so erschreckend und so süß! Bereute ich, was ich tat, bereue ich es jetzt? Nein, tausendmal nein! Wäre er in diesem Augenblick bei mir, es käme wieder, wie es kam. Ich muß ein leichtfertiges Geschöpf sein, denn vor mir selbst bin ich stolz auf meine Tat. Doch vor der Welt — und dann vor John und Eleanor! Wie kann ich sie ohne jede Erklärung verlassen, wo sie so lieb zu mir waren, mich auf diese Reise mitzunehmen? Und wenn ich ihnen eine Erklärung gebe, mit welchen Worten soll ich sagen, was ich tat — was wir taten? Sterben würde ich vor Scham! Wenn ich mich aber nicht entschließen kann, heimlich fortzugehen und alle andern nötigen Schritte zu tun, so muß ich mit ihnen nach Köln Weiterreisen und zurück nach London, und dann sehe ich ihn nie wieder. Bald wird er mich vergessen haben. Für ihn bin ich dann nur die Erinnerung an eine Liebesnacht, vielleicht an eine unter vielen. Was weiß ich denn von ihm, als daß ich ihn liebe und daß er für mich schön und tapfer ist. Wenn ich den Blick erhebe, sehe ich ihn vor mir, wie er sich im Mondlicht über mich beugt. 0 Gott, ich war schlecht, aber ich war glücklich. Es läutet zum Abendbrot. Ja, ich bin außer Rand und Band. Vielleicht werde ich bei Nacht, wenn ich ihn so sehr missen werde, doch den Mut zur Tat finden .. .'

»Sonntag, Köln. Es ist alles seinen Weg gegangen, scheinbar ohne mich, und nur mein Körper ist mit John und Eleanor hier angelangt. Eben habe ich ihm geschrieben. Ich sagte ihm, er soll nach England kommen und um mich anhalten, wenn er mich wirklich liebt. Doch er wird nicht kommen. Ich fühle, daß es zu Ende ist. Ich bin keine Närrin. John und Eleanor glauben, ich habe Sonnenstich, es war sehr heiß im Postwagen. Doch es kommt nicht von der Sonne, es kommt vom Mond — vom Mond! Ich, Hester, die immer gelacht hat, wenn —! O Gott! Ein Alp liegt mir auf der Brust. Gestern frühmorgens kam Eleanor in mein Zimmer und bestand darauf, mir beim Packen behilflich zu sein, sie ist so lieb! Um acht Uhr fuhren wir ab und reisten den ganzen Tag. Jetzt besichtigen wir den Dom und morgen fahren wir mit der Eisenbahn weiter; in vier Tagen sind wir zu Hause. Heute abend sagte John: ‚Es war doch eine sehr schöne kleine Reise.‘ Er ist ein lieber, netter Mensch, aber ganz blind. Wenn ich zu Hause ankomme, werde ich alle küssen und sagen: ‚Ach, solch eine wundervolle Reise!‘ Während ich hier in meinem Schlafzimmer sitze und schreibe, beobachte ich mich selbst voll Bosheit: Die liebe, scheue, sittsame kleine Hester! Brr! Ich habe nicht geweint, aber wie gern hätte ich's——! Morgen früh reisen wir weiter, immer weiter und weiter, fort von ihm. Mein Wille und meine Denkkraft sind wie gelähmt, nur mein wundes Herz schlägt in mir. Ich weiß, wenn ich das Ganze noch einmal erlebte, ich würde wieder genau so handeln. Ich werde mich

nie ärgern, immer werde ich nach Liebe und Freiheit dürsten, immer frei sein in Gedanken, aber nicht in der T a t . . . '

»Sonabend. Seit vielen Tagen habe ich dir nichts mehr anvertraut, mein Tagebuch. Wozu auch? Gestern machten wir die Überfahrt und kamen in London an. Als ich unser Haus erblickte, mußte ich lachen, doch nicht vor Freude. So gewöhnlich sah es aus, so ganz wie die andern Häuser. Ach du mein Rolandseck! Und der Mondschein auf dem Wasser! Kein Brief ist von ihm gekommen. Ich war eine Närrin — jetzt weiß ich's. Mein Stolz ist getroffen und mein Herz ist wund — so wund. Ann sah mich scharf an, da konnte ich ein bitteres Lächeln nicht unterdrücken. Arme Ann! Und Juley machte ein großes Aufheben davon, daß ich so blaß bin. Sie ist eine Närrin. Ich fühle mich um vieles älter als die beiden. Und jetzt werde ich weiter leben und Tag für Tag das gleiche tun, wie wir drei Schwestern es bisher getan; aber ich werde nie mehr dieselbe sein, denn ich bin dort gewesen, wo sie nicht waren. Ich habe meine kleine Reise gemacht...'

In ihrer Eigenschaft als Herausgeberin hatte Francie hinzugefügt: .Diese Geschichte wirft zweifellos ein merkwürdiges Licht auf unsere Großmütter aus der viktorianischen Zeit. F. F.⁴

IV
TIMOTHY, DER GLÜCKSPILZ
1851

Nach dem Tode seines Onkels Timothy im Jahre 1920 hatte Soames Forsyte jenes Testament zu vollstrecken, das im Lauf der Jahre den Erben gewiß verblüffend reiche Früchte getragen hätte, wäre nur das Gesetz gegen Vermögenshäufung nicht gewesen. Er hatte sich alle Mühe gegeben, Timothy klarzulegen, daß an diesem Gesetz seine Absichten scheitern müßten; Timothy jedoch hatte ihn nur mit scharfem Blick gemessen und erklärt: „Quatsch! Mach' es so und nicht anders!“ Und Soames hatte es so gemacht. Jedenfalls war die gesetzliche Grenze der Vermögenshäufung erreicht worden, was ja auch ungefähr dem Wunsch des alten Knaben entsprach. Als Testamentsvollstrecker fand Soames bei der Durchsicht der hinterlassenen Papiere jene leidenschaftliche Vorliebe für Sicherheit, die dem Onkel sein Leben lang eigen gewesen, neuerdings bestätigt. Timothy hatte fast nie etwas vernichtet. Quittierte Rechnungen und Scheckbücher, denen die ausbezahlten Schecks in der Reihenfolge des Datums sorgsam beigelegt waren, lagen aus einem Zeitraum von mehr als siebenzig Jahren vor. All dies wurde kurzerhand in Bausch und Bogen verbrannt — lauter altes Zeug. Timothy hatte ja schon vor Ausbruch des Weltkriegs

wie ein kleines Kind gepäppelt werden müssen und die Führung seiner Geldangelegenheiten andern überlassen. Ferner gab es da eine Menge Schriftstücke, die das Verlagsgeschäft betrafen, von dem sich Timothy 1879 zurückgezogen hatte, um sein Vermögen in Konsols anzulegen; zum Glück für Soames war dieses Verlagsunternehmen kurz darauf in aller Stille eingegangen. Auch diese Papiere wurden dem Flammentod überliefert. Dann aber fand Soames auch weit bedeutsamere Dinge——ganze Schubladen voll von Privatbriefen und Aufzeichnungen aller Art. Sie rührten nicht nur von Timothy her, sondern auch von dessen drei Schwestern, die mit ihm seit des Vaters Tode, im Jahre 1850, in gemeinsamem Haushalt gelebt hatten. Und mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit, einer raren Tugend in dieser gewissenlosen Welt, beschloß Soames, sie durchzusehn, ehe er sie vernichtete. Wahrlich keine kleine Aufgabe! Doch unverdrossen biß er sich durch, las Bündel auf Bündel staubiger, vergilbter Briefe in der verschnörkelten Schrift der viktorianischen Zeit. Bisweilen schmunzelte er leise, wenn er mitten in dem Wust geschwollener Sätze an eine Stelle geriet, die unversehens ein Streiflicht auf die Wesensart eines der Forsytes warf. Am fünfzehnten Abend der Durchsicht — Soames hatte den ganzen Haufen im Lastauto in sein Haus nach Mapledurham schaffen lassen — stieß er auf einen Brief, der den Ausgangspunkt dieser Geschichte bildet. Dieses Schreiben stak in einem vergilbten Umschlag, der in Timothys Schriftzügen die Adresse »Miß Hatty Beecher'

trug, wies das Datum ,27. Mai 1851' auf und war augenscheinlich nie der Post übergeben worden. Hatty Beecher! Ach ja, war das nicht der Mädchenname Hatty Chessmans, der lebhaften, etwas geschminkten, ältlichen Witwe, die mit seiner Familie von Jugend auf befreundet war? Er entsann sich noch ihres Todes im Frühling 1899. Sie hatte seinen Tanten Juley und Hester je fünfhundert Pfund hinterlassen.

Soames begann den Brief mit verschämter Neugier zu lesen, obwohl das Schreiben fast siebzig Jahre alt und die Beteiligten tot waren; beim Weiterlesen überkam ihn eine gewisse Rührung, wie man sie empfinden mag, wenn man auf den Linnenbinden einer Mumie Blutspuren entdeckt.

„Meine liebe Hatty I' begann der Brief. „Hoffentlich werden Sie nicht unliebsam überrascht sein, wenn Sie dieses Schreiben erhalten,' (offenbar erhielt sie es nie!' dachte Soames) ,das mir arges Kopfzerbrechen verursacht hat, sintemalen ich nicht zu jenen leichtsinnigen Herrensöhnchen zähle, die ohne geziemende Überlegung die folgenschwersten Schritte tun. Einzig die Überzeugung, daß meine wichtigsten Interessen, ja mein Lebensglück und, so Gott will, auch das Ihre davon abhängen, hat mich bewogen, die Feder zu ergreifen und diesen Brief an Sie zu richten. Ich habe Ihnen, wie ich hoffen will, meine Huldigungen nicht ungebührlich aufgedrängt, doch hoffentlich ist es auch Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen, welch tiefen Eindruck die Anmut Ihrer Person und die Würde Ihres Charakters auf mich übten und

wie sehr ich mit stets wachsendem Eifer Ihre Nähe suche. Ich gebe mich daher der zuversichtlichen Erwartung hin, nicht Ihr Ärgernis zu erregen, wenn ich jetzt nach reiflicher Erwägung und wiederholter, eingehender Prüfung meines Herzens mit der ernstgemeinten Bitte an Sie herantrete: Erweisen Sie mir die Ehre, mir Ihre Hand zum Bunde fürs Leben zu reichen. Wenn mir das hohe Glück zu Teil wird, Ihnen als Freier genehm zu sein, werde ich alles daran setzen, Ihnen ein glückliches und behagliches Heim zu bereiten, Sie mit jeder erdenklichen Aufmerksamkeit zu umgeben und Ihnen ein treuergebener Gatte zu werden. Wie Sie wissen dürften, bin ich einunddreißig Jahre alt, mein Geschäft ist in stetem Aufschwung begriffen und ich schätze mich glücklich, Sie zu versichern, daß ich mich nachgerade zu einem gutsituierten Manne entwickle. Sie werden also in materieller Hinsicht von all dem Komfort, ja Luxus umgeben sein, den Ihre werthe Person, wie ich recht wohl ermesse, beanspruchen darf. Wie sagt doch der Marquis von Montrose:

„Ein Hasenfuß, ein armer Wicht,
Wer unentschlossen zagt,
Wer kühnen Mutes alles nicht
An eine Karte wagt!"

Wie gesagt, ich habe diesen Schritt nicht leichtfertig unternommen und wenn Sie, meine verehrte Hatty, belieben, meine Sehnsucht mit Erfüllung zu krönen, dürfen Sie auf meinen ernsten Willen bauen, Sie glücklich zu machen. Ich werde wie auf glühenden Kohlen stehen, bis ich Ihr Antwort-

schreiben in Händen habe, das ich, wie ich zu hoffen wage, schon morgen erhalten werde. Mit dem Ausdruck meiner tief gefühlten Bewunderung verbleibe ich, meine liebe Hatty,

Ihr treuer, Ihnen besonders zugethauer Bewerber

Timothy Forsyte.'

Soames verzog den Mund zu einem leisen Lächeln und ließ den vergilbten Brief, der sechs Jahre älter war als er, aufs Knie sinken; dann saß er in Gedanken verloren da. Armer alter Timothy! Und dieses Schreiben hatte er nie abgeschickt! Warum nicht? Wie es schien, hatte er schließlich doch nicht alles an die eine Karte gewagt! Wenn er Hatty Chessman richtig in Erinnerung hatte, war es wohl für den alten Knaben ein Glück gewesen, daß er sich rechtzeitig aus dem Staub gemacht. Sie war gewiß zu ihrer Zeit ein loser Vogel, diese Hatty Chessman, nach allem, was er von ihr gehört!

Und doch! Hier lag der Brief, ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß auch Onkel Timothy einmal ein Mensch gewesen. 1851? Das Jahr der Weltausstellung! Ach ja, sie hatten damals schon in der Bayswater Road gewohnt, Timothy und die Mädchen, Ann, Juley und Hester! Man stelle sich vor, welchen Sturm der Gefühle der Empfang eines solchen Briefes in jenen Tagen aufgewühlt haben muß! Was mochte Hatty nur angestellt haben, daß Timothy die Absendung des Briefes unterließ? Oder was hatte Timothy getan? Wohl etwas hinunterschlucken müssen, das ihm nicht

behagte. Gewiß war irgend etwas los gewesen, das Timothy kopfscheu machte. Der Briefumschlag trug Hattys Namen, jedoch ohne Angabe der Wohnung; hatte sie vielleicht damals bei den Tanten zu Besuch gewohnt, oder was sonst? Sie war ja, wie Soames wußte, mit Juley und Hester eng befreundet gewesen! Er steckte den Brief in den vergilbten Umschlag zurück, auf dessen Rückseite in ovaler Umrahmung Timothys Monogramm prangte, legte ihn in ein Fach und setzte die Durchsicht der hinterlassenen Papiere seines Onkels fort.

Ha! was war denn das?

Drei dünne, rote Notizbücher, die eine schmutzige, regenbogenfarbene Schleife zusammenhielt. Wer hatte darin geschrieben? Zweifellos Tante Ann, die von allen in der Familie die steilste, deutlichste Schrift hatte. Wahrhaftig, ein Tagebuch, und hübsch alt dazu! Es begann mit ihrem Besuch der ‚Nest-Villa‘ im November 1850 und reichte bis 1855, dem Jahre, in dem die alte Tante Juley Septimus Small geheiratet hatte, Was würde es schon sein? Klatsch von anno dazumal! Plötzlich fiel jedoch Soames' Blick wieder auf den vergilbten Brief im Fach, er nahm das zweite Bändchen des Tagebuches vor und blätterte in den Seiten, bis er zum April 1851 gelangte.

„3. April. Wir sind alle ganz aus dem gewohnten Geleise geraten durch die Weltausstellung, die im Hydepark eröffnet wird. James meint, er könne zwar nichts Bestimm-

tes sagen, aber er erwarte einen Fehlschlag. Es geht dort zu wie in einem Bienenstock, der Park ist gar nicht wiederzuerkennen. Den lieben Timothy hat die Geschichte schon ganz aus dem Häuschen gebracht; er fürchtete, die Ausstellung werde viel Fremde und Gauner anlocken, deren einer oder anderer in unser Haus einbrechen könnte. Er ist jetzt sehr zerstreut, erzählt uns nie etwas vom Geschäft. Wir entnahmen jedoch einer Bemerkung, die James vorigen Sonntag bei uns fallen ließ, Timothy sei unschlüssig, ob er eine Neuauflage von Dr. Watts' Gedichten riskieren solle. Sie sind gewiß überaus erbaulich, doch James meint, Timothy wisse nicht, ob sie heutzutage noch jemand werde lesen wollen.'

„Hm!“ dachte Soames, „Bienenchen fein, Bienenchen klein, Bienenchen soll dein Vorbild sein!“ Wenn Timothy wirklich davor zurückgeschreckt war, diese herrlichen Geistesblüten dem Publikum neuerdings zu präsentieren, mußte er es wohl sein Leben lang bereut haben! Soames überflog die dünnen, deutlich beschriebenen Blätter, bis er zu folgender Stelle kam:

„3. Mai. Hatty Beecher (aha, hier begann es!) ist am 30. April für einen Monat zu uns auf Besuch gekommen. Sie ist ein gutgewachsenes Mädchen und hat jetzt ziemlich rundliche Formen. Wir alle sind zur Eröffnung der Weltausstellung gegangen. Schrecklich viele Leute waren dort und unsere liebe junge Königin trug ein Kleid, das ihr aus-

gezeichnet stand. Ein erhebender Moment, den ich nie vergessen werde! Diese Ovationen! Timothy war unser Begleiter, er scheint in Hatty vergafft zu sein, wagt es kaum, sie anzublicken. Nun, ich will hoffen, daß sie nicht nur äußerlich nett ist. Hester und Juley können sie gar nicht genug loben. Heute sind alle fortgegangen, um im Park zu promenieren und sich die Leute anzusehn, die in die Ausstellung pilgern trotz des Windes und Sprühregens! Es war jedoch nur ein ‚Morgenschauer\ wie unser lieber Vater zu sagen pflegte, der Himmel heiterte sich bald wieder auf und die Sonne schien hell

„7. Mai. Wir alle sind in die Oper gefahren. Der liebe Jolyon hat uns seine Logenkarte geschickt und dazu die drollige Botschaft: ‚Gebt acht, daß Timothy sein Herz nicht an die Taglioni verliert, sie dürfte ihm schwerlich ein braves Eheweib werden.‘ Ich muß gestehen, es ist in der Tat wundervoll, wie sie so auf einer Zehenspitze balanciert. Timothy jedoch schien seine Gedanken anderswo zu haben. Während des ganzen Balletts starrte er unentwegt nur auf Hattys Rücken. Mario war entzückend, er sang wie ein Engel, mein Lebtag habe ich nichts Schöneres gehört. Beim Fortgehn gab es eine peinliche Überraschung: es regnete, unsere Krinolinen wurden naß. Der alberne Kutscher scheint jemand andern mit Timothy verwechselt zu haben, wir fanden den Wagen nicht vor und mußten die Säulenhalle zu Fuß verlassen. Hatty war jedoch so aufgeräumt, daß ihr

offenbar gar nichts daran lag. Keinen Augenblick steht ihr Plappermäulchen still. Wer weiß, ob es für den lieben Timothy gut ist, daß er so viel von ihr zu sehen bekommt. Nicht, daß ich ihr etwa unlautere Absichten zutraue, behüte! — aber für mein Gefühl reicht das Decollete ihrer Abendkleider denn doch tiefer als nötig. Ich habe ihr mein Brüssler Fichu gegeben.'

,13. Mai. Heute sind wir in den Zoo gegangen. Hatty hatte ihn noch nie gesehen. In mancher Hinsicht ist sie noch ganz ein Provinzmädchen, doch sie findet sich sehr rasch zurecht. Der liebe Timothy ist den langen Weg von seinem Bureau in den Zoo gekommen, uns dort zu treffen. Ich fürchte, was ihn dazu verlockte, waren eher Hattys schöne Augen als die Tiere. Ich muß gestehen, mir macht der Zoo wenig Plaisir, es ist solch eine gemischte Gesellschaft dort! Und die Affen ähneln so sehr den Menschen und haben so gar keine netten Manieren! Hatty bestand darauf, den Elephanten zu besteigen, und Timothy mußte wohl oder übel als Kavalier der Dame mithalten, aber ich bin überzeugt, es hat ihm kein sonderliches Vergnügen bereitet. Im Zeltsitz auf dem Rücken des Elephanten saß er hinter ihr, ließ sich rütteln und schütteln und sah dabei so todernst drein, daß ich nicht umhin konnte zu lächeln. Hester lachte so sehr, daß ich Angst hatte, die Bänder ihres Kapotthuts könnten reißen. Ich sah mich genötigt, sie zur Selbstbeherrschung zu mahnen, damit der liebe Timothy ihr Lachen nicht bemerke. Die

Löwenfütterung versäumten wir, was mich gar nicht verdroß.
Der Seehund war zu drollig

,17. Mai. James nahm bei uns den Tee und erzählte, Swithin habe ein neues Paar Grauschimmel gekauft, un-
gemein feurige Tiere; er, James, wisse nicht, was da noch
passieren könne. Falls Swithin Hatty zu einer Ausfahrt ein-
lade, rate er ihr, auf das Wagnis zu verzichten. Doch Hatty
erklärte: ‚Das fände ich himmlisch!‘ Sie ist zweifellos sehr
couragiert, bisweilen geradezu unbesonnen. Mir war es gar
nicht so unlieb, daß Timothy bei dieser Gelegenheit erfuhr,
wie waghalsig sie ist, denn ich merke, er gerät immer mehr
in ihren Bann. Meines Wissens hat er sich nie zuvor ähn-
lich aufgeführt wie in den letzten vierzehn Tagen. In
mancher Hinsicht ist sie freilich anziehend, doch glaube ich
nicht recht, daß sie Timothy eine gute Gattin wäre. Auch
kann ich mir nicht verhehlen, daß diese Verbindung in unser
aller Leben überaus störend eingriffe; aber ich mahne mich
immer wieder, meine eigenen Gefühle zurückzudrängen;
wenn es tatsächlich für den lieben Timothy ein Glück be-
deutet, so werde ich gewiß die letzte sein, ihm Prügel
zwischen die Beine zu werfen, wie Nicholas in seiner drolli-
gen Art wohl sagen würde. Die Mädchen hängen sehr an
Hatty und sind blind für diese Kleinigkeiten, die ich zu
meinem Mißbehagen gewahre. Nun, hoffen wir das Beste!
Erst gestern sprach ich mit meinem lieben Jolyon; er ist ja
jetzt, da unser lieber Vater von uns gegangen ist, das Ober-

haupt der Familie. Und er hat solch gesundes Urteil! Er iet mir, ganz unbesorgt zu sein. Timothy werde sich nie entschließen, ‚anzubeißen‘. Ich muß schon sagen: ein sonder-
jarer Ausdruck.'

,20. Mai. Ein gewisser Mr. Chessman stattete uns einen Besuch ab. Swithin brachte ihn mit. Juley fand ihn elegant gekleidet, aber meinem Geschmack sagen diese schwarzweifi-jewürfelten Wollstoffe nicht sonderlich zu, die jetzt ‚dernier eri‘ der Herrenmode sind. Während wir noch beim Tee aßen, traten Hatty und Hester ein, und Mr. Chessman erwies Hatty viele Aufmerksamkeiten. Ich möchte ihr nicht Sem Unrecht tun, aber ich muß schon sagen, sie warf ihm Blicke zu — Blicke, die mich höchst herausfordernd dünkten. Wie gut, daß der liebe Timothy nicht anwesend war! Aber, chrlich gestanden, wer weiß, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn Timothy sie dabei gesehen hätte! Swithin sagt, Mr. Chessman handle mit Wertpapieren und sei in seinem Berufe sehr tüchtig. Ich muß gestehen, er scheint mir weit pesser zu Hatty zu passen, als es Timothy je könnte. Vielleicht hat also die Hand der Vorsehung diesen Mann in mser Haus geführt. Swithin hat sie und Hester zu einer Vorführung des Königlichen Bogenschützenvereines eingeladen. Dann spottete er über die Sorgen, die sich James wegen der Grauschimmel machte, und nannte ihn ein altes Weib. Ich werde es James nicht wiedererzählen, es würde hn nur verstimmen' Abends nach dem Dinner las ich den

Mädchen und Timothy aus Cowpers Werken vor. Ich wählte sein berühmtes Gedicht ‚Die Aufgabe‘, das mit der gewagten Zeile anhebt: ‚Dich will ich preisen, Kanapee!‘ Ich las nicht allzu lange, denn Timothy schien so schläfrig; er arbeitet zu viel den ganzen lieben Tag in seinem dumpfen Bureau. Ich muß schon sagen, Hatty hat sich dabei ganz und gar nicht gut aufgeführt. Hinter meinem Rücken schnitt sie Grimassen, wie ich im Spiegel deutlich sehen konnte. Selbstverständlich nahm ich keine Notiz davon, da sie ja unser Gast ist. Ich für meine Person finde Cowpers Poesie überaus wohlklingend und erbaulich, doch ehrlich gestanden ziehe ich John Gilpin‘ jedem seiner ernstesten Gedichte vor.’

‚23. Mai. Gestern gab es eine kleine Szene und mir ist noch nicht recht klar, was jetzt die Pflicht von mir heischt. Vormittags, als Timothy schon ins Geschäft gegangen war, begab ich mich in sein Arbeitszimmer, um die Bücher abzustauben, die er und James bei unserer Übersiedlung in dieses Haus gekauft hatten. Jeder von ihnen hatte sich eine vollständige kleine Bibliothek angeschafft, die Humboldts ‚Kosmos‘ enthielt, ferner ‚Hudibras‘ und alle sonstigen gediegenen Werke der Vergangenheit. Und wen fand ich da sitzen in Timothys Lehnstuhl? Hatty, niemand andern als Hatty, die ein Buch las, das ich auf den ersten Blick erkannte: es war eines der in Kalbleder gebundenen Bändchen von Lord Byrons Werken. Sie war in ihre Lektüre so vertieft, daß sie mich erst bemerkte, als ich ganz dicht an sie

herantrat. Ich stand wie vom Donner gerührt, da ich gewahrte, daß es jener entsetzliche ‚Don Juan‘ war, der soviel von sich reden macht. Sie versuchte nicht einmal, ihn zu verstecken, sondern meinte schnippisch: ‚Ei, wer hätte sich träumen lassen, daß Timothy dies Buch besitze!‘ Da ließ ich mich leider hinreißen und versetzte scharf:

‚Liebe Hatty, mir will es kaum ziemlich scheinen, daß du in das Zimmer eines Mannes eindringst, dich in seinen Lehnstuhl setzt und ein Buch wie dieses liest! Das hätte ich nicht von dir erwartet.‘ Worauf sie ganz keck mit mir anband:

‚So? Haben denn Sie es gelesen?‘

‚Selbstverständlich nicht!‘ gab ich zurück.

‚Nun,‘ entgegnete sie naseweis, ‚wie können Sie dann darüber urteilen?‘

‚Dem Urteil der Allgemeinheit zufolge,‘ erwiderte ich, ‚ist es keine Lektüre für Damen.‘

Sie wurde puterrot und warf den Kopf in den Nacken; ich aber blieb stehen und maß sie festen Blickes, bis sie sich erhob und das Buch wieder an seinen Platz zurückstellte. Mir fuhr durch den Kopf, ihr bei dieser Gelegenheit eine Lektion zu erteilen, doch rechtzeitig entsann ich mich, daß sie ja ihre Mutter verloren hat und unser Gast ist. Daher sagte ich nur: ‚Versteh mich richtig, liebe Hatty, Timothy sieht es nicht gerne, wenn jemand seine Bücher anrührt.‘ Sie lachte und warf schnippisch hin: ‚Stimmt! Sie sehen nicht danach aus, als seien sie zum Lesen bestimmt.‘ Mir

zuckte es in den Fingern, doch ich bezwang mich. Nun, sie ist schließlich jung und temperamentvoll und unser kleines Haus ist gewiß für sie viel zu still. Sie stürzte aus dem Zimmer und seither habe ich sie nicht gesehen. Nun schwanke ich, ob ich es Timothy sagen soll oder nicht. Ich bin überzeugt, er ist bis über die Ohren in sie verliebt. Sobald er sich unbeobachtet glaubt, blickt er sie unausgesetzt an, knabbert an den Fingern und gibt seit einiger Zeit keine Antwort auf unsere Fragen; er scheint uns gar nicht zu hören, wenn wir zu ihm sprechen. Ich teilte es ihm ja gern auf der Stelle mit, wenn ich nur wüßte, wie er es aufnehmen wird. Aber die Männer sind so komische Käuze und wer bürgt mir dafür, daß mein Bericht seine Glut nicht nur noch schürt, statt sie zu dämpfen? Doch von Stunde zu Stunde verstärkt sich in mir der Eindruck, daß er in Hatty keine ideale Gefährtin fände. Er braucht eine Gattin, die weiblicher veranlagt ist, die ihn vor allem nicht auslacht. Nun, kommt Zeit, kommt Rat, wie unser lieber Vater so oft zu sagen pflegte ...'

,25. Mai. Swithin hat heute abends Hester und Hatty in seinem Zweisitzer abholen lassen, sie haben bei ihm diniert, in Gesellschaft von Mr. Chessman und Mr. und Mrs. Traquair. Timothy sah drein wie neun Tage Regenwetter; den ganzen Abend saß er mit wahrer Leichenbittermiene da. Als dann die Mädchen in der rosigsten Stimmung heimkamen, war er so erregt, daß er Hatty aus Ver-

sehen sein eigenes Punschglas hinschob. Dann sagte sie uns Gute Nacht und vergaß dabei ihren Schal, der über der Stuhllehne hing. Nachdem sie das Zimmer verlassen, ergriff ihn Timothy, um ihn ihr zu übergeben, und ich bemerkte, wie er ihn an die Nase hielt. Ich fürchte, ich fürchte sehr, es sind nicht die edelsten Triebe, die Hatty in seiner Brust erweckt hat. Dieser Umstand erschwert es mir natürlich ungemein, die Sache überhaupt zur Sprache zu bringen. Ich habe deutlich das Gefühl, daß uns die Vorsehung diesen Mr. Chessman sandte. Ich forschte Hester nach ihm aus und ihren Andeutungen entnahm ich, daß die beiden lichterloh zu einander entbrannt sind. Zwar ersehe ich aus Swithins Mitteilungen, daß Mr. Chessman keineswegs ein so gut situierter Mann ist wie der liebe Timothy, der ja immer auf Sparsamkeit gehalten hat und jetzt mit den Schulfibeln solch glänzendes Geschäft macht; ich bin überzeugt, eine so gesicherte Position kann Mr. Chessman ihr nicht bieten. Doch um Hatty Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich sagen, sie scheint mir nicht auf materielle Vorteile auszugehen. All dies ist so schrecklich aufregend, und ich kann nichts tun als beten, der Himmel möge alles für uns zum Guten lenken.'

,28. Mai. Timothy hat mir heute morgen die Botschaft gesandt, er gehe nach Brighton, ein wenig Seeluft zu atmen, und werde mindestens zwei Wochen dort verweilen. Ein Stein fällt mir vom Herzen!! Denn nach den Ereignissen

der vergangenen Nacht fürchtete ich schon, es sei meine Pflicht, einzuschreiten. Ich muß also annehmen, daß Timothy bereits weiß, was ich ihm mitzuteilen habe, und daß zu unserem Heil die ganze Sache ein- für allemal erledigt ist. Er nahm eine Droschke und fuhr mit dem Frühzug ab, ohne Abschiedswort, ja ohne einen von uns auch nur gesehen zu haben. Ich will versuchen, alles möglichst klar und deutlich niederzuschreiben.

Gestern abends hatten Mr. und Mrs. Traquair Hatty zum Dinner und dann in ihre Opernloge eingeladen. Wir vier nahmen zu Hause ein gemütliches kleines Essen ein, zum ersten Mal seit Hattys Ankunft ganz unter uns. Die Köchin hatte eine extra gute Früchtenpastete bereitet und das geröstete Brot schmeckte so köstlich wie noch nie. Timothy holte eine Spezialmarke seines braunen Sherry hervor und füllte ihn eigenhändig in unsere Gläser; dann hielt er das seine empor, kniff feierlich die Augen zusammen und rief: „Dies Glas der Schönheit und dem trauten Heim!“ Schier übermütig sah er dabei aus. Doch nachher war er sehr zerstreut und ging in sein Arbeitszimmer. Ich muß gestehen, das beunruhigte mich sehr, denn nie zuvor hatte er in meiner Gegenwart einen Toast ausgebracht oder derart die Augen zusammengekniffen. Alle meine bisherigen Erfahrungen riefen in mir die Besorgnis wach, er habe sich zu einem Heiratsantrage entschlossen. Juley und ich spielten eine Zeitlang Mariage, und meine Bangigkeit wuchs. Als der Punsch kam, nahm ich Timothys Glas und trug es ihm in

sein Arbeitszimmer hinunter. Er saß an seinem Schreibtisch und kaute an der Feder, den Blick auf die Zimmerdecke geheftet. Ich merkte, daß er einen Brief zerrissen haben mußte; ringsumher lagen noch die Fetzen verstreut. Da faßte ich mir ein Herz und hob einige auf, um sie in den Papierkorb zu werfen. Dabei entdeckte ich, daß auf einem das Wort ‚Hatty‘ stand. Die Störung verdroß Timothy sehr. ‚Was suchst du hier, Ann?‘ fragte er, ‚ich habe dringende Arbeit.‘ Dann versank er wieder in tiefes Grübeln. Was sollte ich nur tun? Ich ging fort und setzte mich in den Salon, um zu warten, bis er die Treppe heraufkäme. Die Mädchen waren schon zu Bett gegangen. Ich nahm meine Handarbeit ans Fenster, die Nacht war so warm. Ich muß gestehen, während ich dort saß, sandte ich ein Gebet zu Gott empor. Timothy ist ja immer mein Nesthäkchen gewesen, seit unsere liebe Mutter bei Susans Geburt den Tod gefunden, und der Gedanke fiel mir schwer aufs Herz, er könne jetzt einen Schritt tun, der ihn ins Verderben stürze. Was sonst konnte er an Hatty geschrieben und wieder zerrissen haben als einen Heiratsantrag! Seine Stirn war gerötet, seine Augen hatten solch glasigen Blick. Mir schien es, ich sei schon recht lange am Fenster gesessen. Die Bayswater Road lag ganz still, im Park flimmerten so schön die Lichter der Ausstellung, am Himmel prangten die Sterne — sie dünken mich immer wundervoll, so hell und so fern. Ich konnte nicht recht arbeiten, aus Angst um den lieben Timothy. Und noch immer kam er nicht herauf, obzwar es spät und

später wurde. Allem Anschein nach blieb er auf, um Hatty einzulassen; vermutlich wollte er ihr dabei den eben geschriebenen Brief überreichen. Ich wußte vor Verzweiflung nicht aus noch ein, bis mir der Gedanke kam: Wenn sie klingelt, will ich selbst hinuntergehen und ihr die Türe öffnen; vielleicht wird Timothy doch noch auf meine Vorstellungen hören, ehe er ‚hineinspringt‘, wie James sagen würde. Meine Nerven ertrugen die Spannung nicht länger, so daß ich schließlich wieder zu Mr. Cowper griff, um mich zu beruhigen. Nun brachten schon die Kutschen und Droschken die Leute aus den Theatern und der Ausstellung heim; da wußte ich, daß ich nicht mehr lange zu warten hätte. Ich las eben die sinnigen kleinen Verse über den ‚hohen Preis der Fische‘, als ein zweirädriges Cab vor unserer Türe hielt. Ich muß schon sagen, ich prallte wie vor einem Schlag zurück und rieb mir ungläubig die Augen. Ich war der festen Überzeugung gewesen, die Traquairs würden Hatty in ihrem Wagen zurückbringen. Zuerst stieg ein Mann aus in Abendanzug und Claquehut und half dann seelenruhig Hatty aus dem Wagen; er hob sie herunter und zog ihre Hand an die Lippen; dabei sah ich, wie sie ihm einen schelmischen Blick zuwarf. Dann stieg er wieder in den Zweisitzer und fuhr davon. Mr. Chessman! Ich war starr, ein lähmender Schreck drang mir in die Glieder bei dem Gedanken, daß sie den ganzen Weg von der Oper zusammen hergefahren waren, allein in der Droschke! Dann fragte ich mich, ob denn auch Timothy gesehen habe, was ich sah. In

meiner Erregung eilte ich in die Halle hinab. Schon schrillte die Klingel, aber die Tür seines Zimmers blieb geschlossen. Er kam nicht heraus — ein Beweis, daß auch er es gesehen haben mußte. Da tat ich etwas, was gewiß einer Dame ganz und gar nicht ziemt: Ich stellte mich vor seine Tür und horchte. An meinen eigenen Gefühlen konnte ich ermessen, wie niederschmetternd für ihn die Erkenntnis sein mußte, daß die Dame, der er eben einen Heiratsantrag machen wollte, mit einem verhältnismäßig fremden Mann bei Nacht allein gefahren war und noch dazu in einem dieser neumodischen Zweisitzer, die sich so gut für ein tete-à-tete eignen. Ich vernahm ein Geräusch, als atme jemand ungewöhnlich schwer — ein grauenhafter Augenblick. Aus Angst, Timothy könne eine Gewalttat verüben, lief ich dann zur Haustür und öffnete sie. Vor mir stand Hatty, kühl bis ans Herz. Ich danke jetzt Gott, daß ich mich bezwang und kein Wort zu ihr sagte. Sie mußte jedoch in meiner Miene gelesen haben, daß ich alles wußte. ‚Na,‘ bemerkte sie naseweis, ‚da sind wir also wieder! Ich hab' mich glänzend unterhalten! Gute Nacht, Miß Forsyte!‘ Und schon lief sie die Treppe hinauf. Da hat mein Herz um Timothy geblutet! Ich lauschte wieder an seiner Tür und hörte ihn auf und ab gehen, wie eines der wilden Tiere im Zoo. Lange wanderte er so umher, denn er ist allezeit ein gemütsiefer Mensch gewesen, wenn er auch seine Gefühle nicht zur Schau trägt. Ein Stein fiel mir vom Herzen, als ich ihn plötzlich pfeifen hörte: ‚Fort ist fort! Hin ist hin!‘ Da wußte ich: das Ärgste war vorüber;

und obwohl er noch immer ruhelos durchs Zimmer wanderte, stahl ich mich mäuschenstill die Treppe hinauf. Ich bin überzeugt, ich tat wohl daran, das Sprichwort ‚Schweigen ist Gold‘ beherzigt zu haben. Timothy kann es nicht ertragen, wenn ihn jemand in Gemütsbewegung sieht, das kann ihn schier rasend machen. In meinem Zimmer angekommen, fiel ich auf die Knie und dankte Gott für dies rettende Walten der Vorsehung. Freilich, wenn ich daran denke, wie Hatty in dieser Droschke angefahren kam, muß ich schon sagen, daß des Herrn Wege unerforschlich sind. Es ist mir ein wahrer Trost, zu wissen, daß Timothy jetzt am Meere in Brighton weilt, wo er die köstliche Seeluft genießt und all die Zerstreuungen .. .’

„1. Juni. Hatty ist heute abgereist. Ich möchte sie nicht gern der Leichtfertigkeit zeihen; ich bin überzeugt, sie hat im Grunde ein gutes Herz. Doch ich muß gestehen, ihr Einfluß auf Juley und Hester schien mir sehr bedenklich. Freilich, sie ist bedeutend jünger als die beiden, und die Jugend von heute scheint nun einmal keine Manieren zu haben und einen sehr schwach entwickelten Sinn für Pflicht und gute Sitte. In der Tat fällt es mir schwer, ihr die schnippische Bemerkung zu verzeihen, die sie poch in der letzten Minute fallen ließ: ‚Sagt Timothy, ich bedauere, wenn er meinetwegen einen Nervenchock gekriegt hat.‘ Damit flitzte sie auch schon hinaus, noch ehe ich Zeit zur Antwort fand...’

,6. Juni. Timothy ist noch immer in Brighton. Gestern hat Hester von ihm einen Brief erhalten, worin er ihr mitteilt, er sei auf die ‚Teufelskanzel‘ gestiegen, was seiner Leber gut getan habe. Auch das Flohtheater habe er besichtigt und das Aquarium. Er schreibt, auch Swithin sei dort mit den neuen Grauschimmeln vorgefahren, aber er, Timothy, halte nicht viel von ihnen, allerdings ist er ja kein so guter Pferdekennner wie Swithin. Hatty erwähnte er in seinem Briefe mit keiner Silbe, ich hoffe daher, seine Wunde beginnt zu vernarben. Heute nachmittag, während die Mädchen ausgegangen waren, kam Jolyon und erzählte, er habe ein Bild gekauft ‚Holländische Fischerboote bei Sonnenuntergang‘ — er hat ein so richtiges Urteil. Er war so nett, daß ich ihm mein Herz erschloß und die ganze Affäre Timothy-Hatty erzählte. Da zwinkerte er und sagte: ‚Timothy ist ein Glückspilz — um ein Haar entronnen!‘ Jolyon trifft ja immer den Nagel auf den Kopf

,11. Juni. Alle Welt sagt, die Ausstellung ist ein Riesenerfolg, unbeschadet der vielen Fremden, die sie angelockt hat. Prinz Albert ist dadurch äußerst populär geworden. Heute morgen bekam Hester von Hatty einen Brief. Man denke! Mr. Chessman hat ihr einen Heiratsantrag gemacht. Ein Stein fällt mir vom Herzen, denn abgesehen vom lieben Timothy, hat es immer auf meinem Gewissen gelastet, daß sie sich so aufführen konnte, während sie bei uns zu Gaste war. Und nun, da Timothy morgen heimkommt, wendet

sich alles zum besten, wenn nur diese Nachricht seine Wunde nicht wieder aufreißt

Soames ließ das kleine rote Notizbuch sinken und langte nach dem vergilbten Brief. Er wog in der Hand das dünne Blatt, das sich etwas fettig anfühlte. S o war es also gewesen! Er kicherte leise. Diese wunderlichen Käuze von anno dazumal! Doch mit einem Mal fühlte er den Familienstolz jäh in sich erwachen. Außer ihm sollte niemand über seine Verwandten lachen, in Dreiteufelsnamen, niemand! Er ergriff die kleinen Notizbücher und den Brief und warf eins nach dem andern ins prasselnde Kamin feuer.

V
WERBUNG UM TANTE JULEY
1855

Der Ausbruch des Krimkriegs und die Heirat Septimus Smalls mit Miß Julia Forsyte fielen in das Jahr 1855. Beide Ereignisse waren durch ein Wasserpicknick verknüpft, das zu Ehren des ‚Helden‘ Major Smalls stattfand; dieser, Septimus‘ jüngerer Bruder, war im Feld am Bein verwundet worden. Zweifellos stellte die Architektur das Bindeglied zwischen der Familie Forsyte und Septimus dar, denn er war Teilhaber der Firma Dewbridge, Small & Keyman, Spezialisten für Wohnbauten im gotischen Stil, der damals den englischen Geschmack beherrschte. Roger Forsyte, der berufsmäßig Häuser aufkaufte, stand mit dieser Firma in reger Geschäftsverbindung; von ihr bezog er die Entwürfe für eine Häuserzeile auf einem Baugrund, den er im Kensington-Viertel aufgetrieben hatte, einem damals noch etwas entlegenen Vorort. Bisweilen besuchte Roger an Sonntagen Septimus Small in Twickenham in seiner am Themseufer gelegenen Villa, um seine Pläne bei Zigarren und einer Bowle auszuarbeiten. Nach Rogers Heirat im Jahre 1853 pflegte Mrs. Roger ihn zu begleiten und sie unternahmen öfters gemeinsame Bootfahrten; die Herren trugen lange Bartkoteletts, weiße Drillhosen und niedrige, breitkrämpige

Strohhüte, sie ruderten mit schweren Schlägen, als befänden sie sich auf der See, während die hübsche kleine Mrs. Roger steuerte und das Heck des Bootes und noch so manches andre mit ihrer Krinoline bedeckte. Im strengen Winter jenes Jahres zog sich Septimus, ein Mann von schwächlicher Konstitution, durch Unvorsichtigkeit eine Bronchitis zu. Von dieser Krankheit war ihm ein Vollbart geblieben und jener Husten, der ihm späterhin den Spitznamen ‚Hustenbonbon‘ seitens der jungen Rogers eintrug, die alle zwischen 1853 und 1862 auf der Bildfläche erschienen; George, der Erfinder dieses Spitznamens, hatte sich 1856 eingestellt. Zweifellos war Julius Herz gerade durch diesen Husten und diesen langen Bart erobert worden — schon damals nannte man sie nur ‚Tante Juley‘, obzwar erst der junge Jolyon, Roger, Nicholas, Ernest und St. John Hayman auf der Welt waren und zumeist noch in der Wiege lagen. Als sie nach Jahren erfuhr, daß ihr lieber Septimus bei der Familie ‚Hustenbonbon‘ hieß, fiel sie fast in Ohnmacht.

Im Jahre 1855, im Alter von vierzig, hatte sie noch einen rosigen Teint und konnte reizend schmollen; doch energisch hätte sie die Behauptung zurückgewiesen, die Roger seiner Frau gegenüber häufig fallen ließ: „Juley hat auf Sep ein Auge geworfen.“ Welch ein Einfall! Sie sollte es auf ihn abgesehen haben, sie, die doch nur auf sein Wohl bedacht war und bei seinem leisesten Husteln in verzücktem Mitleid erschauerte! Er bedurfte so sehr eines Menschen, der sich

um ihn kümmerte und darauf sah, daß er bei Nacht auf sich achtgab, der seinen Bart pflegte, diesen Bart, der imposant und männlich auf seine Brust herabfloß! Die Vorstellung, daß ein Mann von so interessantem, fast schönem Äußern ein eingefleischter Junggeselle sei, wie Roger meinte, war ihr schmerzlich. Auch ihre Schwester Susan, die, sieben Jahre jünger als sie selbst, schon seit drei Jahren mit John Hayman vermählt war, berichtete ihr immer, wie sehr John sie in diesem oder jenem Kleid bewundere, und hatte sogar einmal angedeutet, daß sie ihm nur dann gefalle, wenn sie nichts anhabe — o wie gewagt von Susan! — als die aller-schönsten Kleider.

Als sie nun im Juli 1855 mit Roger und dessen Frau zu diesem Wasserpicknick eingeladen war, pochte ihr das Herz vor Erregung und sie verwandte größte Sorgfalt auf ihre Toilette. Schließlich erschien sie in Rosa, mit grünen Bändern am Hut und in einer nagelneuen Krinoline. Roger holte sie in einem ganz neumodischen Wagen, ‚Viktoria‘ genannt, ab; er war ja immer ein Freund des Außergewöhnlichen, manche nannten ihn sogar exzentrisch. Damals wohnte er in Bayswater in einem Haus, das er mit angemessenem Gewinn loszuschlagen gedachte; erst im Jahre 1869 ließ er sich dauernd in Prince's Gate nieder. Bei der Fahrt nach Twickenham mußte er auf einem kleinen schmalen Notsitz kauern, der unterhalb des hohen Kutschbocks hervorgeklappt und von eisernen Stützen gehalten wurde. Er war so übel-gelaunt, daß alle drei erleichtert aufatmeten, als sie am Ziel

angelangt waren und der liebe Mr. Small ihnen am Tor entgegenkam. Überaus männlich sah er aus in seinem Sonnenhut mit dem Musselinstreifen und den weißen Hosen — Roger nannte sie die ‚Entenstelzen\ er war ja stets ein Spötter. In der Hand trug Septimus Small einen Nelkenstrauß und hielt ihn ihr feierlich unter die Nase. „Die sind für Sie, Miß Julia," sagte er. Sie heftete die Nelken an ihr Fichu — sie paßten ausgezeichnet zu ihrem Kleide und dufteten wundervoll; es wäre ein Augenblick ungetrübten Glücks gewesen, hätte Roger nicht zwei- oder dreimal mit dem linken Auge rasch geblinzelt. Gerade als ob——! Dann traten sie alle ins Haus, um Major Small zu begrüßen und vor ihrer Ruderpartie einen leichten Imbiß einzunehmen.

Die ‚Pfarrersvilla' (Tante Juley nannte sie später ‚Sonnenheim') war nicht von Dewbridge, Small & Keyman erbaut worden. Sie war im georgianischen Stil gehalten und hatte zwei Stockwerke; durch Glastüren gelangte man vom Salon auf den Rasenplatz; gleich unten floß die Themse und gegenüber lag eine kleine Insel. Im Salon befanden sich vier Personen, im ganzen waren also acht Teilnehmer zu dem Picknick erschienen: Major Small, ein schöner, vollbärtiger Mann mit einem steifen Bein, in rohseidenem Anzug, Hatty Chessman, das belebende Element jeder Gesellschaft, und — „Was glaubst du, meine Liebe, wer noch?" — Augustus Perry, schier berühmt durch seine entzückenden Bücher, die Musikeinlagen und Verse enthielten, und durch seine Rezita-

tion im Gesellschaftskreis. E r war der Schöpfer jenes Rundgesangs, der so populär ward:

„Ins Boot, ins Boot, zur Fähre am Fluß!

Hinüber unter Scherz und Kuß!

Dazu ein Sherry — welch Genuß!’

und erfand obendrein folgende witzige Variante der letzten Zeile:

„Ein Gläschen starken, braunen Sherry,

Das rät euch euer Freund, Gus Perry.’

Auf einem kattunüberzogenen Sessel, ein Glas Sherry in der Hand, eine Schale mit blühendem Lavendel vor der Nase, saß Julia da und mußte immerzu Mrs. Augustus Perry ansehen. Sie fragte sich, ob s i e gern die Frau eines so populären, so gesuchten Mannes sein möchte, wie Gus Perry es war, der auch Gitarre spielte. Sie hoffte inbrünstig, daß Roger nicht zu ihr ins Boot steigen würde — zumal, wenn ihr lieber Gastgeber in diesem Boot sein sollte — denn Roger war solch ein Quälgeist! Auch hoffte sie, daß Septimus ihre angeregte Unterhaltung mit Major Small bemerken werde; es war in der Tat eine Ehre, mit ihm plaudern zu dürfen, denn e r hatte ja schließlich das steife Bein und war der Held des Tages; doch die ganze Zeit über gelang es ihr, den lieben Gastgeber im Auge zu behalten und hie und da einen ängstlichen Blick von ihm aufzufangen. Dann gingen sie alle über den Rasen zu den beiden Booten am Ufer hinab; wie entzückend die aussah, mit den gestreiften Kissen und dem braunen Lackanstrich! Ein bedeutungsvoller Augenblick! — nun würde sich entscheiden, in welches Boot sie käme; ach!

und Augustus Perry riß so viele Witze! Aber schon nahm Mr. Septimus sie zart und doch fest am Arm — oberhalb des Ellbogens; sie stieg in ein Boot und nahm rasch am Heck neben ihrer Schwägerin Platz.

„Ach meine Liebe," sagte sie, „hoffentlich muß ich nicht steuern. Die Verantwortung ist zu groß."⁴

„Nein, ich werde steuern, liebe Juley," erklärte ihre Schwägerin.

So saßen sie denn, Krinoline an Krinoline, und — o welche Freude! — wer anders stieg da ins Boot als der liebe Mr. Septimus selbst und Augustus Perry. Sie mußte lächeln, als dieser drollige Gus sagte:

„Du, Sep, ich leg' den Rock ab."

Und Mr. Septimus, ritterlich wie immer, fragte:

„Die Damen gestatten?"

Sie gestatteten!

Beide Herren legten also die Röcke ab und steckten die Ruder in die Gabeln. Dann glitt das Boot auf den Fluß hinaus. Es war herrlich! Julia fühlte: nicht nur sie, sondern auch die liebe Mary, dieses reizende Frauchen an ihrer Seite, war froh, daß der liebe Roger (mochte er auch ihr Gatte sein) nicht in ihrem Boot war. Fabelhaft ruderten sie — fast im Takt! Augustus Perrys Vollmondgesicht — wie glatt es war, ohne Koteletts, überhaupt ohne Haar! — guckte hinter Septimus' Rücken hervor, um so lustige Bemerkungen zu machen. Und dann stieß er absichtlich das Ruder in den Grund und fiel vom Sitz — o, wie lachten sie da, er sah zu

drollig aus! Zuerst fuhren sie also stromaufwärts, dann wieder stromabwärts, und das Wasser war so grün und die Schwäne so weiß. Schließlich landeten sie auf der kleinen Insel, gegenüber der ‚Pfarrersvilla‘ und dort — man denke! — fanden sie die Picknickkörbe. Alles so herrlich vorbedacht, so romantisch, unter den Weiden lagen Decken, auf denen sie saßen, und Augustus Perry hielt die Gitarre im Arm — ganz wie ein Bild von Watteau.

Der Lunch war erstklassig: Hummersalat, Taubenpastete, weingetränkter Mandelkuchen, Himbeeren und Champagner; Teller und Löffel, Gabeln und Servietten lagen bereit, und eine liebe kleine Bisamratte sah zu. Noch nie war Juley so freudig gestimmt gewesen und ganz erleichtert atmete sie auf, als Major Small auf Leben und Tod mit Hatty Chessman flirtete — sein Zustand war also wohl nicht mehr bedenklich. Vom lieben Gastgeber bedient zu werden war eine solche Ehre, und Roger und Gus Perry waren so drollig — alles einfach bezaubernd! Als sie den Lunch beendet hatten und die Herren ihre Zigarre schmauchten, stimmten alle ein paar entzückende Rundgesänge an: „Ins Boot, ins Boot!“, „Drei blinde Mäuse“, „Weißer Sand, grauer Sand“. Mr. Septimus' Stimme klang so männlich, tief und hohl, fast wie eine Orgel. Dann spielten sie Verstecken. Der Reihe nach wurden jedem fünf Minuten Zeit gegeben, ein Versteck zu suchen — wie klug und wohlbedacht! Sie selbst verbarg sich hinter Weidenbüschen, und wer, was meint ihr, fand sie dort? Mr. Septimus — er war s o überrascht! Nachdem alle sich versteckt

hatten, war es an der Zeit, Tee zu trinken, und es war keine Kleinigkeit, das Wasser im Kessel zum Sieden zu bringen. Roger — na, das sah ihm ähnlich! — schlug vor, man solle den Kessel stehn lassen, zum Haus hinübrudern und dort Tee trinken, aber das hätte allen romantischen Zauber zerstört. Endlich kochte das Wasser doch und der Tee wäre vortrefflich geworden, hätte das Wasser nur nicht so nach Rauch geschmeckt. Aber das verdroß niemanden, es war ja ein Picknick. Dann kam der Augenblick, da die sechs andern in ein Boot stiegen und davonruderten. Wahrhaftig, hier schien die Vorsehung zu walten! Da halfen denn sie und ihr lieber Gastgeber der Dienerschaft, alle Sachen in das zweite Boot zu packen, damit sie wieder in das Haus befördert würden. Während dieser Beschäftigung stellte Julia fest, daß Septimus dreimal hustete.

„Lieber Mr. Septimus," sagte sie, „ich bin überzeugt, es ist für Sie hier zu feucht zu so später Stunde. Schon sechs vorbei." Wie freundlich nahm er diese Mahnung auf!

„Miß Julia, setzen wir uns auf den Rasen," bat er, „und erwarten wir die Rückkunft der andern."

So saßen sie denn unter der Zeder, wo es wundervoll kühl und so traulich und abgeschieden war, denn die Zweige hingen tief herab. Ihr Herz begann unruhig zu pochen, sie befand sich ja zum ersten Mal mit ihm allein. Aber er war so überaus taktvoll — er sprach über den Dichter Southey, fragte, ob ihr dessen Poesie gefalle. Er selbst ziehe Milton vor.

„Mr. Septimus, ich muß Ihnen ein Geständnis machen," erklärte sie. „Ich habe das ‚Wiedergewonnene Paradies' nicht gelesen, aber Milton ist zweifellos ein sehr großer Dichter — so wohlklingend."⁴

„Und was halten Sie von Wordsworth, Miß Julia?"

„O, ich liebe Mr. Wordsworth! Er muß ein edler Charakter gewesen sein, mein Gefühl sagt es mir."

Bei diesen Worten kam ihr der Gedanke: ‚Wird er mich wohl fragen, ob ich Byron gelesen habe?' Wenn ja, dann wollte sie kühn erwidern: ‚Freilich!' Sie wollte keine Geheimnisse vor ihm haben — ‚Child Harold' und der ‚Gaius' hatten solch tiefen Eindruck auf sie gemacht! Natürlich, Lord Byron hatte keineswegs gute Grundsätze gehabt, allein sie war überzeugt, Mr. Septimus würde nie den Argwohn hegen, sie sei imstande, etwas Unanständiges zu lesen. In Timothys Arbeitszimmer stand ‚Don Juan' in mehrbändiger Ausgabe. Hester hatte ihn gelesen und war entsetzt gewesen. Als er die Frage unterließ, fühlte sie sich ganz enttäuscht; sie war überzeugt, er hätte die Bande zwischen ihnen enger geknüpft. Doch sie fühlte, daß er das heikle Thema nicht berühren mochte, statt dessen fragte er sie, ob sie Charles Dickens' Romane schätze.

„Natürlich," erwiderte sie, „er ist ja sehr talentvoll, doch er führt so absonderliche Gestalten vor aus so niedriger Sphäre. Und dann ist in ‚Pickwick' so viel vom Trinken die Rede, obzwar dieses Werk, wie ich weiß, den meisten Leuten recht gut gefällt. Bewundern Sie ‚Pickwick', Mr. Septimus?"

„Nein, Miß Julia, mich deucht, dieses Buch ist höchst überspannt.“

Die Zeit verging so rasch unter der Zeder und es wäre der Gipfel des Glücks gewesen, hätten nicht die Mücken sie so entsetzlich durch die Strümpfe gestochen. Natürlich konnte sie sich nicht kratzen oder auch nur ‚au!‘ sagen. Sie hätte gar zu gern gewußt, ob sie auch i h n bissen. Je länger sie dort saßen, desto mehr fühlte sie, daß er nicht genügend auf seine Gesundheit achtgab. Trotz der Abendluft trug er nicht einmal einen Schal — er hätte so sehr eines Menschen bedurft, der sich um ihn kümmerte. Und die Mücken stachen und sie lächelte und das Boot kam zurück, mit Augustus Perry, der zur Gitarre sang. Welch ein amüsanter Plauderer! Und wie romantisch — Musik auf dem Wasser!

Dann nahm alles ein Ende und sie fuhr ganz allein mit der lieben kleinen Mary im Viktoria nach Hause. Roger hatte sich geweigert, seinen Platz auf dem ‚elenden Klapp-sitz‘ wieder einzunehmen, und war zu Hatty Chessman in ihren zweisitzigen Einspanner gestiegen. Erleichtert atmete sie auf! Es war ein so — so weihvoller Nachmittag gewesen und sie ertrug jetzt keine Neckerei...

An jenem Abend saß sie noch lange an ihrem Fenster in der Bayswater Road und dachte an den Bart des Mr. Septimus und ob sie je wagen dürfe, ihn Sep zu nennen. Ob er wohl je an sie die Bitte richten würde, ihren ältesten Bruder, den lieben Jolyon, besuchen zu dürfen, da doch ihr Vater tot war ...

Und dann kam der Briefwechsel; welch herrliches Erlebnis! Manchmal enthielten seine Briefe ein Stämmchen Lavendel — sein Lieblingsparfum; sie waren wunderschön geschrieben, denn er war ja Architekt und erfüllt von erhabenen Grundsätzen und so vergeistigt. Dann und wann hatte sie allerdings den Eindruck, als sei er zu vergeistigt, denn sie hatte oft die Trauungsformeln gelesen und über deren Bedeutung nachgesonnen — wer hätte das auch nicht getan? In ihren Briefen gab sie sich alle Mühe, nicht ins Schwatzen zu geraten, sondern dem Vorbild Maria Edgeworths zu folgen, der gefeierten Autorin der ‚Moralischen Geschichten‘. Während der ganzen Zeit strickte sie an einem Schal für ihn. Ganz im geheimen mußte sie es tun, in ihrem Schlafzimmer, denn falls Timothy die Arbeit zu Gesicht bekam, fragte er gewiß: ‚Ist das für mich bestimmt?‘ und vielleicht sagte er dann: ‚Ich mag kein so langes Zeug!‘ Und bei ihrer Antwort: ‚Nein, nicht für dich,‘ würde er in Aufregung geraten und wissen wollen, für wen es denn sei — und ihm das zu sagen, war ausgeschlossen.

Im August gingen alle (Ann, Hester, sie selbst und Timothy) nach Brighton, um die Seeluft zu genießen, und in einem Brief an Septimus erwähnte sie es ganz von ungefähr — sie hatte nichts anderes als Septimus im Kopf. Stellt euch aber nur ihre Überraschung vor, als sie ihn am dritten Tag auf dem Molo sitzen sah. Das Blut schoß ihr ins Gesicht. Timothy blieb sogleich stehn.

„Ah, da ist ja Sep Small! Ich geh!“ Das bewies sein

geringes Verständnis für die Situation, denn sonst hätte er sie nie so allein mit ihm gelassen. Doch welch einzig schöne Stunde verbrachte sie an seiner Seite, über das Geländer gebeugt! Er wußte so viel über die Meeresflora zu berichten, preßte Seetang und konnte die Nigger-Bänkelsänger nicht ausstehn. Er sagte ihr auch, die Seeluft tue seinem Husten gut, und sie war fest überzeugt, daß er ihren Hut bemerkt hatte, denn ganz verträumt sagte er: „Miß Julia, ich liebe diese runden Hütchen, die man jetzt überall sieht, und die Schleier dazu sind reizend.“ Der ihre streifte fast seine Wange. Es war alles so traulich und entzückend! Sie hätte ihn gar zu gern gebeten, mit ihr ins Hotel zum Lunch zu kommen, dann hätte sie seinen Schal hervorholen und sagen können: „Lieber Mr. Septimus, ich habe eine kleine Überraschung für Sie/ und dann hätte sie ihn um seinen Hals geschlungen. Doch sie fürchtete das Auf sehn! Außerdem hatte sie Angst davor, Timothy könnte sich gehn lassen — manchmal ließ er sich so entsetzlich gehn, besonders, wenn er auf eine Mahlzeit warten mußte. Natürlich wußten weder er noch die liebe Ann und nicht einmal Hester etwas von ihren Gefühlen für den lieben Sep, so war es doch wohl besser, die Einladung zu unterlassen. Und dann — welch Walten der Vorsehung! — fragte er sie, ob er sie zum Hotel zurückbegleiten dürfe, und was k o n n t e sie andres drauf erwidern, als daß es ihr ein Vergnügen sein werde! Er sah so hochgewachsen und aristokratisch aus, wie er neben ihr dahinschritt, mit seinem Vollbart, dem Musselinstreifen am Hut und dem weißen,

grüngefütterten Schirm. Sie hoffte, die Leute würden denken: ‚Welch vornehmes Paar!‘ Viele Hoffnungen zogen durch ihr Gemüt, während sie den Strand entlang gingen, den Teergeruch der Boote einsogen und dem gewöhnlichen Volke zusah, wie es Schnecken verzehrte. Ein zärtliches Gefühl wallte in ihr auf und sie mußte stehn bleiben, um ihn auf das tiefblaue Meer mit den weißen Wellenkämmen aufmerksam zu machen.

„Ich liebe die Natur so sehr,“ erklärte sie.

„Ach, Miß Julia,“ erwiderte er — die folgenden Worte blieben ihr unvergeßlich —, „die Schönheiten der Natur werden einzig übertroffen von———au weh, mir ist eine Fliege ins Aug' geflogen!“

„Lieber Mr. Septimus, erlauben Sie, daß ich sie mit dem Zipfel meines Taschentuchs entferne.“

Er erlaubte es. Sie mußte sich ziemlich lang bemühen und er war so tapfer und hielt das Auge offen. Als sie das schwarze Dingelchen endlich herausgeholt hatte, besahen sie es beide; ihr war's, als bringe es sie einander ganz nahe, als könnten sie sich in die Seele blicken. Welch wundervoller Augenblick! Und dann — ihr Herz klopfte stürmisch — ergriff er ihre Hand. Ihre Knie wankten; sie hob den Blick empor zu seinem Antlitz, das so schmal und edel schien und so ängstlich dreinsah; wo das Auge getränt hatte, war noch ein kleiner, feuchter Streifen sichtbar. Aus ihrem rosigen Gesicht mit dem Schmollmündchen sprach geradezu Anbetung, Anbetung strahlte aus ihren hellgrauen Augen. Lang-

sam hob er ihre Hand bis an seinen Bart hinan und streifte sie mit den Lippen. Man denke bloß — auf der Strandpromenade! Ihr wurde ganz weich und warm ums Herz; ihre Lippen bebten und zwei große Tränen quollen aus ihren Augen.

„Miß Julia/" sagte er, „Julia, darf ich hoffen?"

„Lieber Septimus," gab sie zur Antwort, „freilich, Sie dürfen."

Und wie durch einen Nebel sah sie seinen weißen Musselinstreifen in der köstlichen Brise wehn; er flatterte über einem Mann aus dem Volk, der gerade Schnecken aß; der hörte auf zu essen und starrte sie so andächtig an wie einen Regenbogen.

VI
NICHOLAS REX
1864

Gegen Ende der Siebziger jähre machte einmal jemand die Bemerkung: ‚Nicholas Forsyte — der klügste Kopf in London.‘ Und diesem Ausspruch stimmten die meisten zu, die ihn bei seinem geschäftlichen und öffentlichen Wirken beobachteten. Der klarste Beweis jedoch für diese Behauptung war in seinem Privatleben zu finden. Wo immer Nicholas sich betätigte, war er obenauf, sozusagen der Hahn im Hühnerhof — tatsächlich hatte er auch ein wenig Ähnlichkeit mit einem Hahn; schmuck und sauber war er, das zurückgebürstete Haar sträubte sich wie ein Hahnenkamm über der hohen Stirn, er trug sich aufrecht, Hals und Kopf vollführten schnelle Bewegungen. Sein Gesicht war frisch und lebhaft gefärbt, das Haar fast kastanienbraun, ehe es ergraute. Wenn er bei einer Versammlung sich erhob und mit seinem trockenen Humor zu sprechen anfang, beugten sich die Leute vor und lauschten voll Spannung seinen Worten, bis er wieder Platz nahm. Seine Gabe, einen Gegner lächerlich zu machen, war geradezu berüchtigt und das fällt bei einem Mann, der im öffentlichen Leben steht, besonders ins Gewicht. Nicholas stand ja im öffentlichen Leben, so weit es sich eben für einen Forsyte ziemte. Nie

erstrebte er eine ungewöhnliche Machtstellung, nie zum Beispiel ließ er sich ins Parlament wählen. Er begnügte sich damit, in jedem Unternehmen, an dem er beteiligt war, wenn auch nicht offiziell, so doch faktisch eine Rolle zu spielen. Er besaß einen gewissen, wohltemperierten Gemeinsinn, der ihn dazu trieb, die Führung zweier gemeinnütziger Unternehmen, einer Trambahn- und einer Kanalisationsgesellschaft, fast unmerklich an sich zu reißen, obwohl er von ihnen nicht allzu viele Aktien besaß. Als Sachverständiger in Kapitalanlagen war er schier unfehlbar; als aber eins seiner Projekte einmal dennoch fehlschlug, empfanden seine fünf Brüder fast Genugtuung darüber. Seine Tonart war bald scharf, bald heiter; niemand konnte im voraus wissen, welche von beiden er anschlagen würde, und gerade daraus schöpfte er seine Überlegenheit. Man konnte mit einer gewissen Sicherheit behaupten, er habe niemals einen Freund gehabt. Viele hatten sich ihm genähert, aber früher oder später hatte er sie abgeschüttelt, eher früher als später. Es widerstrebte vielleicht seinem Naturell, mit jemandem auf gleichem Fuße zu verkehren. Andererseits mußte man seine Lauterkeit bewundern — die war ja ein Mann wie er seinem Rufe schuldig — und man konnte ihm jederzeit unbesorgt vertrauen. Auf den ersten Blick hätte man ihn für einen jener überaus vornehmen Ärzte der obern Zehntausend halten können, die nur ungern Patienten in ihrem Haus aufsuchen, und wenn doch, dann nur gegen sehr hohes Honorar. Dabei war er gar nicht besonders gesund, nur eben so gesund wie ein

Forsyte, oder besser: lebenskräftig wie ein Forsyte, und so brachte er's auf einundneunzig.

In Geldangelegenheiten war er zwar kein ausgesprochener Knicker, aber doch vorsichtiger als irgend ein anderes Familienmitglied, mochte nun sein Kinderreichtum daran schuld sein oder sein streng einfacher Sinn, der für modischen Putz und Tand nichts übrig hatte; mit fanatischem Eifer sah er in der Arbeit das alleinige Heil des Menschen. Und damit kommen wir zu seinem Privatleben, das für diese Geschichte mit seiner Heirat im Jahre 1848 begann. Ob er durch seine Heirat das Herrschbedürfnis, diesen ursprünglichsten Trieb des Menschen, befriedigen wollte, wird immer eine Frage bleiben; aber so viel steht fest: er gehörte zu den Männern, die heiraten müssen, in jungen Jahren heiraten müssen — das erforderten der viktorianische Zeitgeist und seine Konstitution. Zweifellos hatte er dabei Geld erheiratet und das war klug, besonders damals vor dem Gesetz über das Vermögensrecht der Ehefrauen — er konnte über das Geld der Gattin nach Gutdünken verfügen, s i e überhaupt nicht. Dennoch war diese Verbindung keineswegs eine kühle Verstandesehe. Nicholas war im Gegenteil ein feuriger Verehrer, der in den oben weiten, unten engen Hosen der damaligen Zeit um ein sehr hübsches Mädchen freite, die Tochter eines Bankiers aus einer Provinzstadt, der mit ihm in Geschäftsverbindung stand. Ihre Mutter und vielleicht auch ihre Krinoline bestimmten die junge Dame, Nicholas in den gebührenden Schranken zu halten bis zu

einer gewissen, mit allem Pomp vollzogenen Zeremonie, bei der ihr Bräutigam eine wirklich witzige Rede vom Stapel ließ. Wie groß war jedoch ihre Überraschung nachher!

Von dieser Überraschung nahm wohl auch jene heimliche Meuterei ihren Ausgang, die Jahrzehnte hindurch den stolzen Bau seiner eheherrlichen Autorität unterwühlte.

Die Frage bleibe unerörtert, ob Nicholas, oder vielmehr Mrs. Nicholas im zwanzigsten Jahrhundert die Tatsache des Ehestands minder deutlich empfunden hätte. So viel steht fest: sie bekam ihn mit jedem der kleinen Nicholase, die sie nacheinander in die Welt setzte, immer deutlicher zu spüren. Nachdem sie in vierzehn Jahren deren sechs produziert hatte, erklärte sie rund heraus, nunmehr die Produktion einzustellen. Nicholas, der schon damals ein beträchtliches Vermögen besaß, fand dieses Verhalten einer nicht ganz fünf- unddreißigjährigen Frau unsinnig, um so mehr, als es zum ersten Male seinen Vorrechten eine Schranke setzte. Diese Einschränkung seiner persönlichen Freiheit trug an der nervösen Reizbarkeit Schuld, die sich im Laufe der Jahre zweifellos bei ihm entwickelte. Doch wer hätte beim Anblick von Mrs. Nicholas je daran gedacht, sie für die Launen ihres Herrn und Gebieters verantwortlich zu machen? In der Tat hatte niemand außer ihrem Gatten das wahre Gesicht von Mrs. Fanny Nicholas je gesehen — er nannte sie nämlich Fanny, weil sie in Wirklichkeit Elisabeth hieß. Ihr Benehmen in Gesellschaft war fast das gerade Gegenteil ihres Benehmens zu Hause. Einmal wurde sie durch die Be-

merkung charakterisiert, sie trete in ein fremdes Zimmer immer hinter Nicholas ein mit ‚verängstigt-heiterer Miene‘. Das traf auch zu. Denn er pflegte sie zur Zielscheibe seiner scharfen Witze zu machen, gegen die sie trotz ihrer Abwehrversuche schutzlos war. Sie lächelte nur, lächelte mit verängstigtem Blick und war meist froh, wenn sie davonkam, ehe er einen seiner Pfeile gegen sie abgeschossen hatte. Doch zu Hause und unter vier Augen pflegte dieser verängstigte Blick zu schwinden. Und ohne es eigens darauf anzulegen, nahm sie nach Weiberart durch hundert Nadelstiche dafür Rache. Nicht etwa vor den Kindern — o nein, sondern still im Verborgenen, zumeist im gemeinsamen Schlafgemach oder noch besser im gemeinsamen Bett. Dort brachte sie es bald soweit, daß Nicholas vom Gebieter zum Bittsteller herabsank. Nicht etwa, daß sie gegen ihn Abneigung empfand — keine Spur, sondern viel eher aus Prinzip, weil sie doch schließlich auch eine Seele hatte und es anders nicht beweisen konnte. Nach außen hin war er unumschränkter Selbstherrscher, zahlte die Zeche, die er gelegentlich aus ihrem Gelde beglich, und gab den Ton an. Wer darf sie darum schelten, daß sie ihm zum Bewußtsein brachte, er sei auch nur ein sterblicher Mensch, ganz so wie sie. In der Tat liefert uns diese Ehe ein Musterbeispiel im kleinen für eine absolutistische Regierung und die Versuche der Untertanen, ihre Macht einzuschränken.

Auf der ‚Forsyte-Börse‘ hatte man natürlich von diesem ‚Verfassungskampf‘ bestenfalls eine unbestimmte Ahnung,

es gebracht an genauen Berichten darüber. Aber trotz aller instinktiven Bemühungen, die Sachlage zu verschleiern, erhielt die Familie dennoch Kenntnis davon, als der Kampf in eine denkwürdige Phase trat, denkwürdig darum, weil sie uns den Wandel im britischen Recht und die Unzulänglichkeit menschlicher Urteile vor Augen führt. Die Eröffnung bildete ein Brief von Mrs. Nicholas mit der Überschrift: „Bournemouth, Hotel Zur wilden Klamm, 24. Juni 186'', der folgenden Wortlaut hatte:

„Mein lieber Gatte!

Schon lange hege ich den Wunsch, einen Schritt zu unternehmen, der Dich, wie ich fürchte, beunruhigen wird und wohl kaum Deinen Beifall finden dürfte. Ich stieg gestern in diesem netten Hotel ab und habe die Absicht, einige Wochen hierzubleiben. Die Gegend ist reizend, die Seeluft herrlich und im Hotel wohnen einige recht nette Leute. Bitte, schicke mir etwas von meinem Geld. Es wäre überhaupt sehr nett, wenn Du mir in Zukunft aus dem Ertrag des Vermögens, das mir mein lieber Vater hinterließ, eine Rente aussetzt. Küsse die lieben Kinder von mir.

Deine Dich liebende Gattin

Fanny.'

Noch ehe Nicholas diesen Brief erhielt, war er schon recht unruhig, wenn nicht gar besorgt gewesen, und jetzt las er ihn mit derart verdutzter Miene, wie sie dem klügsten Kopf von London übel anstand. Daß eine Ehefrau allein

und ohne es ihrem Mann zu melden, auf und davon fuhr, hatte ihn — andern gegenüber hätte er sich wohl kaum so ausgedrückt — glatt umgeschmissen. Daß sie aber noch obendrein Geld, ja sogar eine Rente von ihm forderte, schien ihm haarsträubend. Er begab sich zu Bett und verbrachte eine elende Nacht. Was führte das Weib im Schilde? Je mehr ihn der Schlaf floh, desto mehr wuchs seine Überzeugung, etwas Derartiges sei ihm sein Lebtag nicht vorgekommen. Am nächsten Tag antwortete er ihr:

„Meine liebe Fanny!

Ich habe Deinen Brief erhalten. Daß Du so mir nichts dir nichts durchgebrannt bist, war ja eine recht nette Überraschung für mich. Wenn Du auf eigene Faust zu handeln beliebst, wirst Du auch die Folgen zu tragen haben. Ich denke nicht daran, Dir Geld zu schicken; das Beste, was Du tun kannst, ist, unverzüglich heimzukehren. Was die Rente anlangt, so frage ich Dich: Wozu in aller Welt brauchst Du sie? Du erhältst doch alles von mir, worauf Du billigerweise Anspruch hast. Vermutlich hast Du über das Vermögensrecht der Ehefrauen irgend einen Blödsinn gehört. Je rascher Du Dir solche hypermoderne Ideen aus dem Kopf schlägst, desto besser für uns beide und die Kinder.

Und nun komm um Himmels willen doch zur Vernunft und nach Hause!

Dein Dich liebender Gatte

Nicholas Forsyte.

Dann ging er in eine Aufsichtsratssitzung, noch immer etwas gereizt, doch in der Überzeugung, diese Angelegenheit sei endgültig erledigt und Fanny werde am nächsten Tag wieder zu Hause sein. Sie kam jedoch nicht und am übernächsten Tag bekam er einen zweiten Brief.

„Mein lieber Gatte!

Ich bedaure, daß Du die Berechtigung meines Vorgehens und meiner Forderung nicht einsiehst. Daher sehe ich mich veranlaßt, auch weiterhin hierzubleiben. In unserm Hotel wohnt ein recht netter Anwalt, der mir sagt, daß Du für alle Schulden, die ich hier machen muß, aufzukommen hast, meines Erachtens eine ganz vernünftige Bestimmung. Selbstverständlich habe ich ihm nicht mitgeteilt, daß ich ihn in eigener Angelegenheit befragte. Hoffentlich hat sich Deine Magenverstimmung gebessert. Küsse die lieben Kinder von mir.

Deine Dich liebende Gattin

Fanny.'

Nicholas legte den Brief mit den Worten hin: „So ein Weibsbild rennt mit dem Schädel durch die Wand!“ Was um Himmels willen war ihr nur eingefallen? Schulden machen — Donnerwetter, da wollte er dreinfahren! Dennoch saß er schön in der Patsche. Ein Skandal, daß er, der wahrhaftig an Wichtigeres zu denken hatte, mit solchem Kram behelligt ward! Na, wenn das so weiterging, blieb ihm wohl nichts andres übrig, als hinzufahren und sie zurück-

zuholen! Aber es ging so weiter. Noch einen Tag wartete er, ob sie vielleicht doch zur Vernunft kommen würde, dann schrieb er ihr:

.Meine liebe Frau!

Nimm gefälligst zur Kenntnis, daß ich Deiner sofortigen Heimkehr entgegensehe, andernfalls wäre ich gezwungen, Dich in eigener Person zu holen. Dein Benehmen überrascht und betrübt mich, zumal jetzt, da mich wichtige Geschäfte in Anspruch nehmen. Komm also endlich wieder zur Vernunft, komm heim, wie es einem braven Frauchen ziemt.

Dein Dich liebender Gatte

Nicholas Forsyte.'

Auf diesen Brief erhielt er keine Antwort. Drei Tage verstrichen, Tage, reich an allerhand seelischem und auch einigem körperlichen Unbehagen. Sogar über den netten Anwalt kamen ihm düstere Gedanken. Fanny war erst siebenunddreißig, und bei einer Frau konnte man nie wissen... Endlich war er dermaßen beunruhigt, daß er sich bei einer Sitzung des Zentralverbandes für Kanalisation entschuldigen ließ und nach Bournemouth fuhr. Im Hotel erhielt er die Auskunft, Mrs. Forsyte sei vor zwei Tagen abgereist. Nein, sie habe keine Adresse hinterlassen. Die kalte Gleichgültigkeit, die Fanny durch dies Benehmen ihm gegenüber an den Tag legte, brachte Nicholas vollends aus dem Häuschen. Daß er gezwungen war, mit einem fast grinsenden Hotel-

direkter zu verhandeln und zuzugeben, daß die eigene Frau auf eigene Faust Entscheidungen treffe, das war — das war — einfach ungeheuerlich! Er erkundigte sich nicht einmal, ob sie auch ihre Rechnung bezahlt habe. Da er jedoch über Hotelbräuche Bescheid wußte — er selbst saß ja im Aufsichtsrat eines solchen Unternehmens —, schloß er aus der Tatsache, daß man ihm keine Rechnung überreichte, seine Frau müsse sie beglichen haben. Woher sie nur das Geld genommen hatte? Wahrscheinlich verschleuderte sie ihren Schmuck. Er fuhr nach London zurück — was blieb ihm andres übrig! Am nächsten Tag traf ein Brief von ihr ein, des Inhalts, sie sei nach Weymouth weitergefahren, sie finde diesen Ort jedoch nicht so nett, wie sie erwartet habe, und werde nicht lange dort verweilen. Wohin sie Weiterreisen wolle, verriet sie nicht. ‚Aha, sie will Katz und Maus mit mir spielen!‘ dachte Nicholas. Und verdrossen begab er sich in die City.

Nun mag ja ein Ehemann betreffs seiner Frau die besten Vorsätze fassen, etwa wie: ‚Ich schneide das Tischtuch zwischen uns entzwei!‘ oder ‚Wenn sie sich einbildet, mich um den Finger zu wickeln, dann täuscht sie sich gewaltig!‘ Wenn man aber wie Nicholas mit einer Frau sechs Kinder gezeugt hat — von denen drei noch zu Hause sind — und so wie er im Rufe steht, immer nur nach dem eigenen Kopf zu handeln und ein untadeliger Familienvater zu sein, so muß einem doch die Galle überlaufen, wenn man ohne zu lügen nicht einmal den Aufenthaltsort seiner Ehefrau wahr-

heitsgemäß angeben kann; wenn man die ‚Forsyte-Börse meiden muß, als wäre sie die Hölle — was sie vielleicht auch ist; und wenn man im eigenen Haus mit dem Gefühl umherschleicht, die Kinder und die Dienerschaft seien über alle Vorgänge bestens orientiert. Er litt wieder einmal ernstlich unter jener Magenverstimmung, die den Menschen stets dann befällt, wenn seinem Willen, seinen Trieben oder seiner Selbstachtung etwas in die Quere kommt. Oft dachte er: ‚Wenn sie mich jetzt nur sehen könnte, sie kehrte reuig um.‘

Nach vierzehn Tagen erhielt er einen aus einem Hotel in Cheltenham abgesandten Brief seiner Gattin, der eine etwas versöhnlichere Tonart anschlug, aber sie erwähnte darin einen netten Arzt, der ihr einige ausgezeichnete Ratschläge erteilt habe. Ärzte! — diese Sorte kannte er zur Genüge! Der Brief schloß mit den Worten: ‚Ich hoffe, mein lieber Gatte, Du wirst jetzt bereit sein, mir eine fixe Rente auszusetzen — selbstverständlich aus meinem eigenen Geld. Ich bin der Ansicht, fünfhundert Pfund im Jahr sind wohl die Mindestsumme, die mir zusteht — meinst Du nicht auch? Wenn Du mir die zusicherst, wäre ich nicht abgeneigt, wieder heimzukehren. Inzwischen habe ich meinem Smaragdanhänger Ade gesagt. Küsse die lieben Kinder von mir. Deine Dich liebende Gattin Fanny.‘

Dem Smaragdanhänger Ade gesagt! Neunzig Pfund hatte ihn das Ding gekostet, für dreißig oder vierzig hatte sie's vermutlich losgeschlagen. Noch nie war ihm die krasse Unvernunft der Weiber so klar vor Augen getreten. Fünf-

hundert jährlich für Firlefanzen! Immerhin hatte dieser Brief den Nebel der Ungewißheit zerstreut. Endlich sah er die Lage klar: Wenn er ihr fünfhundert Pfund jährlich zusagte, würde sie nach Hause kommen. Das alles hatten diese Frauenrechtler auf dem Gewissen, die den Weibern Raupen in den Kopf setzten — diese Schwefelbände! Aber in ein bis zwei Wochen kamen die Jungens auf Ferien nach Hause, und es mußte höchst sonderbar aussehen, wenn ihre Mutter dann nicht daheim war und nicht mit ihnen ans Meer ging.

Erst gestern hatte ihm ein Mann, der seinen verdammten Leierkasten drehte, zugerufen: „Nein, nein, Herr, ich weiß, was Ruh und Frieden wert sind — unter drei Shilling rühr' ich mich nicht weg.“ Die Frechheit dieses Schurken hatte Nicholas amüsiert und er hatte ihm die drei Shilling gegeben. Fanny benahm sich genau so. Aber wer konnte ihm dafür bürgen, daß sie dann nicht nochmals durchbrennen und so die restliche Hälfte des Jahreseinkommens von tausend Pfund herauschinden würde, die sie ihm in die Ehe mitgebracht hatte? Nein, für so unvernünftig hielt er sie denn doch nicht; trotzdem sträubte er sich noch dagegen, Friede und Ruhe um einen so hohen Preis zu erkaufen. Dabei hatte er die ganze Zeit eine dunkle Ahnung, daß es ihr im Grunde gar nicht ums Geld ging. Sie hatte sich ja nie um Geldsachen gekümmert, nie etwas davon verstanden; in der Tat, er hatte ihr bei zahlreichen Anlässen allzu große Gleichgültigkeit in Geldangelegenheiten vorhalten müssen. Nur widerstrebend gestand er sich am Ende ein, was sie eigent-

lieh erreichen wollte — es ließ sich in ein einziges Wort fassen. Und dieses peinliche Wort stahl sich immer wieder in seine Gedanken: Unabhängigkeit. Fanny unabhängig! Da müßte sie ja morgen schon ins Armenhaus! Nicholas konnte nämlich wie die meisten Leute nicht begreifen, daß auch andere sich dieselben Dinge wünschten, die ihm für sein Leben unentbehrlich schienen. Wie mochte sich wohl seine eigene Lage gestalten, wenn er Fanny unabhängig machte? Zum Spielball ihrer Launen mußte er dann werden, allen ihren Grillen und Weibertorheiten nachgeben! Da kam ihm in einem lichten Augenblick die Erleuchtung: er würde ihr eine regelrechte Rente aussetzen und die Auszahlung einstellen, sobald es ihm beliebte! Mit einem Mal war ihm alles sonnenklar, er wunderte sich nur, daß es ihm nicht schon früher eingefallen war. Mit der Abendpost schickte er einen Brief ab, des Inhalts, er habe sich die Sache nochmals überlegt und sei bereit, ihr vierteljährlich hundertfünfundzwanzig Pfund zu geben. Er werde ihr übermorgen zum Fünf-Uhr-Zug den Wagen schicken.

Doch auch daraufhin kam nicht Fanny selbst, sondern wieder nur ein Brief von ihr, worin sie betonte, daß die fünfhundert Pfund ihr natürlich als jährliche Leibrente verschrieben werden müßten — das Wort ‚verschrieben‘ war dabei unterstrichen. Die Behauptung, Nicholas sei über diesen Brief erstaunt gewesen, gäbe seine Gefühle höchst unzulänglich wieder. Gerade Fanny hätte er nie im Leben eine so schmutzige Handlungsweise zugetraut! Diese aus

Abscheu und Staunen gemischte Stimmung hielt bei ihm eine volle Stunde an; während dieser Zeit saß er in seinem nach Norden gelegenen Arbeitszimmer, wo ihn kein unerwünschter Sonnenstrahl erhitzen konnte. Er war entschlossen, un-nachgiebig zu bleiben; andererseits empfand er deutlich, daß er dieses unbeweibte Dasein nicht mehr lange ertragen könne. Sie war jetzt siebzehn Tage lang fort und mit jedem Tag steigerte sich das dumpfe, beklommene Gefühl in seinem Kopf. So oder so, er mußte diesem Zustand ein Ende machen. Wie er so dasaß und einen Entschluß um den andern faßte und wieder verwarf, drängte sich ihm stets deutlicher ein hämmerndes Geräusch auf — dieser verdammte Leierkasten war's, der den neuesten Schlager spielte: ‚Auf im Ballon, Jungens, auf im Ballon!‘

Zornesröte schoß ihm in die glattrasierten Wangen und stieg zur Stirn bis unter den angegrauten Hahnenkamm empor. Er trat ans Fenster und stieß es weit auf, Da stand der Schurke, drehte seinen Leierkasten und grinste zu ihm hinauf. Einen Augenblick brachte Nicholas kein Wort hervor, dann trug eine Anwandlung von Galgenhumor über seine angeborene Nüchternheit den Sieg davon. Die Frechheit dieses Burschen war wirklich zum Lachen! Nicholas grinste zurück und schloß das Fenster. Wäre er der Leiermann gewesen, er hätte genau so gehandelt. Dem Kerl schien aufzudämmern, daß er an einen ebenbürtigen Gegner geraten war; er leierte noch ‚Sekt her, Sekt her, Charlie!‘ und schob dann seinen Leierkasten weiter.

Dieser kleine Zwischenfall hatte jedoch den Gedanken Nicholas Forsytes eine andere Richtung gegeben, hatte ihm auch das Blut noch ein wenig mehr zu Kopf getrieben, so daß es ihm nun der Mühe wert schien, Fannys Bedingungen doch zu erfüllen und sie zurückzuholen. Am Freitag sollte er seine Rede bei der Generalversammlung des 'Trambahn-Konzerns' halten und mit diesem benommenen Kopf, die Folge der andauernden Unbeweibtheit, würde er sie todsicher verhaun.

Fünfhundert jährlich — zugeschrieben oder nicht — was lag schon dran! Auf der Stelle wollte er zu James gehn und die Geschichte erledigen, dann würde er mit der Verschreibungsurkunde in der Tasche einen Sprung nach Cheltenham machen und Fanny zurückholen. Er winkte einer Droschke, rief dem Kutscher 'In die City!' zu und stieg ein. Der Weg von Ladbrooke Grove nach Poultry in der City war weit, und während Nicholas aufrecht und adrett hinter dem klappernden Gaul über das holprige Pflaster des damaligen London ratterte, sann er darüber nach, was er antworten solle, falls dieser neugierige James, wie zu erwarten stand, ihm die Frage stellte: 'Was bezweckst du eigentlich damit?' Er nahm sich vor, darauf nur zu erwidern: 'Was geht das dich an?' James war ja immer ein altes Weib gewesen und es war am besten, ihm gleich tüchtig über die Schnauze zu fahren.

Zu seiner Bestürzung jedoch ließ James die Bemerkung fallen;

„Hab' mir's gleich gedacht, daß dir nichts andres übrig bleiben wird — man sagt ja, Fanny hat die Hosen an.“

„Wer sagt das?“ kläffte Nicholas.

James fuhr sich durch eines seiner langen Bartkoteletts, die er nach der Mode der Sechziger jähre trug. „Wer? Na, Timothy und die Schwestern.“

„Was haben sie über Dinge zu schwätzen, die sie keinen Pfifferling angehn?“

James räusperte sich.

„Ich weiß nicht,“ entgegnete er, „mir sagt keiner was.“

„Was!“ fuhr Nicholas los. „Stundenlang hockt ihr beisammen und kramt Skandalgeschichten aus. Na, i c h habe keine Zeit zu vergeuden. Fertige das Dokument aus und setze dich und den alten Bustard als Treuhänder ein. Morgen um elf Uhr muß ich es fix und fertig in Händen haben. Nimm von meinen Westbahn-Aktien so viel, daß du auf fünfhundert Pfund Zinsen jährlich kommst.“

Cheltenham an der Westbahn — so fand er für diese Aktien noch die passendste Verwendung. „Eisenbahnen!“ dachte er, „hab' kein rechtes Vertrauen dazu, über kurz oder lang erfindet man was andres.“

Er ging und ließ James nicht wenig aufgeregt über die Eile zurück, mit der sein Bruder die Sache betrieb; doch er erledigte prompt den Auftrag. Das unterzeichnete und gesiegelte Dokument in der Tasche, erreichte Nicholas den Nachmittagszug nach Cheltenham. Zum Zeitvertreib während der Fahrt legte er sich beißende Bemerkungen über

Fannys Vorgehn zurecht; als er sie jedoch bei seiner Ankunft frisch und jugendlich im Salon des Hotels beim Tee fand, beschloß er, seine Sarkasmen einstweilen bei sich zu behalten, und sagte nur: „Na, Fanny, du siehst ja famos aus.“

Sie erwiderte: „Lange haben wir uns nicht gesehn, lieber Nicholas! Was machen die lieben Kinder?“

„Ich habe an Kopfschmerzen gelitten, den Kindern geht es gut," sagte er. „Das da hab' ich dir mitgebracht," und er legte die Urkunde auf den Tisch. „Alles in Ordnung — du wirst kein Wort davon verstehn.“

„Lieber Nicholas, ich bin überzeugt, du hast alles aufs beste geordnet.“

Während sie stirnrunzelnd las, beobachtete er sie und dachte: ‚Sie ist hübscher als ich geglaubt hab'.‘

Den ganzen Abend war er heiter, beinahe witzig — fast so wie während ihrer Flitterwochen in Brighton.

Erst kurz vor Mitternacht richtete er sich auf seinem Ellbogen auf und fragte unvermittelt:

„Was um Himmelswillen hat dich eigentlich dazu gebracht?“

„Ach, lieber Nicholas," antwortete sie ganz nahe an seinem Mund, „ich war so ruhe- und erholungsbedürftig.“

„Erholungsbedürftig? Wovon willst du dich erholen? Du hast doch keine Arbeit?“

Sie lächelte.

„Und jetzt," sagte sie, „werde ich immer wegfahren und mich erholen können, sooft ich es nötig finde.“

„Zum Teufel, das werden wir noch sehn!"

„Es wird auch so nett sein, wenn ich dich nicht mehr um Geld bitten muß. Du bist dann manchmal so verstimmt!"

Und Nicholas dachte: ‚Ganz richtig. Jetzt hab' ich die Bescherung. O diese Weiber!' Er drehte sich ganz herum und betrachtete sie; wie sie so auf dem Rücken lag, spielte ein seltsames, leises Lächeln um ihre Lippen, das zu sagen schien: ‚Der liebe Nicholas, der klügste Kopf von London!'

So ward Nicholas, wie andern Königen, durch die Konstitution eine Schranke gesetzt.

VII
EINE TRAURIGE GESCHICHTE
1867

Im Jahre 1866 verließ der neunzehnjährige Jolyon Forsyte Eton, um die Universität Cambridge zu beziehen. Er trug halbrasierte Koteletts, wie es damals Mode war — ein lebenswürdiger junger Mann, körperlich trainiert und auch geistig ganz gut beschlagen, dabei ästhetischen und andern Eindrücken zugänglicher als die meisten Grünschnäbel seines Alters. Nur war er etwas angekränktelt von Whyte Melvilles Romanen, dessen tadellos gekleidete Kavaliers in keiner mißlichen Lebenslage trotz Schulden und Verdrießlichkeiten je die Fassung verloren. Seiner Überzeugung nach gehörten zur irdischen Vollkommenheit Koteletts und Gleichmut allen Schicksalslaunen gegenüber, ein Glaubensbekenntnis, dem im Grunde genommen eine gewisse Vornehmheit nicht abzusprechen war. Unversehens geriet er in einen mondänen Kreis und widmete sich dem Studium des Whist. Whyte Melvilles Helden spielten alle ganz ausgezeichnet Whist und ritten ihre Pferde bis zur Besinnungslosigkeit. Der junge Jolyon nahm gern an Jagden teil und ritt häufig mit seiner Gesellschaft nach Newmarket hinüber, das den Jüngern Semestern von Cambridge bequem gelegen ist. Gleich vielen Studenten vor und nach ihm hatte er nur

unzulängliche Begriffe vom Wert des Geldes, als er seine Wohnung im ‚College‘ bezog. Diese ‚traurige Geschichte‘ ist hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben, daß sein Vater, der alte Jolyon, mit Geld vortrefflich umzugehen verstand und davon mehr als genug besaß, während der Sohn von Finanzen nichts verstand und über seine Mittel lebte. Dem jungen Mann wurde zu Beginn des ersten Semesters ein Kredit von hundert Pfund eröffnet; die Summe kam ihm beträchtlich vor und bald war nichts mehr davon übrig. Dies setzte ihn zwar in Erstaunen, erschien ihm aber im übrigen von geringer Bedeutung: denn auch Whyte Melvilles Kavaliers befanden sich ständig in Geldnöten, ja ihr Dasein wäre nicht halb so verdienstvoll gewesen ohne jene überlegene Verachtung für rein finanzielle Verbindlichkeiten. Der junge Jolyon begann daher Schulden zu machen; es war nicht schwer und gehörte zum guten Ton. Am Ende des ersten Semesters hatte er das Doppelte des ihm ausgesetzten Betrages verbraucht. Er war weder ausschweifend noch besonders verschwenderisch, aber was lag ihm denn am Geld! Übrigens konnte man seine Erhabenheit über irdische Güter nicht wirksamer dartun, als dadurch, daß man unbekümmert in den Tag hineinlebte. Nicht als ob er nur um Schulden zu machen Pferde gemietet und Stiefel, Kleider, Weine und Tabak gekauft hätte; doch handelte er dabei gewissermaßen nach einem Prinzip. Das muß man begreifen, weil später der alte Jolyon gerade das nicht begreifen konnte. Obwohl dieser als junger Mann nicht

halb so viel Geld erhalten wie sein Sohn, war er nie etwas schuldig geblieben und hatte Karriere gemacht. Allerdings hatte er nicht die Vorteile von Eton, Cambridge und Whyte Melvilles Romanen genossen. Er war einfach Teehändler geworden.

Als der junge Jolyon sein zweites Semester mit abermals hundert Pfund begann, die sein ahnungsloser alter Herr ihm überwiesen, merkte er sofort, daß ihm für laufende Ausgaben nichts übrig bleiben würde, wenn er seine Schulden oder auch nur einen halbwegs nennenswerten Teil davon begleichen wollte. Er bestritt daher aus den verfügbaren Mitteln die dringendsten Bedürfnisse des täglichen Lebens wie Studiengebühren, Weingelage, Whist, Reiten und so weiter — und ließ seine Schulden anwachsen.

Nach Ablauf seines ersten Studienjahres begann er nachdenklich zu werden, stand er doch mit vollen dreihundert Pfund angekreidet. Unglücklicherweise aber brachte er in sein zweites Jahr noch längere Bartkoteletts und erhöhte Empfänglichkeit für die Reize des Daseins mit. Er hatte die besten Burschen der Welt zu Freunden, das Leben lächelte hold, die Prüfungen waren noch in weiter Ferne. Er verstand zu gefallen, freute sich dessen, und seine Lebensführung gab ihm nicht die geringste Gelegenheit, sich die Hörner abzustoßen.

Sein Kreis bestand nun aus sehr netten jungen Leuten, die aus Eton, Harrow oder Winchester kamen, und von denen manche mehr Erfahrung, andere mehr Geld, aber kein ein-

ziger mehr Verantwortungsgefühl besaß als er selbst. In ‚Dandy‘ Charwells Quartier — er studierte Theologie und wurde später Bischof — geschah es zum ersten Mal, daß man statt Whist eine Partie Bakkarat unter der Anleitung des ‚Senior‘ Covercourt versuchte. Dieser Sproß der Covercourts aus Shropshire hatte jenen erheiternden Zeitvertreib, der mit dem Neuner unlösbar verknüpft ist, während der Sommerferien in einem französischen Kurort kennengelernt und war jetzt voll von dessen Lob in der ihm eigenen, so bewunderungswürdig gesetzten Weise. Der junge Jolyon war keineswegs ein Spieler; er blieb stets kühl, besonnen und verlor nie den Kopf. Abgesehn davon begann bereits seine wirtschaftliche Lage — trotz White Melville — ihm auf die Nerven zu gehn, weshalb er von vornherein eher zu Verlusten neigte. Wenn aber Kameraden wie ‚Dandy‘ Charwell, Fuchs Totteridge, Guy Winlow und selbst der ‚Senior‘ Covercourt, die besten Kerle der Welt, nun einmal Bakkarat spielen wollten, wer konnte sich da feige drücken?

Am vierten Abend war die Reihe an ihm, die Bank zu halten. Nachdem er die bösartigsten Gläubiger befriedigt und die Kolleggelder, die so rücksichtslos immer im voraus verlangt wurden, bezahlt hatte, blieben ihm gerade fünfzehn Pfund — vierzehn Tage nach Beginn des Semesters. Jetzt hatte er die Bank mit hundert Pfund zu übernehmen. Mit sinkendem Mut und steinerner Miene nahm er daher seinen Platz am Kopfende des grünen Tisches ein. Eine bessere Gelegenheit, sich seiner Koteletts würdig zu erweisen, hätte

er gar nicht finden können. Komme, was da wolle, er würde seinen großen Vorbildern: Archibald Blitz, Mariechen Tausendschön und Exzellenz Krach keine Schande machen!

Vom ersten Augenblick an verlor er. Ein paarmal flackerte sein guter Stern kurz auf, im großen ganzen jedoch vollzog sich sein Niedergang mit unabwendbarer Stetigkeit. Er biß die Zähne zusammen, bewahrte kaltes Blut und hielt durch. Nach einer halben Stunde war die Bank gesprengt; blasiert erhob er sich, unterzeichnete mit mattem Lächeln einen Schuldschein und gleichzeitig einen zweiten über runde achtzig Pfund, die ihm der ‚Senior‘ Covercourt vorgeschossen. Er stärkte sich mit einer warmen Bowle, worauf er seinen Platz am Spieltisch wieder einnahm, den Rest des Abends aber weder gewann noch verlor. Zuletzt ging er durch den Hof in seine Zimmer — ihm war gar nicht wohl zumute, wenn er an das Gesicht seines Vaters dachte. Denn heute hatte er zum ersten Mal Ehrenschnlden gemacht und konnte sie nicht bezahlen, und das war etwas ganz anderes als Schnlden bei einem Kaufmann. Auf der schmalen Bettstatt seines Schlafzimmers, das zwei zu viereinhalb Meter maß, saß er und zerbrach sich den Kopf, wo er das Geld herschaffen solle. Denn bezahlen mußte er! Würde die Bank ihn sein Guthaben überziehen lassen? Deutlich konnte er sich die undurchdringlichen Gesichter hinter dem verdammten Schalter vorstellen! Von denen war nichts zu hoffen! An wen sonst aber konnte er sich wenden! An den Gauner Davids? Oder — an seinen Vater? Was war

ärger? O, Vater war ärger! Denn mit einem Male ward es dem jungen Jolyon klar: das Leben, das er hier von Anfang an geführt hatte, mußte seinem Vater unverständlich sein. Schauernd malte er sich aus, wie er sich bemühen würde, dem Alten seine Lage zu erklären und dessen Blick standzuhalten, der unter der hochgewölbten Stirn ganz gerade und von tief innen heraus auf den Beschauer gerichtet schien. Nein! Dann schon lieber Davids! Hatten sich etwa Mariechen Tausendschön, Archibald Blitz, Exzellenz Krach und die übrigen Auserwählten gescheut, Geldverleiher in Anspruch zu nehmen? Mit nichten! Und wie halfen sich seine Kollegen, der ‚Senior‘ und der ‚Fuchs‘? Wozu waren denn die Geldverleiher überhaupt da? Während er sich mit diesem Gedanken zu trösten versuchte, wurde er so traurig, daß er darüber einschlief.

In seiner Bank versicherte man ihm am nächsten Morgen mit zusammengepreßten Lippen, daß es nicht üblich sei, einen Kredit ohne Sicherstellung zu überschreiten. Der junge Jolyon zog die Brauen hoch, fuhr sich mit den Fingern durch das eine Kotelett, sagte langsam und vornehm: „Hat weiter keine Bedeutung!“, und schritt hinaus, bemüht Haltung zu bewahren. Wieder tauchte das Gesicht seines Vaters vor ihm auf und er konnte dessen Anblick nicht ertragen. Er suchte ‚Fuchs‘ Totteridge auf, einen lebenswürdigen Jungen, der, gerade dem Bade entstiegen, im Schlafrock vor einem Teller gerösteter Nieren saß.

Der junge Jolyon sagte:

„Totteridge, altes Huhn, gib mir eine Empfehlung an den Gauner Davids I'⁴

Das alte Huhn riß die Augen auf. „Nanu, mein Freund — abgebrannt? Der wird dich rupfen, Jo!"

„Läßt sich nichts machen," entgegnete der junge Jolyon düster.

Mit einem Brief bewaffnet, begab er sich am Nachmittag in die Gemächer von Mr. Rufus Davids. Der hebräische Wohltäter las die Empfehlung und musterte den jungen Jolyon mit kritischem Blick.

„Wieviel wünschen Sie, Misser Forssyte?" fragte er.

„Hundertfünfzig."

„Das wird Sie nach sechs Monaten auf ssweihundert su stehen kommen. Ich gewähre kulante Bedingungen."

Kulante Bedingungen! Der junge Jolyon verschluckte eine Antwort. Nur nicht feilschen!

„Ich möcht' gern wissen, mit wem ich'ss su tun hab\ Misser Forssyte; ich muß erst ein bißchen herumhören. Kommen Sie morgen wieder."

„Halten Sie das, wie Sie wollen," erklärte der junge Jolyon.

„Sson recht, Misser Forssyte; morgen nachmittag."

Der junge Jolyon nickte und verließ das Büro.

Im großen und ganzen war die Sache glimpflich abgelaufen; während er nach Newmarket trabte, vergaß er fast das Wort des Horaz: „— es hockt sich hinter den Reiter die graue Sorge.'

Am folgenden Nachmittag erhielt er hundertfünfzig Pfund für sein Autogramm ausgezahlt und suchte sogleich den Senior' Covercourt und die andern auf, um seinen Schuldschein einzulösen. Fast ein wenig stolz auf seine Tugendhaftigkeit, ließ er sich dann zu einem Abendimbiß in seinem Zimmer nieder. Er speiste kalte Wildente, als es an seine Tür klopfte.

„Herein!“ rief er, und da — im Überzieher, den Zylinder in der Hand — stand sein Vater...

Der alte Jolyon war gerade im City-Büro der großen Tee-firma Forsyte & Treffry gesessen. Da händigte man ihm mit der übrigen Post aus der Provinz einen Brief mit dem Vermerk ‚Vertraulich‘ ein.

„Great Cury,
Cambridge.

Sehr geehrter Herr!

Als Sie vor einem Jahr Ihrem Sohn bei uns ein Guthaben eröffneten, beauftragten Sie uns, Sie sogleich zu verständigen, falls etwas Ungewöhnliches vorkommen sollte. Wir ersuchen Sie daher, zur Kenntnis nehmen zu wollen, daß Mr. Jolyon Forsyte junior sich heute an uns mit der Bitte gewendet hat, seinen Kredit um hundert Pfund überschreiten zu dürfen. Wir hielten uns nicht für berechtigt, seinem Wunsche nachzukommen, ohne von Ihnen hiezu ermächtigt

worden zu sein, und werden gerne Ihre diesbezüglichen Aufträge ausführen.

Wir zeichnen, sehr geehrter Herr, mit den besten Weihnachts- und Neujahrswünschen,

hochachtungsvoll

Brotherton & Darnett.'

Der alte Jolyon betrachtete diesen gänzlich unerwarteten Brief längere Zeit mit ernstem und bekümmertem Blick. Dann steckte er ihn in die Brusttasche seines Gehrocks und zog einen kleinen Kamm hervor, um damit seine langen grauen Koteletts und seinen Schnurrbart zu kämmen.

„Ich fahre nach Cambridge, Timming. Besorgen Sie mir einen Wagen.“

Im Wagen und danach im Zug und abermals in einem Wagen, der ihn vom Cambridger Bahnhof in die Stadt brachte, hatte er sich ruhelos und unglücklich mit der Frage gequält: Warum war der Junge nicht zu ihm gekommen? Was hatte er nur angestellt, daß er seinen Kredit so hoch überziehen wollte? Er bekam doch genügend Taschengeld. Auch hatte er nie etwas von Geldnöten verlauten lassen. Der alte Jolyon mochte die Sache drehen wie er wollte, immer wieder kam er zu dem Schluß, daß es Schwäche verriet — Schwäche, soviel Geld zu brauchen; vor allem aber Schwäche, weil der Junge nicht erst zu ihm gekommen war. Nichts konnte der alte Jolyon weniger leiden als Schwäche. Und jetzt stand er, groß und grauköpfig, in der Tür.

„Ich muß dich sprechen, Jo. Ich habe einen Brief bekommen, der mir gar nicht gefällt.“

Den jungen Jolyon durchzuckte der Gedanke: „Davids!“ und das Herz sank ihm in die Samtpantoffeln. Dennoch sagte er in seiner vornehmen, gedehnten Redeweise:

„Reizend von dir, Vater. Hast du schon gespeist? Magst du Wildente? Diese Bowle ist gar nicht übel.“

Er nahm dem Vater Hut und Mantel ab, stellte ihm einen Stuhl mit dem Rücken zum Feuer, fachte mit dem Blasebalg die Glut an und schrie die Treppe hinunter, man solle Besteck und eine zweite Portion Ente bringen. Aber während er so polterte, wurde ihm ganz elend zumut, denn er liebte seinen Vater innig und fürchtete ihn daher. Und der alte Jolyon, der seinen Sohn innig liebte, stand gern noch ein Weilchen am Feuer, wärmte die Beine und wartete.

Sie aßen Wildente, tranken Bowle dazu und sprachen vom Wetter und allerhand gleichgültigen Dingen. Als sie damit fertig waren, sagte der junge Jolyon:

„Setz' dich in diesen Ledersessel, Vater!“, und dabei hatte er die Empfindung, als müsse er sich in den Fußboden verkriechen.

Der alte Jolyon schnitt die Spitze seiner Zigarre ab, bot auch seinem Sohn eine an, setzte sich in den alten Ledersessel und beide rauchten schweigend, bis der alte Jolyon den Brief hervorzog und seinem Sohn hinüberreichte.

„Was hat das zu bedeuten, Jo? Warum hast du dich nicht an mich gewendet?“

Der junge Jolyon las den Brief und fühlte sich erleichtert, aber doch unsicher und verärgert über das Vorgehen seiner Bank. Wozu in aller Welt hatten die Leute geschrieben? Er strich seine Bartkoteletts und sagte:

„Ach so, darum handelt's sich!“

Der alte Jolyon betrachtete ihn durchdringend mit tiefem Ernst.

„Das heißt wohl, daß du Schulden gemacht hast?“ bemerkte er schließlich.

Der junge Jolyon zuckte die Achseln: „Nun ja, natürlich. Ich meine, man muß doch——!“

„Was muß man?“

„Genau so leben wie die Kameraden, Dad.“

„Die Kameraden? Bekommst du nicht durchschnittlich so viel, wie's für einen Studenten üblich ist?“

Er hatte recht.

„Aber das ist es ja eben,“ erklärte der junge Jolyon eifrig, „meine Gesellschaft steht über dem Durchschnitt.“

„Warum verkehrst du dann in einer solchen Gesellschaft, Jo?“

„Das weiß ich nicht, Vater. Gemeinsames Studium und dies und jenes. Es ist eine überaus vornehme Gesellschaft.“

„Hm!“ brummte der alte Jolyon zweideutig. „Hätten diese hundert Pfund genügt, dich zu rangieren?“

„Mich zu rangieren? Ja, natürlich — das heißt, für die wichtigen Schulden hätt's schon gereicht.“

„Für die wichtigen Schulden?“ wiederholte der alte Jolyon. „Sind nicht alle Schulden wichtig?“

„Gewiß, Vater; aber hier ist jeder den Kaufleuten Geld schuldig. Die erwarten das gar nicht anders.“

Der alte Jolyon kniff die Augen zusammen und blickte seinen Sohn scharf an.

„Kaufleute erwarten das gar nicht anders? Was steckt da noch dahinter? Eine Frau?“ Scharf und leise hatte er dies Wort hervorgestoßen.

Der junge Jolyon schüttelte den Kopf. „Ach nein!“

Etwas bequemer rückte sich der alte Jolyon nun zurecht, er schien sich ein wenig erleichtert zu fühlen. Er streifte die Asche von seiner Zigarre.

„Dann hast du wohl gespielt, Jo?“

Krampfhaft versuchte der junge Jolyon, gleichmütig dreinzusehn und den Blick unentwegt auf den Vater zu richten.

Er entgegnete: „Ein wenig.“

„Gespielt!“ Aus dem Ton des Alten sprach so viel unangenehme Überraschung und Bestürzung, daß es dem jungen Jolyon auf die Nerven ging; hastig fuhr er fort:

„Du darfst nicht glauben, Vater, daß ich die Absicht habe, weiterzuspielen. Aber Newmarket, verstehst du, und — und——man will doch kein Spielverderber sein.“

„Spielverderber, Weil man nicht hasardiert? Das verstehe ich nicht. Ein Hasardeur!“

Und wieder griff der Ton seiner Stimme dem jungen Jolyon ans Herz.

„Mir liegt wirklich gar nichts dran, Vater," rief er eindringlich, „ich werd' genau so glücklich sein, wenn ich nicht spiele."

„Warum tust du's dann? Das ist ein Beweis von Schwäche. Und Schwäche ist mir unerträglich, Jo."

Das Gesicht des jungen Jolyon nahm einen verschlossenen Ausdruck an. Das würde der Vater niemals begreifen! Ihm erklären wollen, daß ein Kavalier erhaben sein müsse — über das Schicksal — ein hoffnungsloses Beginnen! Er sagte zaghaft:

„Gerade' die allerbesten Jungen hier——"

Der alte Jolyon wandte den Blick ab. Wenigstens zwei Minuten lang starrte er schweigend ins Feuer.

„Ich habe nie gespielt und nie Schulden gemacht," erklärte er zuletzt ohne Stolz, doch mit tiefer Überzeugung. „Ich muß deine Lage deutlich übersehen können, Jo. Wie steht's mit dir? Schenk' mir reinen Wein ein. Wieviel bist du schuldig, und wem?"

Der junge Jolyon war einst beim Stibitzen erwischt worden. Doch das war längst nicht so schlimm gewesen. Sich damit zu entschuldigen, daß andere es auch täten, schien heute ebenso fruchtlos wie damals. Er sagte mürrisch:

„Ich glaube — es dürften so ungefähr dreihundert sein, die ich den Kaufleuten schulde."

Der Blick des alten Jolyon ging ihm durch und durch.

„Und das nennst du unwichtige Schulden? Wie verhält es sich mit den andern?"

„**Ich** war ungefähr hundert Pfund Kameraden schuldig, aber die hab' ich bezahlt."

„Deshalb also hast du dein Konto überziehen wollen?"

„Ehrenschulden — ja."

„Ehrenschulden!" wiederholte der alte Jolyon. „Und wo hast du die hundert hergenommen?"

„Geborgt."

„Wann?"

„Heute."

„Von wem?"

„Von einem Mann namens Davids."

„Ein Geldverleiher?"

Der junge Jolyon ließ den Kopf hängen.

„Du bist also lieber zu einem Geldverleiher gegangen als zu mir?"

Des jungen Jolyons Lippen zitterten; er warf seine Zigarre ins Feuer, zu nervös, um weiterzurauchen.

„Weil — weil — ich gewußt hab\ daß du — daß du das nicht leiden kannst, Vater."

„Dies kann ich noch viel weniger leiden, Jo."

Beiden schien es der schlimmste Augenblick ihres Lebens zu sein, und der Augenblick wollte gar kein Ende nehmen. Schließlich sagte der alte Jolyon:

„Für wieviel hast du dich verpflichtet?"

„Ich bekam hundertundfünfzig und versprach, in sechs Monaten zweihundert zurückzuerstatten."

„Und wie wolltest du dir die zweihundert verschaffen?"

„Das weiß ich nicht.“

Nun warf auch der alte Jolyon seine Zigarre ins Feuer und strich sich mit der Hand über die Stirn.

Impulsiv erhob sich der junge Jolyon, vergaß seine Koteletts, vergaß, daß er eigentlich ein Kavalier war, und setzte sich auf die Armlehne von Vaters Sessel. Tränen standen in seinen Augen.

„Mir tut es wirklich leid, Vater; aber du verstehst die Sache nicht.“

Der alte Jolyon schüttelte den Kopf.

„Nein, das versteh' ich nicht, Jo. Dieser Weg führt zum Ruin.“

„Es waren Ehrenschnlden, Vater.“

„Alle Schnlden sind Ehrenschnlden. Aber darum handelt sich's jetzt nicht. Mir scheint, du kannst den Dingen nicht ins Auge sehn. Du bist ein guter Kerl, aber das wird dir im Leben wenig nützen.“

Der junge Jolyon erhob sich.

„Ich kann den Dingen ins Auge sehn,“ erklärte er.
„Ich —! O! wenn du wüßtest!“

Er stieß die Holzscheite im Kamin mit dem Fuß auseinander und starrte in die Glut. Seine Augen brannten, er fühlte sich ganz aufgewühlt. Während der Kavalier in ihm sich vornehm gebärdete: ‚So viel Getue über Geld!‘, pochte sein Herz schmerzlich aus zitternder Liebe zu seinem Vater. Er hörte den alten Jolyon sagen:

„Ich geh' jetzt, Jo. Stell' mir für morgen eine Liste deiner

Schulden zusammen. **Ich** werde sie selbst bezahlen. Deinen Herrn Geldverleiher werden wir zusammen aufsuchen."

Der junge Jolyon hörte, wie er aufstand, wie er Hut und Mantel nahm und die Tür öffnete; er fuhr plötzlich herum und rief:

„Ach Vater!"

„Gute Nacht, Jo!" Schon war er draußen.

Der junge Jolyon stand lange Zeit vor dem erlöschenden Feuer. Sein Vater wußte nicht und konnte auch nicht wissen, was man zu tun und wie man sich zu benehmen hatte, um — um sich dem Schicksal überlegen zu zeigen. Er war altmodisch! Aber der junge Jolyon liebte nicht nur seinen Vater, er bewunderte ihn auch physisch und moralisch ebenso sehr — nein, mehr noch als Exzellenz Krach und Archibald Blitz. Ihm war ganz elend.

Er blieb lange auf und versuchte ein Verzeichnis seiner Schulden zusammenzustellen, so gut es eben ging — er hatte nämlich die Gewohnheit, seine Rechnungen sofort zu zerreißen. Mühsam gebändigte Aufregung beunruhigte seinen Schlummer und als er erwachte, wurde ihm ganz übel bei dem Gedanken an den gemeinsamen Besuch bei Mr. Davids.

Um zehn Uhr erschien der alte Jolyon, der fast verstört aussah. Sein Sohn übergab ihm das Schuldenverzeichnis.

„Ist das alles, Jo?"

„Ja, so weit ich mich erinnern kann."

„Falls dir noch etwas einfällt, schreib es mir. Wer sind denn diese Freunde, die hasardieren?"

Der junge Jolyon errötete.

„Verzeih, wenn ich's dir nicht sagen kann, Vater.“

Der alte, Jolyon sah ihn an.

„Gut!“ bemerkte er. „Gehn wir jetzt zu dem Geldverleiher.“

Sie machten sich auf den Weg nach Newmarket. Gott war gnädig und ließ den jungen Jolyon unterwegs keinen Bekannten treffen. Nur am andern Ende des viereckigen Hofes gewahrte er von fern den ‚Senior‘ Covercourt, dessen Gruß er nicht erwiderte. In tiefem Schweigen schritten Vater und Sohn Seite an Seite auf die Straße hinaus. Einmal nur bemerkte der alte Jolyon: „Diese Universitätsgebäude scheinen kein Ende zu nehmen.“ Es fiel kein weiteres Wort, bis sie das Haus erreichten, in dem über einem Billardzimmer Mr. Davids' Büro lag.

Der alte Jolyon stieg die Stufen empor und stieß bei jedem Schritt mit dem Regenschirm auf; der junge folgte gesenkten Hauptes. Er war tief beschämt, und der alte Jolyon schämte sich wahrscheinlich noch mehr.

Man sah den Geldverleiher durch eine halboffene Tür in seinem Privatbüro sitzen. Der alte Jolyon stieß die Tür mit seinem Regenschirm vollends auf.

Mr. Davids erhob sich offenbar überrascht, und schielte so liebenswürdig wie möglich über seine Nase hinweg nach den Besuchern.

„Das ist mein Vater,“ sagte der junge Jolyon und starrte unverwandt auf seine Schuhe.

„Mr. Davids, wenn ich nicht irre?“ begann der alte Jolyon.

„Jawohl, Ssir. Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Sie waren gestern so freundlich, meinem Sohn den Betrag von hundert fünfzig Pfund vorzustrecken, wogegen er sich zur Zahlung von Wucherzinsen verpflichten mußte. Bitte geben Sie mir den Schuldschein, und nehmen Sie an Zahlungsstatt diesen Scheck.“

Mr. Davids rieb sich wie beim Waschen die Hände.

„Auf welchen Betrag lautet Ihr Ssack, Ssir?“

Der alte Jolyon zog einen Scheck aus der Tasche und entfaltete ihn.

„Auf die vorgestreckte Summe und zehn Prozent Jahreszinsen für einen Tag.“

Mr. Davids erhob die saubergewaschenen Hände.

„O nein, Misser Forssyte, nein! Solche Geschäfte mach' ich nicht. Geben Sie mir einen Ssack über den Betrag des Ssuldsseins, dann können Sie ihn zurückhaben. Ich dringe durchauss nicht auf prompte Einlösung — durchauss nicht.“

Der alte Jolyon stülpte sich den Zylinder auf den Kopf.

„Sie werden meinen Scheck annehmen,“ erklärte er und hielt dem Geldverleiher das Papier unter die Nase.

Mr. Davids prüfte es und meinte:

„Sie sseinen mich für einen Narren su halten.“

„Ich halte Sie für einen Wucherer,“ entgegnete der alte Jolyon. „Sechsendsechzig Prozent — unglaublich!“

Mr. Davids wich voll Verwunderung zurück.

„Ich hab' mein Geld risikiert, als ich Ihrem Sohn die Summe vorstreckte.“

„Sie haben gar nichts riskiert. Zehn Prozent Zinsen für einen Tag ergeben den Betrag von neun dreiviertel Pence; ich habe sie auf zehn Pence abgerundet. Geben Sie mir gefälligst den Schuldschein zurück.“

Mr. Davids schüttelte den Kopf.

„Also gut,“ erklärte der alte Jolyon. „Ich habe über Sie Erkundigungen eingeholt und gehe von hier geradewegs zum Staatsanwalt.“

Mr. Davids schien wieder seine Hände zu waschen.

„Wenn Sie zum Staatsanwalt gehen,“ sagte er, „dann gehe ich auf die Universität zum Rektor und melde dort, daß Ihr Sohn sich Geld bei mir geliehen hat.“

„Ganz wie Sie wollen,“ erwiderte der alte Jolyon. „Ganz wie Sie wollen! Komm, Jo!“ Er wandte sich um und schritt zur Tür; verzweifelt, doch äußerlich gefaßt folgte ihm sein Sohn.

„Halt!“ rief Mr. Davids. „Ich mache nie nicht einem Menschen Unannehmlichkeiten.“

Des alten Jolyons Augen blinzelten unter den zusammengezogenen Brauen.

„O!“ sagte er, ohne sich umzuwenden, „wirklich nicht! Dann beeilen Sie sich! Ich gebe Ihnen zwei Minuten,“ und er zog seine Uhr hervor.

Der junge Jolyon blickte wie benommen auf die ihm so

vertraute goldene Uhr. Er konnte hören, wie Mr. Davids hinter seinem Rücken sich beeilte.

„Hier ist der Ssuldssein, Misser Forssyte, bitte hier!"

Der alte Jolyon wandte sich um.

„Ist das deine Unterschrift, Jo?"

„Ja," antwortete der junge Jolyon verdrossen.

„Dann zerrei den Schein."

Der junge Jolyon nahm ihn und zerriß ihn wütend.

„Hier ist Ihr Scheck," sagte der alte Jolyon.

Mr. Davids griff danach, wobei er rasch von einem Fuß auf den andern trat.

„Das ist kein Gessäft, auf Ehre kein Gessäft!" wiederholte er.

„Ein verteufelt schlechtes Geschäft!" bemerkte der alte Jolyon; „danken Sie Ihrem Herrgott, daß ich nicht noch obendrein zum Staatsanwalt gehe. Empfehle mich bestens!" Er stieß seinen Regenschirm auf und marschierte hinaus.

Der junge Jolyon folgte ihm wie ein Schaf.

„Wo ist der Bahnhof, Jo?"

Der junge Jolyon schlug den Weg zur Station ein; noch schweigsamer als zuvor schritten sie dahin.

Schließlich sagte der alte Jolyon:

„Eine traurige Geschichte, Jo. Daß du nicht zu mir gekommen bist, hat mich dabei am meisten gekränkt."

Dem jungen Jolyon blieb die Antwort in der Kehle stecken.

„Und nicht wieder spielen, mein Sohn! Es ist charakterlos. Nun, da sind wir ja."

Sie betraten die Station. Der alte Jolyon kaufte die ‚Times‘. Schweigend standen sie nebeneinander auf dem Bahnsteig, bis der Londoner Zug einfuhr; dann schob der junge Jolyon die Hand durch seines Vaters Arm und preßte ihn heftig. Der alte Jolyon nickte.

„Die Sache soll begraben sein, Jo. Nur eines möchte ich dir noch sagen: Sei ein Kavalier — gut, aber vergiß darüber nie, ein Gentleman zu sein. Lebwohl, mein Junge!“ Er legte seinem Sohn einen Augenblick die Hand auf die Schulter, wandte sich rasch ab und stieg ein.

Der junge Jolyon stand barhaupt da und sah dem davonfahrenden Zuge nach. Dann kehrte er, er wußte selbst nicht recht wie, ins ‚College‘ zurück.

Wahrhaftig, eine traurige Geschichte!

VIII
AUFRUHR IM HAUSE ROGERS
1870

Als im Herbst 1870 im Hause Roger Forsytes in Prince's Gate eingebrochen wurde, war Smith zweifellos betrunken gewesen und versuchte auch gar nicht ernsthaft, sich von dieser Schuld reinzuwaschen. Smith, ein breitschultriger Mann von ungewöhnlich heiterm Wesen, hatte sich in den wenigen Monaten, seit er als Diener in Rogers neuem Haus angestellt war, bei der jungen Generation sehr beliebt gemacht; sogar Roger selbst pflegte ihn einen ‚famosen Kerl‘ zu nennen. Ein Rausch, von dem niemand erfuhr, war ein Fehltritt, dabei erwischt zu werden, eine Schande; doch in diesem Zustand vor seiner Nase Einbrecher arbeiten zu lassen, war ein schweres Vergehen, wenn nicht gar ein Verbrechen. Das war Rogers feste Überzeugung, der er durch Smiths sofortige Entlassung Ausdruck gab. Seine silbernen Löffel waren fort. Smith sollte auch fort!

„Wären Sie nicht besoffen gewesen, so hätten Sie diese Schurken hören müssen,“ erklärte er ihm. „Sie wollen ein Herrschaftsdieners sein? Ein Schandfleck sind Sie!“

„Jawohl, gnädiger Herr,“ erwiderte Smith demütig, „der gute Tropfen! Der war seit jeher meine schwache Seite. Aber ich hätt' nie geglaubt, daß es so weit kommen wird.“

„Nun aber ist es so weit," entgegnete Roger. „Packen Sie sich, heute noch! Und kommen Sie mir ja nicht um ein Zeugnis!"

Als Milderungsgrund für Rogers barsches Vorgehen ist zu berücksichtigen, daß es damals noch keine Versicherung gegen Einbruch gab. Tatsächlich schloß Roger, stets ein origineller Kopf, später als der erste eine solche Versicherung ab; um sie durchzusetzen, mußte er sich an die berühmte Firma Lloyds wenden.

„Eine größere Unverschämtheit hab' ich noch nicht erlebt," fügte er hinzu. Der Geschirrkorb mit sämtlichen Löffeln, Gabeln, Salzfüßern und Pfefferstreuern des Roger'sehen Haushalts war unmittelbar vor der Nase des betrunkenen Smiths, der auf seinem Ausziehbett in der Speisekammer schnarchte, weggestohlen worden. Als der junge Lakai am nächsten Morgen in die Kammer trat, fand er ihn noch immer schlafend vor, neben seinem Bett standen ein Glas und eine leere Whiskyflasche.

Nach der Kündigung schlich Smith wie ein verprügelter Hund in sein Gemach zurück, auch Roger begab sich wieder ins Schlafzimmer, wo seine Frau im Himmelbett lag und sich noch weniger Gedanken machte als sonst. Er teilte ihr die Angelegenheit in ein paar kraftvollen Worten mit.

„Ach Roger, wie schade! Ein so netter Mensch! Die Kinder werden ganz außer sich sein."

„Quatsch!" erwiderte Roger. „Ich muß jetzt zur Polizei."

Aber diese Leute taugen nichts. Herzlich wenig Aussicht, etwas zurückzubekommen."

Mrs. Roger blieb auf dem Rücken liegen, wie immer von ihrem Mann gänzlich eingeschüchtert. Siebzehn Jahre war sie nun verheiratet; wenn sie da wirklich noch ein Eigenleben besaß, merkte ihr jedenfalls keine Seele etwas davon an.

Indessen stand Smith in Hemdärmeln kerzengerade in der Speisekammer, sein breites, gutmütiges Gesicht sah drein, als habe er die Hosen verlegt und könne sie nicht finden. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen und Miß Francie erschien. Francie Forsyte war damals zwölf Jahre alt, ein dunkelhaariges Kind mit dünnen Beinen, die offenbar den Ehrgeiz hatten, immer wieder aus ihrer Bekleidung herauszuwachsen. Ihre grauen Keltenaugen blitzten unheildrohend.

„Smith, du darfst nicht fort. Ich duld' es nicht. Du kannst doch nichts dafür, daß du betrunken warst, als die Einbrecher kamen."

„Pst, Miß Francie!" erwiderte Smith, „der gnädige Herr sagt, ich muß gehn."

Francie nahm Smith bei der Hand.

„Lieber Smith!"

Smiths rundes Gesicht schien lang zu werden.

„Meine Schuld, Miß; ich hab' einen Rausch gehabt, kann's nicht leugnen."

„Wie hast du dann melden können, daß Einbrecher kamen?"

„Das könnt' ich eben nicht, Miß Francie, da Hegt der Hund begraben.“

„Na, und?“

„War' ich nicht betrunken gewesen,“ sagte Smith mit plötzlicher Heftigkeit, „dann hätt' ich den Kerlen eins aufs Dach gegeben!“ Er bog seinen Arm und reckte ihn hoch, so daß sein gewaltiger Bizeps am besten zur Geltung kam.

„Ach Smith,“ rief Francie, „bist d u stark! Da, probier' einmal, i c h hab' gar keine Muskeln.“ Sie krümmte ihren zündholzdünnen Arm. Aber bei dem Gedanken, daß nun bald kein Smith mehr da sein werde, dem sie ihre nicht vorhandenen Muskeln zeigen könnte, schossen ihr die Tränen in die Augen.

„Du darfst nicht fort!“ rief sie noch einmal. „Da ist Eustace, der sagt gewiß dasselbe.“

Der zweitjüngste von den fünf Sprößlingen Rogers zählte jetzt elf Jahre; er hatte wie seine Schwester dunkles Haar und schmale Wangen, die gleichen grauen Augen, doch sein ruhiges Temperament stand in gewaltigem Gegensatz zu Francies sprühender Lebendigkeit. Er erholte sich eben von dem Mumps, der ihn erfreulicherweise am Schulbesuch gehindert hatte.

„Mußt du wirklich fort, Smith?“ fragte er. „Ich an deiner Stelle ginge nicht. Ich bliebe ganz einfach hier.“

Smith lächelte — ein Lächeln strahlend wie die Mittags-sonne.

„Vater wird es vergessen,“ meinte Eustace.

Smith kniff ein Auge zusammen; diese Gewohnheit machte ihn mehr als alles andre zu einem Liebling der Kinder.

„W i r d er's vergessen, junger Herr? Ich glaub' nicht.“

„Ich glaub' schon,“ entgegnete Eustace. „Bei Vater ist es am besten, sich dumm zu stellen. D i c h kann er nicht verhaun. Was du für Muskeln hast!“

Smith krümmte den Arm ein zweites Mal in der gewohnten Weise. Er war nie auch nur zehn Minuten mit den Kindern beisammen, ohne daß er sich nicht zumindest einmal produzieren mußte.

„Smith,“ erklärte Francie, „wir werden mit dir zu Vater gehn und mit ihm sprechen.“

Smith schüttelte den Kopf.

„Er hat bestimmt deinen Muskel noch nicht gesehen,“ sagte Eustace.

Smith lächelte. Wie alle gutmütigen, leichtlebigen Kraftnaturen konnte er unmöglich nein sagen.

„Abgemacht!“ entschied Francie; „wenn Vater nach Hause kommt, holen wir dich. Komm, Eustace.“

An der Tür wandte sie sich um: „Du gehst nicht fort — du lieber Smith!“

Smith stand mitten in der Speisekammer und schüttelte langsam den runden Kopf.

Als der Schutzmann erschien, den Roger alarmiert hatte, stand Smith noch immer mit gemischten Gefühlen da. Nun aber bewies er hervorragende Eignung, mit Polizeiorganen umzugehen. Überaus devot, liebenswürdig und manierlich er-

regte er das höchste Wohlgefallen der Obrigkeit. Der Schutzmann war erschienen, um ihn auf Herz und Nieren zu prüfen, nun blieb er, um zu plaudern und sich die Kehle anzufeuchten. Er trank Rogers Bier und stellte fest:

„Meines Erachtens handelt es sich hier um einen unglücklichen Zufall. Manchmal schläft man so fest, daß einen nicht einmal Einbrecher wecken können. Das war Ihr Recht, mein Lieber. Gewiß hatten Sie vorher einen Schlaftrunk genommen. Ich werd' bei Ihrem Herrn ein Wort für Sie einlegen.“

Oben im Speisezimmer saß Mrs. Roger und übte, den Blick starr auf die Bronzeuhr gerichtet, einen Satz ein, der folgendermaßen begann:

„Roger, ich möchte, daß du dir die Sache mit Smith noch einmal überlegst; es spricht so viel dafür, daß——“ Dann fielen ihr nur noch die Worte ein: „Wir kommen gewiß vom Regen in die Traufe“, eine Redewendung, die ihr nicht genug vornehm schien.

Von dem Angriffsplan dieser Streitkräfte nichts ahnend, kehrte Roger von der Polizeistube zurück, wo er ein genaues Verzeichnis seines Silbers zu Protokoll gegeben hatte. Unterwegs wurde sein regsamer Geist durch die Ankündigung einer Hausaktion gefesselt. Er schloß die Haustür auf — als einer der ersten hatte er sich einen eigenen Haustürschlüssel anfertigen lassen — und betrat die Halle. Während er den Überrock ablegte, schlüpfte eine magere, behende Gestalt wie ein Gespenst über die dunkle Treppe ins Kellergeschoß, aus dem

der Duft von Hammelbraten emporstieg; eine zweite Gestalt schwang sich oben auf der Treppe aufs Geländer, glitt, nachdem Roger ins Speisezimmer getreten war, hinunter und verschwand ebenfalls.

Durch den unerwarteten Eintritt ihres Mannes erschreckt, zog Mrs. Roger den Pfropfen aus der geschliffenen Glasflasche mit eingelegten Walnüssen, die auf der Anrichte stand, und begann:

„Ach Roger, ich möchte — ich möchte——“

„Was möchtest du?“ fragte Roger. „Gewiß wieder einen Unsinn! Laß diesen Geruch nicht ausströmen. Essiggeruch kann ich nicht vertragen.“

„Es handelt sich um Smith,“ murmelte Mrs. Roger. „Ich möchte, daß du——“

„Schluß!“ entgegnete Roger, „hinaus mit ihm!“

Mrs. Roger schloß die Flasche zu.

„Also gut, mein Lieber; aber wo werden wir einen——“

„Verlässliche Menschen gibt's haufenweise,“ erwiderte Roger. „Wo steckt der Schutzmann, den man hergeschickt hat?“

„Er ist noch unten, glaub' ich.“

„Glaub' ich auch! Keinen Schuß Pulver wert! Was ist denn das?“

Von Francie geführt erschien ein Zug von Bittstellern, auf der Schwelle und pflanzte sich am andern Ende des Eßtisches der Reihe nach auf; von links nach rechts Francie, dann Smith, Eustace und der Schutzmann.

„Was soll das heißen, Smith?" fragte Roger und strich mit der Linken zärtlich seinen Backenbart. „Ich hab' Sie doch hinausgeschmissen——haben Sie mir noch etwas zu

„Jawohl," rief Francie mit schriller Stimme, „Smith geht nicht"

„Was!" schrie Roger.

„Schon gut, Vater," sagte Eustace ruhig.

„Schon gut? Was soll das heißen, unverschämter Grünschnabel du?"

„Ihr Diener hat augenscheinlich geschlafen," erklärte der Schutzmann nachdrücklich.

„Freilich hat er geschlafen. Besoffen war er."

„Das möcht' ich nicht einmal behaupten," warf der Schutzmann ein, „er ist nur nicht im richtigen Moment aufgewacht."

„Wenn Sie eine Entschuldigung vorzubringen haben, tun Sie's gleich; dann packen Sie sich!"

Smith schüttelte den Kopf. „Ich weiß keine Entschuldigung, gnädiger Herr, wahrhaftig nicht."

Francie auf der einen, Eustace auf der andern Seite zerrten ihn an den Ärmeln, als wollten sie ihn dazu bringen, seinen Muskel zu zeigen.

„Also dann verschwinden Sie. Einen Augenblick, Schutzmann, ich spreche gleich mit Ihnen. Fort mit euch, Kinder, seht zu, daß ich euch nicht——"

„Wenn Smith geht," rief Francie, „gehn wir auch."

Roger stand verdutzt, iis war das erste Mal, daß sich jemand gegen ihn auflehnte.

„Geht in mein Arbeitszimmer, ihr beide, und wartet dort auf mich,“ befahl er. „Mary, schaff' sie hinaus.“

Doch Mrs. Roger stand da wie eine Salzsäule, sie rührte sich nicht. Smiths Gesicht wurde puterrot vor Scham; auch der Schutzmann rührte sich nicht. Rogers magere Gestalt straffte sich. Smith und auch der Schutzmann waren doppelt so stark als er, doch seine harte, grimmig entschlossene Miene stellte das Gleichgewicht her.

„Gehn Sie!“ gebot ihm Roger.

Smith trat zur Tür, aber die beiden Kinder stemmten sich mit dem Rücken dagegen. Die Röte schien Roger bis in den Backenbart zu steigen.

„Das geht über die Hutschnur!“ stieß er mit zusammengepreßten Lippen hervor.

In diesem besonders kritischen Augenblick gewann Smith sein Pflichtgefühl zurück, das ihn in nüchternem Zustand stets beherrschte.

Mit tiefem Seufzer packte er rechts und links je ein Kind am Gürtel, hob sie beide von der Tür weg, stellte sie wieder zu Boden und zog ab.

„Geht in mein Arbeitszimmer, ihr zwei!“ befahl Roger neuerdings.

Die Kinder gingen in die Halle hinaus.

„Gehst du ins Arbeitszimmer, Francie?“

„Er wird uns prügeln.“

„Nein, das wird er nicht," erklärte Eustace, „bewaffnen wir uns mit Messern!"

„Nein," erwiderte Francie, „gehn wir mit Smith fort!"

„Smith wird uns wieder zurückbringen," meinte Eustace; „gehn wir lieber allein."

„Gut," stimmte Francie bei.

„Wir nehmen Vaters Regenschirm und unsere Sparbüchse mit."

„Wir können sie ja nicht aufmachen."

„Nein, verkaufen können wir sie, sie klappert doch."

„Gut, dann rasch!"

Mit des Vaters Regenschirm und der versperrten Sparbüchse bewaffnet, öffneten die Kinder die Haustür und rannten über die Kensington Road in den Hydepark, während die Sparbüchse auf dem ganzen Weg lustig klapperte.

„Wieviel ist eigentlich drin?" erkundigte sich Eustace.

„Vier Shilling elf Pence."

„Verkaufen wir sie also um fünf Shilling. Einen Shilling ist die Büchse wert."

„Aber wer nimmt sie uns ab?"

„Wir finden gewiß einen alten Herrn."

Mit aufgespanntem Regenschirm gingen die beiden die Hauptallee entlang, denn es regnete. Francie war ohne Hut und Mantel, Eustace trug seine schwarze Schulmütze mit dem roten Streifen.

„Sieh doch," rief Francie, „da ist schon einer!"

Sie gingen auf eine Bank zu, auf der ein großer, korpu-

lenter Mann saß, der sich eben mit beiden Händen auf den Griff seines Stockes stützte, um aufzustehn. Er hatte einen grauen Spitzbart, trug einen grauen Zylinder, und an seiner braunen Samtweste baumelte eine lange Uhrkette.

Francie streckte ihm die Sparbüchse entgegen.

„Nanu," fragte der alte Herr, „was habt ihr denn da?"

„Unsere Sparbüchse," erklärte Francie, „wir wollen sie verkaufen. Vier Shilling elf Pence in Kupfer sind drin."

„Sie ist aber mehr wert," fügte Eustace hinzu.

„Alle Wetter!" brummte der alte Herr vergnügt und zwinkerte mit den grauen, etwas geröteten Augen. „Warum wollt ihr sie denn verkaufen?"

„Weil uns der Schlüssel dazu fehlt," entgegnete Francie.

„Drum bringen wir das Geld nicht heraus," ergänzte Eustace. „Es gehört uns und wir werden es brauchen."

„Wofür denn?" fragte der alte Herr.

„Für unser Abendbrot."

„Ihr seid mir ein nettes Pärchen," bemerkte der alte Herr.

„Wie heißt ihr denn?"

„Kaufen Sie die Büchse, dann nennen wir unsern Namen," erklärte Eustace.

„Was soll ich mit eurer Büchse anfangen, he?"

„Sie in eine Ihrer großen Taschen stecken."

„Gut," erwiderte der alte Herr, „da sind fünf Shilling. Gebt sie her. Also wie heißt ihr?"

„Forsyte," sagte Francie. „Ich bin Francie und das ist Eustace."

„Forsyte?" brummte der alte Herr. „Alle Wetter! Wo zum Kuckuck wohnt ihr denn?"

„Kann man Ihnen traun?"⁴ fragte Eustace und stieß den Regenschirm nach hinten.

Der alte Herr brach in ein Lachen aus.

„Trauen? In welcher Sache?"

„Wir brennen nämlich grade durch, verstehn Sie?" erwiderte Eustace vorsichtig.

„Was ihr nicht sagt!" versetzte der alte Herr mit einem Räuspern.

„Es blieb uns nichts andres übrig," erklärte Francie, „es handelte sich um Smith. Das ist eine lange Geschichte."

Der alte Herr erhob sich. „Na, eßt jetzt mit mir zu Abend und erzählt mir alles. Wie heißt euer Vater mit dem Vornamen?"

„Roger."

„So, so," entgegnete der alte Herr. „Ich kenne eure Onkel Jolyon und Swithin und euern Vetter Joe. Ich heiße Nicholas Treffry. Habt ihr diesen Namen schon gehört?"

„Nein," antwortete Eustace.

„Ich schon," rief Francie. „Vater sagt, Sie sind ein Draufgänger. Was heißt denn das?"

Der ‚draufgängerische' Mr. Treffry kicherte.

„Draußen vor dem Parktor hält mein Wagen. Kommt, ich werd' euch zeigen, warum er mich so nennt."

Die beiden Kinder blickten einander an und Eustace flüsterte:

„Komm nur, er ist anständig.“

„Zum Teufel, das will ich meinen!“ sagte Mr. Treffry unerwartet. „Also kommt, ihr Grünschnäbel.“

Schweigend folgten ihm die beiden Kinder zum Tor. Draußen stand ein halbgedeckter Zweispänner mit prächtigen Pferden, die ein kleiner Lakai am Zaum hielt.

„Hinauf mit euch!“ befahl Mr. Treffry.

Francie kletterte behend hinauf. Eustace zögerte.

„Wohin bringen Sie uns?“

„In die Piccadilly——kennt ihr sie?“

„Ja,“ erwiderte Eustace, „George hat einmal dort gewohnt.“

„Scheint dir die Gegend anständig genug, he?“

„Ja,“ erklärte Eustace, rollte den Regenschirm zusammen, stieg hinauf und setzte sich neben seine Schwester.

Mr. Treffry erklimm schwerfällig den Wagen und nahm neben dem Kutscher Platz.

„Los, Tim!“

Die Pferde zogen munter an, der Lakai ließ die Zügel locker, rannte hinter dem Wagen her und sprang dann auf.

Der Wagen schwankte hin und her, Francies Augen blitzten.

„Fein — ist das fein!“ rief sie.

„Euer Vater bekäme einen Nervenschock, wenn er uns jetzt sähe,“ brummte Mr. Treffry kichernd. „Er wohnt in Prince's Gate, nicht wahr?“

Eustace wandte sich um, blickte ihn an und kniff dabei das linke Auge zu, wie Smith es immer tat.

„Du bist ein kaltblütiger junger Mann," konstatierte Mr. Treffry.

In jener Zeit war das Londoner Straßenpflaster nicht eben glatt und die Fahrt in die Piccadilly rüttelte sie tüchtig durch. In Mr. Treffrys Wohnung angelangt, machten es sich die Kinder mit Hilfe des Dieners bequem, wuschen sich und gingen dann in ein niedriges, getäfeltes Zimmer. An den Wänden hingen Bilder von Pferden und Hunden, in der Ecke standen ein Flintenschrank und ein paar chinesische Teekisten mit Figuren und Blumen in bunter Lackarbeit auf schwarzem Grunde.

„Also jetzt wollen wir futtern," lud Mr. Treffry ein.

Das ‚Futter‘ bestand aus Birkhuhn, Pfannkuchen und Artischocken; außerdem wurde jedem Kind ein Glas Wein vorgesetzt.

„Nun, was war eigentlich los?" erkundigte sich Mr. Treffry.

Francie berichtete die Affäre Smith.

„Hm!" brummte Mr. Treffry und räusperte sich. „Also eurem Vater sind die Silberlöffel stibitz worden!"

„Und der Regenschirm — von uns!" triumphierte Eustace.

„Na, ich werd' dazusehn, daß ihr keine Prügel bekommt, wenn ihr sie auch verdient. Eure Mutter wird sich ordentlich um euch ängstigen. Green, spann wieder an!"

Der Rückweg nach Prince's Gate war noch holpriger.

„Da ist eure Sparbüchse," sagte Mr. Treffry.

„Sie haben sie uns doch abgekauft!"

„Quatsch! Da! Bringen Sie Ihrem Herrn meine Karte, liebes Kind."

Francie erwischte das Stubenmädchen am Ärmel.

„Ist Smith fort, Annie?"

„Noch nicht, Miß. Wir waren Ihretwegen alle aufgeregt."

„Hurrah! Hörst du, Eustace? Smith ist noch da!"

„Na schön, schlag keinen Lärm."

Roger, Mrs. Roger, drei Stubenmädchen und Smith standen plötzlich wie aus dem Boden gewachsen da.

„Guten Tag!" grüßte Mr. Treffry und schritt den Kindern voran. „Ich hab' mir gedacht, Sie werden sich ängstigen. Ich bin der Teilhaber Ihres Bruders Jolyon — Nicholas Treffry. Diese Grünschnäbel da haben Reißaus genommen, um sich das Mütchen zu kühlen. Sie speisten bei mir zu Abend und hier bring' ich sie wohlbehalten zurück."

„Hm!" brummte Roger vielsagend.

„Sie verdienen zweifellos Prügel," fuhr Mr. Treffry fort und richtete sich zu seiner vollen Größe auf, „aber ich hab' ihnen versprochen, daß sie mit heiler Haut davonkommen werden. Sind Sie der Kerl, der den Rausch hatte?" fragte er und wies auf Smith.

„Jawohl, Sir."

„Hm! Erlassen Sie ihm diesmal die Strafe. Da ist Ihr Regenschirm."

Roger ergriff den Schirm.

„Weiß Gott, wohin das führen soll, wenn es so weiter geht.“ Er bot Mr. Treffry die Hand. „Mein Bruder erzählt immer von Ihnen. Er sagt, eines schönen Tages brechen Sie sich noch den Hals.“

„Hm! Joe ist ein vorsichtiger Mann. Ich bin froh, daß Sie die beiden wieder zurückhaben. Guten Tag, gnädige Frau. Lebt wohl, ihr Grünschnäbel.“

Mit lautem Räuspern verließ Mr. Treffry das Haus.

Schweigen herrschte.

„Na,“ sagte Roger endlich, während in seinem bärtigen Gesicht ein leises Lächeln aufzuckte und wieder verschwand, „jetzt redet mir keiner ein einziges Wort!“ Worauf er sich ins Speisezimmer zurückzog.

Francie stürzte auf Smith zu und fühlte unwillkürlich seinen Muskel.

„Lieber Smith!“

„Mutter, wir haben Birkhuhn, Pfannkuchen und Artischocken gegessen,“ erklärte Eustace, „und sind wie der Blitz im Wagen gefahren.“

So endete der Aufruhr im Hause Rogers; er und allenfalls noch der Deutsch-französische Krieg im selben Jahr schufen die Basis für eine freiere Lebensauffassung.

IX
JUNES ERSTE LAHME ENTE
1876

Fast bis zu ihrem achten Jahr hatte die kleine June Forsyte ihr Leben damit verbracht, Puppen zu betreuen. Erst im Herbst 1876 fand sie ein menschliches Wesen, in dessen Schicksal sie eingreifen konnte.

Das trug sich folgendermaßen zu: June und bisweilen auch ihre Mutter wohnten in Stanhope Gate, im Hause von Junes Großvater, dem alten Jolyon Forsyte. Neben dem Haus, um die Ecke herum befanden sich die Stallungen. Sie enthielten zwei Stände für die Kutschpferde Brownie und Betty und einen Verschlag für Junes Pony Bruce. Die drei Zimmer des obern Stockwerks bewohnte der Kutscher Betters mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter; wo der Stallknecht hauste, wußte Gott allein.

An einem Oktobertag zur Mittagsstunde hob man June an der Stalltür von ihrem Pony herab. Sie trug ein langes, blaues Reitkleid, unter dem flammenden Haar blitzten ein Paar übermütige Augen.

„Das Pony ist sehr schlau, Miß June; geben Sie ihm bloß zwei Karotten, sonst glaubt es noch, es kann mit Ihnen machen, was es will.“

„Mein Liebling!“ sagte June mit einer Stimme, die für

ein kleines Mädchen seltsam tief klang. Sie gab dem Pony vier Karotten, blieb neben ihm im Stall stehn und streichelte zärtlich seine Nase. Im zweiten Stand piffte der Roßknecht leise vor sich hin, während er Betty striegelte, die der Kutscher Betters als Reitpferd Brownie vorzog — dem ‚verwünschten Gaul, der einen immer schmeißen will‘.

„George, wen hältst du für schöner, Brownie oder Betty?“

Der Stallknecht deutete mit dem Kopf nach dem ersten Stand.

„Das Pferd da ist das schönste, Miß June.“

„Dann geb' ich Brownie eine Karotte und Betty zwei —, sie kann doch nichts dafür, nicht wahr, armes Kleines?“

Sie gab ihnen die Karotten, ließ sich die Mütze auf dem Kopf beschnupern und ging in den Hof hinaus. Betters war die Treppe hinauf in seine Wohnung verschwunden, der Zwiebeldüfte entströmten — ein Zeichen, daß Mrs. Betters, eine kleine, verrunzelte Frau, eben Fleisch briet.

Auf dem verlassenen Hof saß eine einzige Taube, und June rannte so heftig auf sie zu, daß sie erschreckt zum Dach emporflog. In ihren Gefühlen verletzt, raffte June die Reitschleppe und schritt aufs Haus zu. Da kam ein kleines Mädchen um die Ecke, preßte das Gesicht in den Ärmel und schluchzte bitterlich.

„Susie Betters, warum heulst du?“

Die häßliche, magere Kleine plärrte nur noch lauter.

„Sie haben mich gezwickt, sie haben gesagt, ich bin eine Diebin, nur weil ich mir genommen hab\ was mir gehört.“

Sie zeigte ein paar blaue Flecke auf den Armen und Schmutzflecke auf ihrem Kleid.

„Wer hat dich gezwickt?“

„Die Buben und Mädels, die mit mir in die Schule gehn.“

„Na, und hast du sie zurückgezwickt?“

„Nein.“

„Dann zwick' ich sie zurück. Abscheuliche Fratzen! Heul' nicht, Susie, ich nehm' dich in Schutz.“

Susie blickte die halbe Kopflänge herab, um die sie größer war als June; sie öffnete den Mund.

„Komm, wir suchen sie. Da ist meine Peitsche. Die rühren dich nicht mehr an. Tapfer bist du nicht gerade, gelt?“

„Nein,“ erwiderte Susie.

June schwang die Peitsche, die gerade so dick war wie das dünne Ende einer Angelrute. „Komm!“

Sie gingen um die Ecke, Junes Schleppe schleifte hinterdrein.

Von den Kindern keine Spur.

„Wir gehn zum Lehrer und sagen es ihm.“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Die verprügeln mich sonst.“

„Warum können sie dich nicht leiden, Susie? Weil du häßlich bist?“ Susie plärrte von neuem. „Heul' doch nicht! Was kannst du denn dafür, daß du häßlich bist!“

Susie plärrte noch lauter.

Da tauchten zwei Buben und ein Mädchen auf, blieben stehn

und deuteten hämisch mit den Fingern auf die beiden. June hob die Peitsche.

Die Kinder stießen einander an.

„Ihr ungezogenen Rangen!“ rief June ganz im Ton ihrer Gouvernante.

Einer der Knaben ließ einen schrillen Pfiff hören.

„Habt ihr die kleine Susie Betters gezwickt?“

Die Kinder lachten nur noch hämischer.

„Ihr schmierigen Lausejungen!“ schrie June, „ich werd's euch heimzahlen!“

Kreischend wichen die Kinder dem Angriff aus und sprangen zur Seite; einer der Buben gab June einen Stoß, sie stolperte über die Schleppe und fiel in ihrem blauen Kleid der Länge nach hin. Die Kinder zwickten Susie nach Herzenslust, brüllten wie aus einer Kehle und verschwanden.

June erhob sich: das Reitkleid war beschmutzt, die Peitsche verschwunden, ihre Wangen glühten. Susie heulte lauter als je zuvor.

„Hör' auf! Weinen ist kindisch.“

„Sie haben mich schon wieder gezwickt.“

„Wo?“

„In den Popo—o.“

„Komm mit und zeig' es meinem Großvater,“ befahl June.

„Er wird ihnen schon die Hölle heiß machen. Komm! Du kriegst auch meinen Pudding.“ Sie zerrte die widerstrebende Susie zum Haus des alten Jolyon.

„Francis,“ erklärte June dem Schweizer Bedienten, „das

ist Susie Betters; man hat sie gezwickt und dafür soll sie meinen Pudding kriegen. Sie ist nicht tapfer, deshalb darf man sie nicht erschrecken. Ich möchte, daß Großpapa ihre blauen Flecke sieht. Komm, Susie!"

Sie zog Susie mit sich ins Speisezimmer.

Der alte Jolyon, der Samstag nie in die City fuhr, saß im Lehnstuhl am Kamin, las die 'Times' und wartete, daß man ihn zum Lunch rief. Über den Eßtisch hinweg, der für fünf Personen gedeckt war, musterte er mit vergnügtem Zwinkern die beiden kleinen Dinger.

„Nun, Herzchen, wen bringst du denn da mit?"

„Susie Betters, Großpapa. Man hat sie hinten gezwickt. Sieh es dir doch an!"

Sie zog Susie zum Lehnstuhl des alten Jolyon, der verschmitzt die Tochter seines Kutschers betrachtete.

„Na," sagte er, „du bist ein magerer kleiner Frosch!"

„Ja, sie muß meinen Pudding kriegen. Sie ist viel, viel zu mager und blaß ist sie auch! Und ihr Gesicht ist ganz schmutzig, aber sie kann nichts dafür."

„Was ist denn mit deinem Reitkleid passiert?" fragte der alte Jolyon. „Bist du vom Pferd gefallen?"

„Keine Spur! Ich hab' mich nur auf der Straße hingesetzt, wie ich diese Lausejungen verprügelte; sie haben mir die Peitsche weggenommen und sind davongerannt."

„Hm! Eine nette Bescherung!"

Er streckte die Hand aus und klingelte.

„Führen Sie das kleine Mädcl hinunter, Francis, lassen

Sie ihr das Gesicht waschen und eine ordentliche Mahlzeit geben; sagen Sie dem kleinen Lakai, er soll hinüberlaufen und Betters verständigen, daß sie hier ist. Und du geh und laß dich abbürsten, bevor dich die Mutter sieht," sagte er zu June, „und erzähl' ihr nichts von der ganzen Sache."

Die beiden Kinder verließen das Zimmer. In der Halle bemerkte June:

„Ich möchte gern zusehn, wie man ihr das Gesicht wäscht, Francis."

„Bitte serr, Muß June."

Während des Essens wetzte June unruhig hin und her; nur mit Mühe vermochte der alte Jolyon sie durch Blicke davon abzuhalten, ihre Geschichte zu erzählen.

Als Mutter und Gouvernante sich zurückgezogen hatten, ging sie zum Großvater, der seine tägliche Mittagszigarre rauchte, und stellte sich zwischen seine Knie.

„Großpapa, ich will Susie Betters Freundin werden."

„Oho!" sagte der alte Jolyon, „ein Dreikäsehoch wie du will schon lahme Enten auflesen?"

„Ist denn Susie eine lahme Ente?"

Der alte Jolyon nickte. „Mich soll's nicht wundern, wenn sie jetzt nur noch mehr gezwickt wird. Ein armseliges kleines Ding."

„Drum will ich sie beschützen."

„Wie denn?" fragte der alte Jolyon zwinkernd.

„Wenn die Kinder sie nochmals zwicken, dann werd' ich's ihnen schon zeigen!"

„Nicht das Bärenfell verkaufen, ehe du den Bären hast."

„Ich weiß schon, Großpapa," sagte June plötzlich. „Sie kann mit m i r zusammen lernen, statt in die Schule zu gehn."

Der alte Jolyon schüttelte den Kopf.

„Na, dabei wird nicht viel herausschaun. Kommst du mit in den Zoo?"

June klatschte in die Hände, erklärte aber sofort:

„Nein. Ich muß auf Susie aufpassen."

Der alte Jolyon stutzte. Zum ersten Mal gewann er einen richtigen Einblick in das Naturell seiner Enkelin.

„Sie ist ein armseliges, verschüchtertes Geschöpf," sagte er, „aus der machst du dein Lebtag nichts."

Als June gegangen war, blickte er nachdenklich auf seine glimmende Zigarre. Diese Kinder! Was für Ideen die hatten! Nun, eines Tages würde June schon herausbekommen, daß man nicht jeden ‚beschützen‘ konnte, der einem gerade über den Weg lief. Je eher sie daraufkam, desto besser! Vielleicht! Aber ein großmütiges Dingelchen war sie, wie sie doch gleich auf den Zoo verzichtet hatte! Mit ihr zusammen lernen! Was würde ihre Mutter dazu sagen? Sie war eine so brave Frau, daß sich das nie voraussehn ließ. Der alte Jolyon seufzte. Hätten er und seine Söhne nicht so brave Frauen geheiratet, so wäre vielleicht alles ganz anders gekommen; und Jo——na ja!——Ein Schläfchen! Ein ganz kurzes Schläfchen! Er drückte die Zigarre aus und lehnte sich zurück, den Blick auf die «Holländischen Fischerboote bei Sonnenuntergang‘ gerichtet; seine magere

Hand mit den spitzen Fingernägeln hing über die Armlehne des alten Sessels herab. Ein warmherziges kleines Ding! Ja, lahme Enten! ...

Und June setzte ihren Willen durch, trotz der bösen Ahnungen einer braven Mutter, die den schlechten Einfluß dieser Freundin auf Junes Sprache fürchtete, trotz des äußerst zähen Widerstandes ihrer Erzieherin. Jeden Morgen saß Susie Betters unheimlich sauber gewaschen am Schultisch und vergoß bittere Tränen über ihre fehlerhafte Aussprache. Zwar wurde sie nicht mehr gezwickt und hatte es in allen materiellen Errungenschaften wie Seife, Pudding und Kleidung weit gebracht — und doch schien sie anfangs noch stets die gleiche tägliche Tränenmenge abzusondern, so daß June sie häufig vor der Erzieherin schützen mußte.

„Miß Pearson, Sie dürfen Susie nicht immer zum Weinen bringen, nur weil sie ordinär spricht. Sie versteht es eben nicht besser. Gelt, Susie, du kannst nichts dafür, daß du ordinär bist?"

Diese Verteidigung entlockte Susie zumindest so viel Tränen wie irgend ein Erziehungsversuch. Außerhalb der Schulstunden lehrte June Susie alle Spiele, die sie selbst spielen, und auch manche, die sie nicht spielen konnte, unterwies sie im An- und Auskleiden der Puppen, befreite sie von den Angriffen des italienischen Windhunds, half ihr, sich beim Bereiten von Schoko-Eis und Bonbons die Hände

zu verbrennen und sich beim Nähen von Puppennachthemden die Finger zu zerstechen. Wenn Susie in der Ecke stehn mußte, verlangte June jedesmal, daß man sie in die andre Ecke schicke, so treu ergeben war sie ihrer lahmen Ente. Gleichmütig verfolgte die brave Mutter dieses Experiment, sie dachte, es werde June zur Selbstlosigkeit erziehen. Der alte Jolyon sah mit angeborenem Scharfblick das unvermeidliche Ende dieser Freundschaft kommen; er hielt nicht eben viel von derlei Dingen.

Und mit jedem Gramm Gewicht, das Susie Betters bei den täglichen Mahlzeiten zunahm, mit der stets wachsenden Vertraulichkeit, die allmählich Verachtung zeugte, schlich das Ende heimlich näher. Sie hatte aufgehört, die übliche Tränenmenge abzusondern, ihre Wangen färbten sich rosig, ein himmelblaues Band schmückte ihr sauber gewaschenes Haar. Ihr Volumen hatte sich geradezu verdoppelt, und so rief sie auch nicht mehr Junes Mitleid wach. Doch bis Mitte November hielt June die Rolle der Beschützerin noch aufrecht. Dann war es mit einem Schlag zu Ende.

Susie besaß eine Puppe, ein Geschenk Junes; nach dem Gesetz der Kompensation, das Emerson, der Modephilosoph dieser Jahre, aufgestellt hatte, behandelte sie diese Puppe genau so, wie sie selbst behandelt wurde: sie ergriff von ihrer Seele Besitz, stellte ihren Körper in die Ecke und legte sie übers Knie, „nur zu ihrem eigenen Besten“. Je runder und fetter Susie ward, umso strenger, ja despotischer begann sie mit der Puppe umzugehen. Sehr bald erregte diese Be-

handlung Junes Aufmerksamkeit und sie erblickte nun in der Puppe eine lahme Ente, die man beschützen mußte.

Eines Samstagmorgens, als die Puppe wieder einmal verhaun und erst in die eine, dann in die andre Ecke gestellt worden war, kochte June vor Entrüstung über.

„Susie, du darfst die arme Amy nicht so behandeln, schäm' dich!“

Susie gab zurück:

„Warum nicht? Sie gehört ja mir!“

„Trotzdem darfst du's nicht! Basta!“ rief June.

„Aber ich will es!“ rief Susie und hob der Puppe behend die Röcke auf.

Junes Augen wurden ganz blau, ihr Haar schien zornig zu funkeln.

„Wenn du sie haust, dann hau' ich dich!“ drohte sie.

„So?“ höhnte Susie. „Ich bin größer als du.“

Sie legte die Puppe übers Knie.

„Halt!“ rief June.

„Nein!“ rief Susie.

June stürzte sich auf sie. Die Puppe fiel zu Boden und die Kinder begannen zu raufen. Die sechs Wochen bei June hatten Susie so gut angeschlagen, daß sie die stärkere war, aber ihr fehlte Junes Temperament. Der Kampf war kurz und heftig und endete damit, daß June auf Susies Brust saß. Susie schluchzte, krümmte sich und kratzte. June setzte sich noch fester auf sie.

„Versprich, daß du sie nicht mehr haust!“

„Nein!"

„Ich bleib' so lang auf dir sitzen, bis du's versprichst."

Susie begann zu brüllen. June hielt ihr den Mund zu. Susie biß sie in die Hand.

Das Geschrei hatte den alten Jolyon aus seinem Ankleidezimmer herbeigelockt. Beim Eintreten bot sich ihm genau der Anblick, den er schon geraume Zeit erwartet hatte.

„Schluß!" gebot er. „Aufstehn, June! Was ist denn los?"

June, die die Puppe aufgehoben hatte, stand feuerrot und trotzig da, Susie wimmernd und ganz eingeschüchtert.

„Was ist denn mit deiner Hand?" fragte der alte Jolyon seine Enkelin.

„Sie darf Amy nicht haun," erklärte June, „ich erlaub' es nicht!"

„Hast du sie gebissen?" fragte der alte Jolyon Susie.

Susie schluchzte.

Aus ihrem Beschützerinstinkt heraus sagte June unwillkürlich:

„Ich hab' angefangen, weil sie Amy nicht haun darf."

Susie platzte heraus:

„Ich wollt' sie gar nicht haun, erst wie sie's mir verboten hat —"

„Schon gut," sagte der alte Jolyon, „gib mir die Puppe. Geh und laß dir die Hand waschen, June. Und du," wandte er sich an Susie, „gehst jetzt zum Essen nach Hause."

Die Kinder verließen das Zimmer, Susie leise weinend, June hochrot.

Der alte Jolyon blieb allein zurück, in der Hand die Puppe, ein rüschengesetztes Ding aus Wachs — dies Material lud augenscheinlich mehr zu Züchtigungen ein als Porzellan. Aus ihren runden blauen Augen sprach völlige Teilnahmslosigkeit. Komische kleine Geschöpfe, diese Kinder! Wegen eines Wachsklumpens in solche Wut zu geraten! Na ja —! Vermutlich auch eine lahme Ente. Mit vergnügtem Zwinkern brachte er die Röcke der Puppe wieder in Ordnung. Nun also, Susie Betters war erledigt.

Er setzte die Puppe auf den Tisch und stieg langsam die Treppe zum Speisezimmer hinab, wobei er an diese komischen kleinen Geschöpfe dachte.

June kam mit verbundener Hand zum Lunch. Sie wollte ihren Pudding nicht essen und man hörte, wie sie Francis zuflüsterte, er solle ihn für Susie aufbewahren lassen.

Als man ihr später sagte, daß Susie nicht mehr kommen dürfe, sondern wieder in die Schule gehn müsse, blieb sie still; niemand wußte, was sie dabei empfand. Der alte Jolyon hatte jedoch den Eindruck, daß sie darüber nicht unglücklich war. Er hatte ja alles vorausgesehen.

Susie Betters Stellung unter ihren Kameraden war jetzt schlimmer als je zuvor. Wilde Tiere, die aus der Gefangenschaft in die Freiheit zurückkehren, werden von ihren Gefährten nicht eben warm begrüßt. So erging es auch Junes erster lahmer Ente. Susie war bald wieder so mager, so voll

blauer Flecke, so in Tränen aufgelöst wie früher; da June sie jedoch nicht mehr zu Gesicht bekam, blieb sie ihr als das rosige, wohlgenährte Kind mit dem himmelblauen Band im Haar in Erinnerung, das nicht mehr ihr Mitleid erweckte. Überdies fand June bald eine neue lahme Ente: die Frau eines Leiermanns, mit einem Säugling auf dem Arm.

X
EIN HUND IM HAUSE TIMOTHYS
1878

An einem Sonntagmorgen im Frühling 1878 ging Mrs. Septimus Small, von der Familie Forsyte Tante Juley genannt, aus der St. Barnabas-Kirche im Bayswater-Viertel vom Gottesdienst heim und schlug dabei gewohnheitsmäßig die Richtung durch den Kensington-Park ein, der damals noch ziemlich unentwickelt war. Pastor Thomas Scoles war heute in seiner Predigt noch witziger als sonst gewesen und wie fast stets nach seinen ‚glänzenden‘ Kanzelreden spürte sie das Verlangen, Bewegung zu machen. Während sie in ihrem violetten Seidenkleid und schwarzen Mantel so einhertrippelte — in jenem Jahre des Heils trug man ganz besonders enge Röcke —, gedachte sie der lieben Hester: Wie schade, daß sie Sonntag morgens immer an so argem Kopfschmerz litt, die Predigt wäre eine solche Wohltat für sie gewesen! Und besonders jetzt, da die liebe Ann den Strapazen eines Kirchgangs wirklich nicht mehr gewachsen war, sollte Hester ihren Ehrgeiz darein setzen, Sonntags gesund zu sein und den Gottesdienst besuchen zu können. Ungemein erbaulich waren die Worte des guten Pastors gewesen: von den Lilien auf dem Felde, die nie daran dachten, sich schön zu machen, und den Modedamen, die in ihrem

Prunk und Putz doch nie so schön waren wie eine dieser Lilien. Zweifellos hatte er auf die Tournüre angespielt und Hester hätte diese Bemerkung sehr amüsiert; denn erst gestern, als die Sprache auf die moderne Haltung der Frauen kam, waren Emily und der liebe James zu Besuch gekommen; Emily hatte behauptet, die Wiederkehr der Krinoline sei nur eine Frage der Zeit und sie für ihre Person werde beim ersten Anzeichen dieses Umschwungs der Mode sogleich eine anschaffen. Die liebe Ann war darüber fast böse geworden und James hatte erklärt, der Zweck dieses Dings sei ihm überhaupt nicht klar. Die Tournüre nehme ja viel weniger Platz in Anspruch und halte dabei bedeutend wärmer. Hester aber hatte erklärt, alle beide seien unbequem und unnütz, und nun hatte Mr. Scoles das gleiche gesagt. Sie mußte es sich wirklich überlegen, falls Mr. Scoles eine Gefährdung des Seelenheils darin erblickte. Seine Predigten regten stets zum Nachdenken an, sie wären für Hester wirklich eine Wohltat! Mrs. Small blieb eine Zeitlang stehn und blickte über den Rasen hin.

Ei du meine Güte! Was lief denn der kleine weiße Hund dort so umher? Hatte er sich verirrt? Her und hin und rundherum! Vermutlich war es ein ‚Spitz‘——ein Exemplar jener ganz neuen Hunderasse. Sie gewährte eine Bank und setzte sich nieder, um den weißen Hund weiter zu beobachten, wobei sie den Rock hinten ein wenig hinaufschob, um ja nicht die Tournüre zu zerdrücken. Die Sonne, die zwischen zwei Frühlingswolken hervorbrach, bestrahlte ihr

Gesicht und verklärte die prallen Fettpolster ihrer Wangen, die das Netzwerk des Schleiers zu sprengen drohten. Ihre grauen Forsyteaugen verweilten darum so beharrlich auf dem Hund, weil es jetzt in Timothys Haus außer dem Papagei Polly kein einziges Geschöpf mehr gab, dem sie ihre ganze Liebe schenken konnte; der arme Kater Tommy war nämlich auf höchst rätselhafte Art verschwunden — sie hatte den Schornsteinfeger stark im Verdacht. Dieser Hund war über und über schmutzig und schien die ganze Nacht im Freien zugebracht zu haben, aber er hatte ein allerliebstes spitzes Schnäuzchen. Ihr kam vor, auch er habe sie bemerkt, und unter ihrem Korsett wallte es plötzlich warm in ihr auf. Fast als habe der Hund dies gefühlt, machte er sich von der Seite her an sie heran und setzte sich auf den Hinterbeinen ins Gras, wie mit der Absicht, sich über ihre Person ein Urteil zu bilden. Tante Juley spitzte die Lippen und versuchte zu pfeifen. Der Schleier hinderte sie daran und sie streckte die behandschuhte Rechte aus. „Komm her, mein Hündchen — du liebes Hündchen!“ Der guten Seele schien es, als habe der kleine Hund erleichtert aufgeseufzt, weil endlich jemand ihm Beachtung schenkte. Allein er kam nicht näher, sondern wedelte nur zaghaft mit der Spitze seines buschigen Schwanzes, und Tante Juley rief ihn mit noch viel einschmeichelnderer Stimme als zuvor: „Du liebes Kerlchen — komm doch her!“

Der kleine Hund kroch heran, wobei sein ganzer Körper demütig wackelte und dennoch außer Reichweite blieb.

Tante Juley bemerkte, daß er kein Halsband trug. Ach Gott, wie reizend seine Schnauze und seine Augen waren!

„Spitz!“ sagte sie, „du lieber kleiner Spitz!“

Der Hund sah drein, als wolle er sich ihre Liebe gefallen lassen; da wallte es unter ihrem Korsett noch wärmer auf.

„Komm her, du hübsches Hündchen!“

Über und über beschmutzt, war er im Augenblick freilich nicht hübsch; doch er spitzte die Ohren und sah sie mit glänzenden Augen von der Seite an — wirklich ungemein klug! Verirrt — noch dazu in London! Gemahnte sein Schicksal nicht an jenes traurige Büchlein von Mrs.—— wie hieß sie doch gleich — war's nicht die Verfasserin von Jessicas erstem Gebet'? — — o du meine Güte, wie konnte ihr nur dieser Name entfallen! Plötzlich wagte der Hund einen Vorstoß: nun befand er sich, am ganzen Körper zitternd, mit gekrümmtem Rücken ihren behandschuhten Fingern ganz nahe und schnupperte daran. Tante Juley ließ ein behagliches Schnurren hören. Stolz schwellte ihre Brust — der Hund hätte doch so vielen Leuten Beachtung schenken können, aber s i e war die Erkorene. Jetzt ließ er die Zunge heraushängen und keuchte vor lauter Ratlosigkeit. Armes Tierchen! Offenbar war es unschlüssig, ob es wagen sollte, sich einen neuen Herrn zu wählen; natürlich konnte sie unmöglich daran denken, den Hund mit nach Hause zu nehmen — die vielen Teppiche und die liebe Ann, die so ganz besonders auf Ordnung hielt, und gar Timothy! Timothy wäre ja ganz außer sich! Und den-

noch——! Wer konnte ihr verbieten, seine kleine Schnauze zu streicheln? Und nun keuchte auch sie ein wenig hinter ihrem Schleier. Die Sache war zu aufregend 1 Und plötzlich — weder sie noch der Hund wußten wie — berührten ihre Finger und seine Schnauze einander. Der Hund bewegte den Schwanz nicht mehr, er zitterte am ganzen Körper. Auf einmal schämte sich Tante Juley, daß man sich vor ihr so fürchten konnte; und obzwar sie nie mit Hunden zu tun gehabt, fuhr sie aus angeborenem Instinkt mit einem Finger dem Tierchen hinters Ohr und begann es zu krauen. Er hatte doch hoffentlich keine Flöhe! Und dann —! Der kleine Hund sprang ihr auf den Schoß. Dort legte er sich sofort zurecht und sah mit seinen glänzenden Augen zu ihr auf. Ein fremder Hund — ihr bestes Kleid — ihr Sonntagsstaat! Nein, so eine Geschichte! Der kleine Hund streckte sich empor und leckte ihr Kinn. Tante Juley erhob sich fast mechanisch und der Hund glitt zu Boden. Wahrhaftig, sie wußte wirklich nicht — der kleine Kerl nahm sich so viel heraus! Jetzt schwänzelte er um sie herum — du meine Güte! — wie schrecklich mager er war! Was würde nur Pastor Scoles dazu sagen? Am besten vielleicht, sie ging weiter! Sie setzte ihren Weg fort und der Hund folgte ihrem Rock in einem Abstand von fünfzehn Zentimetern. Der Gedanke, daß sie nun bald Roastbeef, Yorkshire-Pudding und Fruchteuchen essen würde, war Tante Juley fast unerträglich, denn sie sah den Blick des Hundes zu sich emporgerichtet, als wolle er sagen: ‚Ich will auch etwas, ich will auch etwas!‘

In ihr stritten die Gedanken: Sollte sie ihn mit dem Sonnenschirm fortscheuchen? Oder sollte sie am Ende doch —? Nein, das war ausgeschlossen! Hunde konnten so unangenehm sein — sie hatte davon gehört! Und dann — eine solche Verantwortung! Und Flöhe! Timothy konnte Flöhe nicht ertragen! Und wer wußte, ob der Hund sich in einer Wohnung gut aufführen würde? Nein, nein! Sie durfte ihn wirklich nicht nach Hause mitnehmen! Der kleine Hund hob unerwartet eine Pfote. Tt, tt! Dies reizende Gesichtchen! Plötzlich fühlte sich Tante Juley erstaunlich kühn. Entschlossen wandte sie sich dem Parktor zu und sagte mit schwacher Stimme: „Komm also mit!“ Und er kam wirklich. Furchtbar!

Während sie die Bayswater Road zu überqueren suchte, rasten zwei oder drei jener gefährlichen zweirädrigen Wagen vorbei — diese tollkühnen Leute! — und just mitten auf der Straße machte eine vierrädrige Kutsche kehrt, so daß Tante Juley stehn bleiben mußte. Natürlich weit und breit kein Schutzmann! Der Straßenverkehr wurde nachgerade unerträglich! Wenn sie nur nicht unverhofft auf Timothy stieß, wie er just von seinem täglichen Spaziergang heimkam, und wenn sich nur Gelegenheit bot, mit Smither zu sprechen! Ein tüchtiges Mädchen — sie sollte das Hündchen füttern und waschen, ehe es jemand zu sehn bekam. Und was dann? Vielleicht konnte man den Kleinen im Kellergeschoß halten, bis sein Eigentümer ihn zurückforderte. Aber wie konnte er zurückgeholt werden, wenn kein Mensch wußte, wo er war?

Hätte sie sich nur mit jemandem beraten können! Vielleicht kannte Smither einen Schutzmann — aber nein, lieber nicht — Schutzleute waren doch gefährlich für ein hübsches Mädchen wie Smither, mit ihren frischen Farben und solch einer Figur in ihrem Alter. Da bemerkte sie, daß sie bereits vor ihrem Hause stand, und panischer Schreck fuhr ihr durch alle Glieder. Da war die Klingel — Haustürschlüssel waren noch nicht eingeführt; aus der Küche stieg der Duft des Mittagessens — ach ja, und der kleine Hund hatte ihn bereits gerochen. Jetzt oder nie! Tante Juley wies mit der Spitze ihres Sonnenschirms nach dem Hund und rief ganz matt: „Marsch!“ Der Spitz jedoch duckte sich nur. Nein, sie brachte es nicht über sich, ihn davonzujagen! Sie nahm allen Mut zusammen und zog die Glocke. Während sie darauf wartete, eingelassen zu werden, bäumte sich etwas in ihr auf, und sie empfand fast Genugtuung darüber. Ja, sie tat etwas Entsetzliches, aber das konnte sie nicht hindern! Dann gähnte ihr der Hausflur entgegen und langsam sank ihr das Herz beinahe bis in die hohen Knöpfelschuhe.

„Ach, Smither, dieses arme Hündchen ist mir nachgelaufen. Das erste Mal in meinem Leben, daß mir jemand nachläuft. Es muß sich verirrt haben und sieht so schrecklich mager und schmutzig aus — was sollen wir nur anfangen?“

Als der Hund der Heimstätte jenes üppigen Duftes näherkam, zitterte sein Schwanz aufgeregt.

„Ach!“ rief Smither — sie war ja noch so jung! —

„armes kleines Vieh! Soll ihm nicht die Köchin einige Abfälle geben, gnädige Frau?" Bei dem Wort , Ab fälle' glomm es, wie ihr schien, in den Augen des Hundes begehrllich auf.

„Nun," erwiderte Tante Juley, „auf Ihre eigene Verantwortung, Smither! Nehmen Sie den Hund in die Küche hinunter, schnell!"

Während sie noch atemlos dastand, lief der Hund Smither und seinem eigenen Spürsinn nach, durch die kleine Halle die Küchentreppe hinab. ‚Trapp, trapp!' machten die kleinen Pfoten. Diese Laute erweckten in Tante Juleys Busen einen Aufruhr der Gefühle, wie sie ihn seit Septimus Smalls Tod nicht mehr erlebt.

Sie ging in ihr Zimmer hinauf, um Schleier und Kapott-hut abzulegen. Wie sollte sie es nur ihren Geschwistern sagen? Dann stieg sie die Treppe hinab und wußte es noch immer nicht.

Im Salon, der eben erst neue Ziersträusse aus Pampas-gräsern erhalten hatte, saß Ann auf dem Sofa und legte beim Eintritt Juleys ihr Gebetbuch hin. Sie las stets den Text des Gottesdienstes still für sich. Ihr Mund schien ganz schmal, das Kinn eckig, ihre grauen Greisenaugen sahen gequält drein. Wie begreiflich, sehnte sie schon den Lunch herbei, eine Bezeichnung, die man in Timothys Haus seit kurzem um jeden Preis einzubürgern suchte; Emily hatte nämlich behauptet, heutzutage könne bei einem auch nur halbwegs modernen Menschen selbst an Sonntagen von einem Dinner

zu Mittag keine Rede sein. Hester in ihrem Kaminwinkel fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen, Früchtekuchen aß sie gar so gern, und in diesem Jahr kam er heute zum ersten Male auf den Tisch.

„Mr. Scoles hat heute morgen entzückend gesprochen,“⁴ sagte Tante Juley, „eine prachtvolle Predigt! Nachher bin ich im Kensington-Park spazieren gegangen.“⁴

Hier brach sie instinktiv ihren Bericht ab; schweigend warteten alle auf das Gongzeichen. Sie hatten eben erst einen Gong angeschafft — ein Gong war, wie Emily versicherte, ‚letzte Mode‘.

Auf einmal ertönten die Schläge. Du lieber Himmel, was für ein Getöse — bumbum! Nein, das würde Timothy niemals — — Smither sollte wirklich darin Lektionen nehmen! Der Diener des lieben James in der Park Lane entlockte dem Metall schier anheimelnde Töne.

Auf der Schwelle des Speisezimmers meldete Smither:

„Alles hat er aufgefressen, gnädige Frau! Er war furchtbar ausgehungert!“

„Seht!“

Schwere Schritte dröhnten durch die Halle; Timothy trat aus dem Arbeitszimmer; im Bratenrock sah er ganz besonders vierschrötig aus; sein Gesicht war rotbraun — er war ja immer von so zarter Gesundheit. Nun setzte er sich mit dem Rücken gegen das Fenster, damit ihn das Sonnenlicht nicht blende.

Timothy ging selbstverständlich nicht in die Kirche——

Jas war ihm zu anstrengend———aber er erkundigte sich immer nach der Höhe der Opfergaben und fügte bisweilen hinzu, ihm sei es einfach schleierhaft, wofür sie eigentlich das ziele Geld benötigten. Als hätte Mr. Scoles schon je etwas /ergeudet! Eben erst hatte er neue Kniekissen angeschafft, so daß Tante Juley sich der Hoffnung hingab, nun würde vielleicht auch der liebe Timothy und Hester in die Kirche kommen. Timothy jedoch hatte gemeint:

„Kniekissen! Die sind einem nur im Weg und ruinieren die Hosen.“

Tante Ann, die überhaupt nicht mehr knien konnte, hatte nachsichtig gelächelt:

„In der Kirche soll man aber knien, mein Lieber!“

Nun saßen alle vor ihrem Roastbeef und Timothy befahl:

„Senf her! Sie, Smither, sagen Sie der Köchin, die Kartoffeln sind heute zu wenig knusprig! Verstanden?“

Smither beugte sich etwas zu ihm herab und gab errötend zur Antwort: „Jawohl, gnädiger Herr.“

Die Aufregung über den Hund schlug sich Tante Juley derart auf den Magen, daß ihr der Yorkshire-Pudding gar nicht recht bekam. Sie begann Verdauungsbeschwerden zu spüren und warf in gequältem Tone hin:

„Nach dem Gottesdienst habe ich im Kensington-Park einen so netten Spaziergang gemacht.“

„In diesen unsichern Zeiten solltest du das nicht riskieren. Wer weiß, was du dir dort noch holen kannst.“

Tante Juley nahm einen Schluck braunen Sherry; das

Herz klopfte ihr zum Zerspringen! Tante Hester murmelte etwas von einer Zeitungsnotiz, wonach Mr. Gladstone manchmal dort spazieren gehe. Sie las so außerordentlich viel!

„Da hast du's!" rief Timothy.

Tante Ann erklärte, Mr. Gladstone sei ein Mann von hochmoralischen Prinzipien, man dürfe nicht den Stab über ihn brechen.

„Den Stab brechen!" eiferte der konservative Timothy, „baumeln sollte dieser liberale Schurke!"

„Derartige Bemerkungen dünken mich des Sonntags etwas deplaciert, mein Lieber!"⁴

„Am Sonntag erst recht!" knurrte Timothy. Und Tante Juley befiel ein Zittern. Er litt offenbar wieder an einer seiner Stimmungen. Plötzlich hielt sie den Atem an: Hundegebeil schlug an ihr Ohr. Vermutlich nahm sich der weiße Spitz Freiheiten gegen die Köchin heraus. Verstohlen warf sie Smither einen Blick zu.

„Was ist denn das?" fragte Timothy. „Ein Hund?"

„Gleich um die Ecke auf Nummer 9 hält man einen," hauchte Tante Juley und Smithers weit aufgerissene Augen sagten ihr, daß sie vom Pfade der Wahrheit abgewichen. Ach, wie doch die geringste Unaufrichtigkeit den Menschen in Sünde auf Sünde verstrickte! Das Bellen ging in scharfes Kläffen über———vielleicht hatte sich nun die Köchin ihrerseits eine Freiheit erlaubt.

„Das ist nicht um die Ecke!" stellte Timothy fest; „das ist unten bei uns! Was soll das heißen?"

Totenstille. Aller Augen hingen an Smither. Da hörte man ihr Mieder knarren und sie stammelte: „Ach bitte, gnädiges Fräulein, es ist der kleine Hund, der der gnädigen Frau nachgelaufen ist.“

„So! So!“ fiel Tante Juley hastig ein, „dieses kleine Hündchen ist es?“

„Was heißt das?“ rief Timothy, „bis ins Haus herein ist er ihr nachgelaufen?“

„Er war ja so klein und mager,“ hauchte Tante Juley.

„Smither!“ befahl Tante Ann, „reichen Sie mir das geröstete Brot und sagen Sie der Köchin, ich wünsche sie zu sprechen, sobald sie fertig gegessen hat.“

In Tante Juleys fettgepolsterte Wangen stieg helle Röte.

„Ich allein trage die ganze Verantwortung,“ erklärte sie; „das Hündchen hat sich verlaufen und weil es so hungrig war, gab ihm die Köchin einige Abfälle.“

„Ein fremder Hund!“ knurrte Timothy. „Vermutlich, damit er uns Flöhe ins Haus bringt!“

„Das glaube ich nicht von ihm,“ flüsterte Tante Juley, „das Hündchen ist so wohlerzogen.“

„Was verstehst denn du davon! Kannst denn du einen Hund von einem Bettvorleger unterscheiden?“

Tante Juleys gepolsterte Wangen färbten sich noch röter.

„Es war ein christliches Werk,“ gab sie zurück und blickte Timothy fest ins Auge. „Wärst du heute in der Kirche gewesen, dann führtest du nicht solche Reden.“

Vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie dem

Bruder, der von so zarter Gesundheit war, die Stirn zu bieten gewagt. Der Erfolg war glänzend. Timothy aß hastig seinen Fruchtekuchen auf.

„Paß auf!“ brummte er, „m i r darf der Köter nicht unter die Augen.“

„Smither, tragen Sie den Wein und die Nüsse auf,“ gebot Tante Ann, „und sehn Sie unten nach, wie die Köchin mit ihm fertig wird.“

Als das Mädchen fortgegangen war, herrschte Schweigen. Nun erst kam ihnen zum Bewußtsein, wie sehr Juley sich vergessen hatte.

Tante Ann setzte das Glas an die Lippen, das zwei Fingerhutvoll braunen Sherry enthielt — ein Geschenk des lieben Jolyon, er war solch ein Weinkenner! Tante Hester hatte während dieser aufregenden Szene in Gedanken den zweiten Fruchtekuchen verzehrt und lächelte vor sich hin. Tante Juley sah Timothy unverwandt ins Gesicht; heute rebellierte sie zum ersten Male und fand daran Gefallen.

Smither kam zurück.

„Nun, Smither?“

„Gnädiges Fräulein, die Köchin wäscht ihn eben.“

„Warum denn nur?“ fragte Timothy.

„Weil er schmutzig ist,“ erwiderte Tante Juley.

„Da hast du's!“

Dann sprach Tante Ann das Tischgebet. Als sie es beendet hatte, erhoben sich die drei Schwestern.

„Wir lassen dich bei deinem Wein, Timothy. Smither, bitte meinen Schal!"

Droben im Salon herrschte Grabesstille. Tante Juley gab sich Mühe, ihre erregten Nerven zu beschwichtigen, Tante Hester, so zu tun, als sei nichts vorgefallen; Tante Ann saß steil aufgerichtet da, um ihre schmalen, blutleeren Lippen spielte ein schier grimmiger Zug, als gelte es jetzt, den Aufstand niederzuwerfen. Ihr ging es nicht um das Ansehn der eigenen Person, sondern um die unwandelbare Ordnung des Hauses, die so schwer verletzt worden war.

Unvermittelt erklärte Tante Juley nochmals: „Er ist mir nachgelaufen, Ann."

„Ohne sich dir vorzu— — ohne deine Einladung abzuwarten?"

„Ich sprach ihn an, weil er sich verlaufen hatte."

„Erst solltest du denken, dann sprechen! Hunde nehmen sich gleich soviel heraus."

Aus Tante Juleys Miene sprach unverhüllte Meuterei. „Mich freut's, daß er mitkam! Basta! Solch ein Getue!"

Tante Ann sah bekümmert drein; dann langes Schweigen. Tante Juley begann Solitaire zu spielen, völlig geistesabwesend, so daß es auf dem Brett zu den unglaublichsten Zügen kam. Aufrecht, mit geschlossenen Augen saß Tante Ann da; Tante Hester wartete eine Weile, ob Ann die Augen wieder auf tun werde; dann zog sie vorsichtig hinter dem Kissen ein Buch hervor und begann, vom Ofenschirm gedeckt, darin zu lesen. Schon der zweite Band, und noch

immer kannte sie nicht ‚Lady Audleys Geheimnis‘! Allerdings war es ein Roman, aber Timothy hatte doch den Ausspruch getan: ‚Am Sonntag erst recht!‘

Die Uhr schlug drei. Tante Ann tat die Augen auf, Tante Hester das Buch zu. Tante Juley raffte die leise klirrenden Solitairekugeln zusammen. Da pochte es an die Tür. Die Köchin, die in den höhern Regionen des Hauses, dem Bereich Smithers, für gewöhnlich nichts zu tun hatte, klopfte immer an.

„Herein!“

Herein trat die Köchin, noch im rosa Kattunkleid, und hinter ihr her trabte der Hund, das frisch gebürstete, buschige Fell weiß wie Schnee. Sein Auftreten schien halb keck, halb unterwürfig, sein Schwanzwedeln nicht minder. Ein bedeutungsvoller Augenblick!

Die Köchin sprach: „Ich hab’ ihn mitgebracht, gnädiges Fräulein. Er hat sich gründlich sattgefressen und rein-gewaschen is er jetzt auch. Ein lieber kleiner Kerl, und zu mir hat er schon solches Zutraun!“

Die drei Tanten saßen schweigend da und starrten abwechselnd auf den Hund und auf die Möbelbeine.

„Es hätt’ Ihnen wirklich Spaß gemacht, gnädiges Fräulein, ihn fressen zu sehn. Er hört auf den Namen Spitz.“

„Was Sie nicht sagen!“ bemerkte Tante Hester mühsam. Ihr waren peinliche Situationen so zuwider.

Tante Ann neigte sich vor. Ihre Stimme klang zwar etwas zittrig, doch entschieden:

„Er gehört nicht uns und der Herr duldet unter keiner Bedingung, daß wir ihn hier behalten. Smither soll ihn auf die Polizei bringen.“

Als schiene er über diese Worte bestürzt, kam der Hund hinter dem Rock der Köchin hervor auf Tante Ann zu und machte vor ihr halt mit leise zitterndem Schwanz und gekrümmtem Rücken. Seine Augen, die wie schwarze Jettperlen aussah, blickten fragend empor. Tante Ann schaute auf ihn herab. Ihre magern, blaugeäderten Hände, die zu ihrem festen Charakter gar nicht zu passen schienen, strichen nervös über ihr glattes Kleid. Tante Juley verzog in der Erregung den Mund zu ausgesprochenem Schmollen. Tante Hester lächelte krampfhaft.

„Na, die Polizei!“ meinte die Köchin. „Der Hund war gewiß noch nirgends eingewöhnt. Nicht einmal ein Halsband hat er getragen, scheint mir.“

„Spitz!“ lockte Tante Juley.

Bei diesem Anruf wandte der Hund sich nach ihr um und beschnupperte ihre Knie. Sogleich aber kehrte er sich wieder Tante Ann zu und betrachtete sie so aufmerksam, als wisse er, wer in diesem Haus das Kommando führe.

„Ein herziges Tierchen, wahrhaftig!“ murmelte Tante Hester mit einem Blick auf Ann, und nun wurde diese gar von zwei Seiten beobachtet. Doch in diesem Augenblick ward die Tür wieder geöffnet.

„Mr. Swithin Forsyte, gnädiges Fräulein!“ meldete Smither.

Die Tanten Juley und Hester standen auf, den Bruder zu begrüßen; Tante Ann blieb sitzen — ihr Alter von achtundsiebzig verlieh ihr dieses Vorrecht vor den Schwestern. Stets kamen die Forsytes zu Tante Ann, nie sie zu ihnen. Alle waren überzeugt, die Hand der Vorsehung habe den lieben Swithin hiergeführt, er verstand ja so viel von Pferden.

„Köchin, lassen Sie den kleinen Hund vorläufig hier. Mr. Swithin wird uns sagen, was wir mit ihm tun sollen.“

Swithin, den das Erklimmen der engen Treppe geraume Zeit gekostet hatte, trat pompös ein. Wie ein Hofzeremonienmeister sah er aus, mit seiner hochgewachsenen Gestalt, der vorgestreckten Brust, dem bleichen, gedunsenen, fast viereckigen Gesicht, den hellen Glotzaugen und der kleinen Fliege unter dem Schnurrbart. Der weiße Hund zog sich in einen Winkel zurück und kläffte laut.

„Was ist denn das?“ fragte Swithin. „Doch nicht gar ein Hund?“

Das klang so, als fragte jemand beim Eintritt in einen modernen Salon: ‚Was ist denn das? Doch nicht gar ein Kamel?‘

Tante Juley eilte schnell dem Hund in den Winkel nach und drohte ihm mit dem Finger. Das Tier schauerte leicht zusammen und verstummte. Dann sagte Tante Ann:

„Bring' dem lieben Swithin den Sessel, in dem er immer sitzt, Hester. Swithin, wir brauchen deinen Rat. Dieses

Hündchen ist heute morgens Juley bis hierher gefolgt; es hat sich verlaufen."

Swithin ließ sich mit gespreizten Beinen nieder, um seine stattliche Haltung zu bewahren und die Weste vor Falten zu schützen. Unterhalb der fast himmelblauen Hose erglänzten seine hohen Röhrenstiefel.

„Hat Timothy einen Anfall gehabt?" fragte er.

Der liebe Swithin — wie köstlich er doch war!

„Noch nicht," entgegnete Tante Hester, die bisweilen geradezu unartig sein konnte.

„Na, dann kriegt er ihn wohl noch. Komm, Juley, steh nicht wie ein Stock da, schaff' den Hund aus der Ecke, damit wir ihn mal besehn können. Übrigens ist das gar kein Hund, sondern eine Hündin!"

Bei dieser unerwarteten, allerdings in distinguiertem Tone vorgebrachten Feststellung waren die drei Schwestern wie vom Donner gerührt. Sie hatten den Hund ohneweiters für ein Männchen gehalten, weil man doch natürlich nicht auf derlei Einzelheiten sah. Nur Tante Juley hatte einige Zweifel gehegt; sie war durch ihr Eheleben mit Septimus Small doch etwas erfahrener geworden, hatte diese Zweifel jedoch nicht laut werden lassen.

„Eine Hündin," wiederholte Swithin, „da werdet ihr noch endlose Scherereien haben!"

„Das fürchten wir eben," erwiderte Tante Ann; „immerhin, mein Lieber, ein Thema für ein Salongespräch deucht mich diese Sache nicht."

„Quatsch!" versetzte Swithin. „Komm her, du kleiner Köter!"

Und er streckte die beringte Hand aus, die nach Hundsleder roch; soeben hatte er seinen Zweispänner eigenhändig kutschiert.

Durch Tante Juleys Zuspruch ermutigt, kam das Hündchen näher und duckte sich unter Swithins Hand. Swithin hob es am Nackenfell empor.

„Gute Rasse," stellte er fest und setzte den Hund wieder zu Boden.

„Ausgeschlossen, daß wir ihn behalten," entschied Tante Ann. „Die Teppiche——wir dachten——wir schaffen ihn zur Polizei."

„An eurer Stelle," schlug Swithin vor, „lasse ich ein Inserat in die ‚Times‘ einrücken: ‚Weiße Spitzhündin zugelaufen. Auskunft: Nest-Villa, Bayswater Road.‘ Ihr könnt Finderlohn beanspruchen. Sehn wir uns mal seine Zähne an!"

Der Hund schien durch den starren Blick aus Swithins runden wasserblauen Glotzaugen und den Ledergeruch seiner Hand so fasziniert, daß er sich ohne Gegenwehr von seinen Fingern das Maul öffnen ließ.

„Das Tier ist jung," erklärte Swithin, „putz weg, du kleiner Köter, putz weg!" Dies aufreizende Geheiß stachelte den Hund zu einem höchst seltsamen Benehmen an: soweit wie möglich senkte er den Schweif, tat einen Seitensprung und raste um Tante Hesters Stuhl herum; hierauf preßte er

die Schnauze an den Boden, reckte Schwanz und Hinterteil in die Luft und sah mit seinen schwarzen Schuhknopfaugen zu Swithin empor.

„Sollt' mich gar nicht wundern/' meinte Swithin, „wenn das Tier ein nettes Sümmchen wert wäre. Putz weg, putz weg!'"

Diesmal raste der kleine Hund durch das ganze Zimmer und entging dabei nur durch eine Reihe von Wundern dem Zusammenstoß mit verschiedenen Sesselbeinen. Endlich machte er bei einem Wandschirm halt, reckte sich auf den Hinterbeinen in die Höhe und begann das Pampasgras zu benagen.

„Klinge doch, Hester!" befahl Tante Ann, „laß Smither kommen. Juley, sieh zu, daß er aufhört!'"

Swithin verzog das Gesicht zu einem starren Lächeln, wobei sich die Haare unter seiner Lippe sträubten.

„Wo ist Timothy?" fragte er. „Das war' ein Spaß, wenn der Hund nach seinen Beinen schnappte!'"

In heftigen Muttersorgen beugte sich Tante Juley zu dem Tierchen hin und nahm es in die Arme. Schmollend, bereit, das Äußerste zu wagen, stand sie da und neigte sich schützend über seinen warmen Leib mit der spitzen Schnauze; der Seifengeruch seines Fells stieg ihr in die Nase.

„Ich trage ihn selbst hinunter," erklärte sie, „ihr sollt ihn mir nicht necken. Komm, Spitz!'"

Der Hund, der in der ganzen Angelegenheit nicht das geringste zu sagen hatte, fuhr mit seiner rosa Zungenspitze über ihre Nase. Tante Juley empfand das beseligende Ge-

fühl, geliebt zu werden, und um ihre Gemütsbewegung nicht zu verraten, trug sie ihn eilends im Arm fort, jedoch nicht treppabwärts, sondern hinauf in ihr Zimmer, das hinter dem der lieben Ann lag. Dort blieb sie inmitten der Mahagonimöbel stehn, den Hund noch immer auf dem Arm. Alle, alle hatten sich gegen sie und das arme Tierchen verschworen; um so fester drückte sie es an sich. Es keuchte und fuhr ihr ab und zu mit der winzigen Zunge über die Wange, wie um sich von ihrer Wirklichkeit zu überzeugen. Während der ganzen zehn Jahre seit Septimus Smalls Heimgang hatte niemand sie so recht geliebt und nun, da endlich wieder ein Wesen sie zu lieben bereit war, wollte man es ihr entreißen. Den Hund auf dem Schoß setzte sie sich auf ihr Bett, während man unten im Salon gewiß die Frage erörterte, ob man den Spitz zur Polizei schaffen oder ihn in der Zeitung inserieren solle! Dann gewährte sie, daß sein weißer Pelz Haare ließ, und setzte den Hund zu Boden. Er drückte sich im Zimmer umher und beschnupperte die Möbel, bis er endlich beim Waschtisch stehn blieb. Er sah sie fragend an, sein Atem ging keuchend———was wollte er nur? fragte sich Tante Juley ganz erschreckt. Plötzlich richtete sich der Hund auf den Hinterbeinen empor und leckte die Luft. Du meine Güte, durstig war er! Sie vergaß alle Gebote verfeinerter Kultur, ergriff den Wasserkrug und stellte ihn auf den Boden. Einige Minuten lang vernahm man nur hastiges Schlürfen. Hatte denn in dem kleinen Magen soviel Flüssigkeit Platz? Das Hündchen blickte zu ihr auf, wedelte zweimal mit dem

Schweif und trabte davon, um das Zimmer genauer zu besichtigen. Nachdem er alles eingehend geprüft hatte, außer Tante Juley, über die sein Urteil offenbar bereits feststand, kroch er unter den Toilettetisch, wobei er bis auf Kopf und Vorderpfoten unter dessen Vorhang verschwand und kurzes, krampfhaftes Bellen hören ließ. Tante Juley verstand die Bedeutung: ‚Komm, spiel' doch mit mir!' Sie nahm den Schwammbeutel und schwenkte ihn vor seinen Augen auf und nieder. Da faßte das Hündchen zu und schüttelte ihn — so unvermutet! — mit aller Kraft. Tante Juley war zugleich entzückt und entsetzt. Augenscheinlich fühlte der Kleine sich bei ihr ganz heimisch. Aber ihr armer Beutel! O, wie kräftig und scharf seine kleinen Zähne waren! Tante Juley schwoll förmlich vor Mutterstolz. Fast war's ihr einerlei, was mit dem Beutel geschah, wenn nur der kleine Hund sich amüsierte. Der Schwammbeutel ging in Fetzen, sie las die Reste auf und dachte trotzig: ‚Was liegt daran, ich mache doch jetzt keine Reise.' Dennoch sagte sie streng: „Da schau, was du angerichtet hast!" Und während sie gemeinsam die Fragmente besahen, faßte Tante Juley einen unwiderruflichen Beschluß. Mochten sie sagen, was sie wollten! Finden hieß behalten! Und wenn es Timothy nicht paßte, nun, dann eben nicht. Über diesen kühnen Gedanken erschrak sie ganz gewaltig. Da klopfte jemand an die Tür.

„Ach Smither!" sagte Tante Juley, „sehn Sie doch, was das Hündchen angestellt hat!" Und anklagend hielt sie die Überreste des Schwammbeutels empor.

„O!“ rief Smither, „hat der aber scharfe Zähne! Möchten Sie nicht hinunterkommen, gnädige Frau? Mr. und Mrs. James Forsyte sind im Salon. Soll ich den kleinen Hund mitnehmen? Vielleicht möcht' er ein wenig laufen.“

„Aber bringen Sie ihn nicht zur Polizei, Smither! Ich habe ihn gefunden und will ihn auch behalten.“

„Recht haben Sie, gnädige Frau, wenigstens werden die Köchin und ich Gesellschaft haben, jetzt, wo Tommy fort ist. Der Hund hat uns ohnedies bereits sehr gern.“

Mit einem Anflug von Eifersucht versetzte Tante Juley: „Ich nehme die ganze Verantwortung auf mich. Spitz, geh jetzt mit Smither!“

Als Smither das Hündchen schon im Arm hielt, lugte sein Kopf über ihre Schulter hinweg mit gefühlvollem Blick nach Tante Juley zurück. Und wieder hob sich Tante Juleys Brust von Mutterstolz geschwellt unter dem dunkelvioletten Kleide, das jetzt mit weißen Haaren besät war.

„Melden Sie, daß ich sogleich hinunterkomme.“ Und sie begann, die weißen Haare zu entfernen.

Vor der Salontür stand sie still und trat dann mit wankenden Knien ein. James erzählte eben eine Geschichte; seine großen Lippen zwischen den langen Bartkoteletts waren in steter Bewegung, die langen Beine hatte er so weit von sich gestreckt, daß Tante Juley einen Umweg machen mußte. Bei ihrem Anblick unterbrach James seinen Bericht.

„Wie geht's, Juley? Du hast ja einen Hund gefunden,

hör' ich." Dann fuhr er in seiner Geschichte fort. Sie handelte von einem Mann, der von einem Hund gebissen worden und sich die Wunde solange hatte ausbrennen lassen, bis er schließlich gar nicht mehr sitzen konnte. Und dabei hatte der Hund gar nicht einmal die Tollwut gehabt und die ganze Prozedur war für die Katz gewesen. So ging es einem, wenn man Hunde hielt. Sie schienen überhaupt nur dazu da, um Scherereien zu machen.

Emily erklärte: „Spitze sind die letzte Mode. Bei Spazierfahrten nehmen sie sich so possierlich aus!"

Tante Hester warf leise ein, Jolyon halte jetzt in Stanhope Gate ein italienisches Windspiel.

„So ein Jammergerippe!" bemerkte Swithin, „nichts als Haut und Knochen!"

„Ihr gedenkt doch nicht, diesen Hund zu behalten?" fragte James. „Wer weiß, was er mitbringt."

Puterrot im Gesicht antwortete Tante Juley scharf: „Papperlapapp, James."

„Na, ihr könnt mit den Gerichten zu tun bekommen. Wie ich höre, gibt es ein Asyl für verlaufene Hunde. Schafft ihn fort in eurem eigenen Interesse!"

„Schaff' du deine Großmutter fort!" belferte Tante Juley. Vor James hatte sie keine Angst.

„Nun, dieser Hund ist keinesfalls dein Eigentum. Du wirst mit dem Gesetz in Konflikt geraten."

„Ich pfeif auf das Gesetz!"

Schweigend nahmen die Anwesenden diesen rebellischen

Ausspruch hin. Was nur in Juley gefahren war — unbegreiflich!

„Nun," erklärte James abschließend, „i c h habe euch gewarnt, das steht fest. Was sagt übrigens Timothy dazu? Der bekommt gewiß einen Anfall."

„Meinetwegen mag er einen kriegen," sagte Tante Juley, „i c h halt' ihn nicht ab."

„Was werdet ihr denn mit den Jungen anfangen?" fragte Swithin. „Ich wette zehn zu eins, sie wird Junge werfen."

„Siehst du wohl, Juley!" bemerkte Tante Ann.

Tante Juley war so fieberhaft erregt, daß sie von einem benachbarten Ziertischchen einen Fächer nahm, den sie vor ihrem erhitzten Gesicht hin und her schwenkte.

„Ihr seid alle gegen mich," sagte sie. „Junge, wahrhaftig! So ein kleines Ding und Junge!"

Swithin erhob sich. „Lebt wohl, alle miteinander. Ich geh' jetzt zu Nicholas. Auf Wiedersehn, Juley. Demnächst hol' Ich dich zu einer Spazierfahrt ab und zeige dir das Asyl für verlaufene Hunde." Mit vorgewölbter Brust schritt er umständlich zur Tür. Dann vernahm man seine Schritte von der Treppe her und zugleich das Läuten der Salonklingel.

James sagte mechanisch: „Ein komischer Kauz, dieser Swithin!"

Diesen Eindruck machte nämlich sein Zwillingsbruder stets auf ihn, während Swithin bei James' Anblick ständig dachte: „Ein lederner Patron, dieser James!"

Emily erzählte Tante Hester gelangweilt von der neuen

Mode, die Austern vor der Suppe zu essen. Diese Sitte mute freilich höchst fremdartig an, aber der Thronfolger habe sie, so hieß es, auch schon eingeführt. James wolle nichts davon wissen, doch sie für ihre Person finde es vornehm. Nun, man werde sehn! Mittlerweile setzte James Tante Ann auseinander, daß Soames im Januar seine Tätigkeit als Advokat beginnen werde — ein braver Bursche! Und weitläufig ließ er sich über dieses Thema aus. Tante Juley schmolte hinter ihrem hin und her geschwenkten Fächer. Sehnlich wünschte sie den lieben Jolyon herbei. Er war ja immer ihr Liebling gewesen, ihr ältester Bruder, der nie geduldet hatte, daß jemand anderer sie tyrannisiere. Auch war er der einzige in der Familie, der einen Hund besaß, und selbst Ann hatte ein wenig Angst vor ihm. Sie sehnte sich danach, ihn sagen zu hören: „Alte Weiber seid ihr allesamt! Selbstverständlich darf Juley behalten, was sie gefunden hat!“ Das eben war die Frage! Aus freien Stücken war der Hund ihr nachgelaufen. Anders wäre es mit einem Edelstein oder einer Geldbörse gewesen, die hätte sie natürlich abliefern müssen. Bisweilen kam Jolyon Sonntags zu Besuch, öfters freilich fuhr er statt dessen die kleine June in den Zoo. Im Augenblick, da Jolyon das Zimmer betrat, ging James unfehlbar fort, aus Angst davor, von Jolyon einen Nasenstüber zu kriegen. Das wäre wirklich zu nett gewesen! James hätte es wahrhaftig verdient, er hatte sich so abscheulich benommen!

Plötzlich sagte sie: „Ich gehe nach Stanhope Gate hinüber und frage den lieben Jolyon um seine Meinung.“

„Wozu denn?“ erkundigte sich James und griff sich an den Bart, „der soll dir wohl auch einen Floh ins Ohr setzen?“

Ob Tante Juley nun vor dieser Möglichkeit Angst hatte oder aus andern Gründen von ihrem Plane abkam, jedenfalls blieb sie sitzen, ließ jedoch den Fächer ruhn und schnitt jenes berühmte ‚Juleygesicht‘, ein geflügeltes Wort im Familienkreis.

Doch James hatte bereits seinen Neuigkeitenvorrat erschöpft. „Nun, Emily, du willst wohl nach Hause,“ sagte er, „die Pferde werden auch schon ungeduldig.“

Die Stichhältigkeit dieser Abgangsformel war noch nie auf die Probe gestellt worden, da Emily sich stets sogleich mit den Worten erhob:

„Adieu, meine Lieben, einen schönen Gruß an Timothy.“ Dann drückte sie einen flüchtigen Kuß auf die Wangen der alten Damen und verließ das Zimmer, noch ehe James sich darauf besann, was er die Schwestern hatte fragen wollen — eigens deshalb sei er doch heute zu ihnen gekommen, klagte er Emily später im Wagen.

Als sie fort waren, sah Tante Hester von einer Schwester zur andern, hüllte ‚Lady Audleys Geheimnis‘ in ihren Schal und huschte auf den Zehenspitzen davon. Sie wußte, was bevorstand. Tante Juley griff mit zitternden Händen nach dem Solitairebrett. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen! Wartend saß sie da, regte nur ab und zu ihre vor Angstschweiß feuchten Finger und warf verstohlene Blicke nach Anns steif aufrechter Gestalt, die in schwarzer

Seide prangte und Jettgehänge und eine Kameenbrosche trug. Um keinen Preis wollte sie als erste das Schweigen brechen; plötzlich warf sie hin:

„Warum sprichst du kein Wort, Ann?“

Tante Ann blickte ihr mit den grauen Augen, die aus der Entfernung immer noch gut sahn, durchdringend ins Gesicht und fragte:

„Du hast doch gehört, was Swithin und James sagten, Juley?“

„Nie und nimmer jag' ich den Hund hinaus!“ erklärte Tante Juley. „Bastaf' Das Blut hämmerte ihr in den Schläfen, sie stampfte mit dem Fuß auf den Boden.

„Wäre er wirklich ein braver Hund, so hätte er nicht seinen Herrn verlassen und sich verlaufen. Solch kleinen Hundeweibchen darf man nicht über den Weg traun. In deinem Alter könntest du das schon wissen, Juley. Jetzt, unter vier Augen, kann ich ja offen mit dir reden: Natürlich werden ihm andre Hunde nachlaufen.“

Tante Juley steckte einen Finger in den Mund, lutschte daran, zog ihn wieder heraus und erklärte:

„Ich hab' es satt, mich wie ein kleines Mädchen behandeln zu lassen.“

Tante Ann erwiderte ruhig:

„Ein Brompolver täte dir gut——was du für Zustände hast! Unser Lebtag haben wir keinen Hund gehabt.“

„Und auch jetzt sollt ihr keinen haben,“ gab Tante Juley zurück, „ich will ihn ganz allein für mich! Ich — —

ich———" Sie konnte es nicht über sich bringen, von ihrer Sehnsucht nach Liebe zu reden. Ein Gefühlserguß? Nein, das———das wäre nicht am Platz.

„Fremdes Eigentum zu behalten, ist Unrecht," stellte Tante Ann fest, „das weißt du selbst ganz genau."

„Ich gebe ein Inserat in die Zeitung. Wenn der Eigentümer sich meldet, erhält er den Hund zurück. Aber ganz freiwillig ist er mir nachgelaufen. Und er kann im Erdgeschoß wohnen. Timothy soll ihn überhaupt nicht zu Gesicht bekommen."

„Er wird die Teppiche ruinieren," prophezeite Tante Ann, „und des Nachts bellen. Unser Friede ist dahin!"

„Euern Frieden hab' ich satt!" erklärte Tante Juley und rasselte mit dem Brettspiel. „Ich hab' den Frieden satt, hab' es satt, so lang auf die Dinge achtzugeben, bis———bis man———ihr Sklave wird!"

Tante Ann hob ihre blassen Spinnenfinger.

„Du weißt nicht, was du redest. Wer auf seine Sachen nicht achtgibt, ist nicht wert, sie zu besitzen."

„Achtgeben, achtgeben———es wächst mir schon zum Hals hinaus! Etwas Menschliches möcht' ich haben—— diesen Hund! Und wenn ich ihn hier nicht behalten darf, geh' ich auf und davon und nehm' ihn mit. Basta!"

Das waren vielleicht die verwegensten Worte, die Timothys Haus je vernommen. Tante Ann entgegnete gelassen:

„Du weißt recht gut, Juley, daß du von hier nicht fort-

kannst. Dafür hast du nicht Geld genug, wozu also dies Gerede?"

„Jolyon wird mir das Geld geben, nie wird er dulden, daß du mich so unterjochst."

Zwischen Tante Anns alte Augen trat eine Falte, die von echtem Kummer zeugte.

„Ich bin mir nicht bewußt, dich je unterjocht zu haben," erklärte sie, „du vergißt dich!"

Tante Juley schwieg eine ganze Minute, während ihr Blick immer wieder von ihren zuckenden Fingern zu dem runzligen, elfenbeinfarbnen Gesicht ihrer ältesten Schwester glitt. Reuetränen schossen ihr in die Augen. Die liebe Ann war so alt und der Arzt sagte immer——! Geschwind zog sie das Taschentuch hervor.

„Ich——ich bin——ganz außer mir, ich——ich hab's nicht so gemeint——liebe Ann——ich——" so sprudelten ihre Worte hervor. „A—ab—aber ich m—möchte das Hund—Hündchen gar zu gern behalten!"

Schweigen trat ein, nur durch ihr Schluchzen unterbrochen. Dann erhob sich etwas zittrig Tante Anns gedämpfte Stimme:

„Also gut, meine Liebe; es bedeutet zwar ein Opfer, aber wenn es dich glücklich macht——!"

„O!" schluchzte Tante Juley, „o!"

Eine dicke Träne fiel auf das Spielbrett nieder — Tante Juley wischte sie mit ihrem dünnen Taschentüchlein fort.

XI
SOMMERRAUSCH
1880

George, der zweite Sohn Roger Forsytes von Prince's Gate, war im Jahre 1880 fünfundzwanzig alt und dem Namen nach Ökonom. Das heißt, er hatte zum Militärdienst nicht getaugt und sich energisch geweigert, einen Stubenhockerberuf zu ergreifen.

Er brachte also die mittleren Tage der Woche mit irgend einem ländlichen Zeitvertreib hin, nur nicht mit Landwirtschaft, Anfang und Ende aber in seinem Klub in der Piccadilly, dem er den Spitznamen 'Jseum' gegeben hatte, oder in der Umgebung dieses Klubs. Offiziell wohnte er zu Plumtree Park in der Grafschaft Bedfordshire bei einem Landedelmann, der seine Verluste durch die Honorare wettzumachen suchte, die ihm die Väter seiner Schüler zahlten. George Forsyte hatte ziemlich viel Mutterwitz, und das machte ihn bei den benachbarten Gutsbesitzern beliebt; in ihrer Gesellschaft blieb er meist den lieben langen Tag. Sie stellten ihm frei, ihre Pferde zu reiten und ihre Fasane und Kaninchen zu schießen. Zur Sommerzeit, da man die Pferde hinaus auf die Weide trieb, die Fasane hinein ins Gebüsch, da sogar die Kaninchen für ihre Brut sorgten, sah George manchmal beim Schafscheren zu und unterhielt die Leute

dabei mit seinen Witzen. Für gewöhnlich jedoch studierte er den Bau der Pferde auf der Newmarket-Heide oder den der Choristinnen an der ‚Freien Bühne‘. Aber im Sommer des Jahres 1880 hatte er sich verliebt, auch Männer von Welt sind dagegen nicht immer gefeit. Der Gegenstand seiner Neigung war eine reizende Frau mit dunklen Taubenaugen, begreiflicherweise die Frau eines Bekannten namens Basset, der Landwehrmajor war und in der Nähe ein Gut besaß. Für die mutigen Kämpen, die heute — ein halbes Jahrhundert später — sich rühmen, erst s i e hätten die Moral zerschmettert, ist es wohl ein harter Schlag, zu erfahren, daß diese Moral für George schon damals nicht mehr existierte. Die Entdeckung, daß er in eine verheiratete Frau verliebt war, trübte keineswegs sein Entzücken. Wie die meisten taubenäugigen Frauen war Flora Basset das, was man damals ‚eine Kokette‘ nannte; da sie ihrem Mann zuliebe auf dem Lande wohnte, obwohl sie das Leben in London vorgezogen hätte, hielt sie es für ihre Pflicht, jede Gelegenheit zu einem Amusement zu ergreifen. Und George war höchst amüsant.

Zu Ostern begann er, Floras Augen und Körperbau maßvoll zu bewundern, sie zu begehren — auch dies mit Maß; als jedoch der Sommer kam, wurden diese Gefühle allmählich immer mehr kompliziert durch eine ihm bis dahin unbekannte Empfindung, die andere Leute Eifersucht nannten. Mit andern Worten: der Gedanke, daß Flora Mr. Bassets Ehefrau war, verdroß ihn über alle Maßen. George gehörte

nicht zu jenen, die ihre Gefühle zergliedern und mit Etiketten versehen, sonst hätte er vielleicht erkannt, daß sein Begehren sich in Leidenschaft wandelte.

Im Juni, als das Wetter heißer wurde, zog Major Basset, 'dieser Hampelmann', wie George ihn in Gedanken nannte, mit seiner Landwehr zu den Manövern. George wagte jetzt nicht nur stärker zu hoffen, er empfand darob auch Erleichterung, denn Unrast quälte ihn bereits, wenn er nicht bei Flora war. Aber nur zu bald sollte er erfahren, daß seine Flora ein kluges Köpfchen hatte und nicht gewillt war, es zu verlieren. Sie spürte nicht die geringste Lust, sich kompromittieren zu lassen. George wußte natürlich recht gut, daß seine Situation ganz unmöglich werden müsse, wenn er sie oder vielmehr sich kompromittierte, denn er war von seinem Vater abhängig, einem Mann in reiferen Jahren mit den moralischen Ansichten eines alten Forsythe; höchstwahrscheinlich würde er bis auf den letzten Heller enterbt werden und von Rennwetten leben müssen. Dennoch fühlte er keine Dankbarkeit dafür, daß er dieser Gefahr durch Floras Zurückhaltung entging. Im Gegenteil, ihre Besonnenheit trieb ihn fast zum Wahnsinn.

Immer heißer wurde es, Bäume, Blumen und Gräser hauchten schwere Düfte aus; der Ruf des Kuckucks klang schier gereizt und die Waldtauben stimmten Liebesritornelle an. Mit zunehmender Temperatur wurde mehr und mehr von seiner Flora sichtbar; George spielte Croquet mit ihr und saß lauschend da, wenn sie Lieder aus komischen Opern

sang. Hie und da durfte er zum Abendessen bleiben und wurde um neun Uhr weggeschickt; die Hitze seiner Gefühle begann seinen Humor auszutrocknen und der halbe Juni war bereits vorüber!

Nun war George zäh und eigensinnig, auch gebrach es ihm nicht an Kühnheit. Er gab seinen Plan nicht auf; heldenhaft kämpfte er gegen das Eintrocknen seines Verstandes an. Wie in alten Zeiten die Hofnarren, die fröhlich sein mußten, wenn ihr Herz auch noch so traurig war, fuhr er fort, in Gegenwart der Angebeteten zu scherzen und die Glut seiner vorquellenden Augen zu dämpfen. ‚Schlicht, aber unterhaltend,‘ wie er sich selbst charakterisierte; hörte er auf, unterhaltend zu sein, dann war das Spiel für ihn verloren. Doch trocken wie vom Fieber waren seine scherzenden Lippen und wenig wußte er um Floras Herz. Nie wagte er zu fragen, was sie für den ‚Hampelmann‘ fühle, der in einer Woche heimkehren würde. Und er litt, litt so sehr, wie es nur Moralisten wünschen können; dennoch scherzte er nach wie vor, es hieß ja: Scherze oder troll' dich! Und nach wie vor lachte ihn seine Flora mit ihren dunklen Taubenaugen an, kicherte ab und zu etwas chokierte, drückte sanft seine Hand, duftete süß und sah berückend aus. Und auch die letzte Woche ging zu Ende.

Heißer und heißer flammte die Sonne den ganzen Tag, und es saß sich so wohl im Schatten. Längs des Croquetplatzes vor dem Hause der Bassets zog sich eine Rhododendronhecke hin, daneben standen Fliederbüsche und in ihrer

Mitte eine Laube. Dahinter lag ein Obstgarten mit Pflaumen- und Birnbäumen.

George nahm seiner Flora den Croquetschläger aus der Hand, hielt ihn fest und sagte grinsend:

„Wie wär's mit einer kleinen Abkühlung? Setzen wir uns in den Schatten, das Ding da soll zwischen uns liegen.“

Seine Flora lachte.

„Wie unartig Sie sind, George!“

„Unartig schon, aber lieb!“ meinte George, faßte ihre Hand mit den Fingerspitzen und schritt, trotz seiner Schwere, so leicht und behutsam dahin, als führe er sie zu einem Menuett. Unterwegs dachte er: „Der letzte Tag — o Höllenqual!“

Sie standen vor der Laube.

„Nun?“ fragte George. „Nur keine Flausen! Immer frisch voran!“

Sie traten ein und setzten sich. George legte den Schläger zwischen sich und Flora. Dann ward es still, um alles in der Welt hätte er nicht mehr scherzen können.

Über den Schläger hinweg sah ihn seine Flora, gegen die Holzwand gelehnt, kühl und bezaubernd an, ein leises Lächeln auf den Lippen. Das war zu viel! George ergriff den Schläger mit beiden Händen; sein volles Gesicht war puterrot geworden, düster starrten seine großen Augen unter den schweren Lidern gradaus, auf der Stirn unter dem sauber gescheitelten Haar traten die Adern hervor, wie Stricke schwollen die Muskeln unter den aufgerollten Ärmeln an.

Er legte den Schläger leicht und lautlos wie eine Feder auf die andre Seite hinüber.

„Flora!“ sagte er und umschlang das süße Geschöpf, das ihm nicht widerstand.

So ward sein Wunsch erfüllt, ohne ein weiteres Wort.

Bald danach verließ sie ihn, den Finger auf den Lippen, noch immer ein Lächeln in den Augen; dann ging auch er durch den Obstgarten davon, stumm und dankbar wie ein Tier, das im Rausch vergeht, siegestrunken wie ein Gott. Das früher helle Licht war durch Dunstschwaden getrübt. Der Himmel lastete schwer, kein Windhauch regte sich; brummende Stechfliegen ließen nicht von George. Er setzte sich am Rande eines Baches hin und zündete sich eine Zigarre an. Lang hielt er sie zwischen den immer noch lächelnden Lippen und sah zu, wie die Rauchwolken Fliegen und Mücken verscheuchten. Ihr Summen und das Gurren der Waldtauben drang an sein Ohr — er hörte es nicht; er starrte in den regungslosen, dunstigen, glühenden Himmel — er sah ihn nicht. So dämmerte er zwei Stunden dahin, trunken vom Glück jener wenigen, flüchtigen Minuten. Dann stand er seufzend auf und sog den Duft der Nesseln, Kletten und Heuschober ein. Er hatte keine Lust heimzugehn und begab sich ins Wirtshaus. Dort aß er Brot und Käse und trank Porter dazu. Und gleich regte sich wieder in ihm das nur so kurze Zeit gestillte Verlangen, Flora zu sehn und zu

berühren. Er steckte seine ländliche Pfeife an und sah sehnsüchtig zu, wie das Licht am Himmel verglomm; so schwer und schwül war die Luft, daß er sogar im Hause schwitzte. Da kam ihm der Gedanke: „Die letzte Nacht! Vielleicht läßt sie mich ein — vielleicht!“

Er erhob sich und schritt hinaus in das von keinem Hauch bewegte Dunkel, zurück zum Bach und durch den finstern Obstgarten zur Laube. Tastend suchte er den Schläger und nahm ihn an sich. Dann schlich er die Fliederbüsche entlang bis zur Rhododendronhecke am Saum des Rasens. Nacht, rabenschwarze Nacht, er konnte eben noch die Umrisse des Hauses wahrnehmen. Er kauerte sich ins Gras nieder, das dürr wie Zunder war, und blickte spähend empor. Bloß zwei Fenster im ersten Stock waren beleuchtet, die ihren; sie standen offen, aber die Vorhänge waren zugezogen. Nur zu gut kannte er diese Fenster, durch die er schon lang recht gern eingestiegen wäre! Er dachte: „Herrgott! Ich wag's und ziel!“ Er kniete nieder und suchte im Gebüsch nach kleinen Kieselsteinen. Tief Atem holend, um sein pochendes Herz zu beruhigen, schlich er an den Rhododendren vorbei dem Hause zu. Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehn, dann sank er auf die Knie ins Gras. Jemand hatte den Vorhang zur Seite gezogen; im erleuchteten Fenster stand ein halbentkleideter Mann. Er beugte sich heraus und sog die schwere Nachtluft ein, wandte sich um und sprach etwas ins Zimmer hinein. George konnte jetzt sein Profil ausnehmen — Basset war es! Die Stimmen drangen durch die Stille bis

zu ihm — seine und ihre Stimme. Er sah etwas Hellschimmerndes — weiße Haut, weißes Linnen — durchs Zimmer huschen, sah, wie der Mann den Arm darum legte. Da drückte George sein Antlitz ins trockene Gras, um ein Stöhnen zu ersticken. Er vernahm leises Frauenlachen, das Fenster wurde geschlossen; rasender Schmerz zwang ihn in die Knie. Den Schläger packen — hinaufklettern — ihm den Schädel einschlagen — ihr dazu! Wieder sank er vornüber mit ausgestreckten Armen. Mitten in seiner Qual spürte er den Duft welken Grases; so lag er lange — lange. Da zerriß auf einmal ein greller Blitz die Nacht, und von allen Seiten erdröhnte Donner auf Donner. Taumelnd erhob er sich, stürzte ins Dunkel und stolperte zwischen den Bäumen. Ringsherum zuckten Blitze. Wenn sie nur einschlugen, ihn selbst erschlugen! Aber gewiß blieb er verschont. Dann platzte der Regen nieder, ein Wolkenbruch, der ihn in einer Minute bis auf die Haut durchnäßte, prasselte herab und kühlte ihn bis ins Herz. Triefend wie ein begossener Pudel traf er zu Hause ein. Er ging ins Schlafzimmer hinauf, riß sich die Kleider vom Leibe und warf sich ins Bett. Durch das Krachen des Donners hindurch vernahm er jenes leise, weiche Lachen und das Schließen des Fensters. Endlich schlief er ein.

Als er erwachte, schien die Sonne zum Fenster herein; die Strahlen fielen durchs Zimmer auf seine Schuhe — vierzehn Paar Schuhe, auf Leisten gespannt, standen in drei Reihen oben auf seiner Kommode. Schuhe aller Arten: Reitstiefel,

Jagdstiefel, Stadtschuhe, Tennisschuhe, Pumps. George glotzte sie ausdruckslos an. In diesen gutgehaltenen und glänzend geputzten, vorsorglich auf Leisten gespannten Schuhen war Leben — sein Leben — und in seinem Herzen, das eben aus bleiernem Schlaf gerissen worden, war der Tod. Jenes Lachen! Schluß! Zum Teufel mit den Weibern! Für ihn — diese Schuhe! Jagd und Sport! So lag er zähneknirschend da und grinste.

XII
DER HONDEKOETER
1880

An einem Sommertag des Jahres 1880 traf James Forsythe, der sich für den Nachmittag vom Büro freigemacht hatte, gegenüber dem Kriegsministerium unerwartet seinen alten Freund Traquair. Während die beiden ein Stück Wegs zusammen gingen, erklärte er:

„Ich fühl' mich gar nicht wohl.“

Sein Freund erwiderte: „Du siehst aber ganz beruhigend aus. Gehst du in den Klub?“

„Nein,“ erwiderte James, „ich geh' zu Jobson. Dort findet heute eine Auktion der Smelter'schen Bilder statt. Ich glaube kaum, daß viel los sein wird, aber für alle Fälle schau' ich hin.“

„Smelter? Wird sein Bild ‚Amor und Psyche‘, wie er immer sagte, jetzt versteigert? Der ist wohl, solange er lebte, ein ungebildeter Kerl geblieben.“

„Weiß der Teufel, woran er gestorben ist,“ bemerkte James; „er war noch nicht einmal siebzig. Sein 1847er war gut.“

„Jawohl; und erst sein dunkler Sherry!“

James schüttelte den Kopf.

„Schlecht für die Leber. Ich bin aus der City zu Fuß hergegangen und jetzt spür' ich meine Leber.“

„Du solltest nach Karlsbad gehn; das ist der neueste Kurort, heißt es allgemein,"

„Nach Homburg," erwiderte James ganz mechanisch. „Emily geht gern hin — mir ist es zu mondän. Ich weiß wirklich nicht — ich bin jetzt neunundsechzig." Er wies mit dem Regenschirm auf einen steinernen Löwen des Nelson-Denkmal.

„Dieser Landseer muß einen schönen Batzen Geld damit gemacht haben,"⁴ brummte er. „Disraeli soll etwas wackeln. D e r wird nicht lang leben."

„Hm! Gladstone, dieser alte Narr, wird uns noch alle gegeneinander verhetzen. Wirst du bei Jobson mitbieten?"

„Ich? Ich hab' kein Geld zum Hinauswerfen, meine Kinder wachsen heran."

„So! Was macht deine verheiratete Tochter Winifred?"

Die Falte zwischen James' Brauen vertiefte sich.

„Sie erzählt mir nie etwas. Aber ich weiß, daß Dartie, dieser Bursche, den sie geheiratet hat, das Geld scheffelweise ausgibt."

„Was ist er eigentlich?"

„Ein nicht registrierter Makler," erwiderte James düster; „aber soviel ich sehe, tut er nichts andres, als sich bei Rennen und dergleichen umhertreiben. Aus dem wird nie etwas Rechtes."

Er blieb am Rande des Gehsteigs stehn, um den Fahrdamm an einer Stelle zu überqueren, wo er nach dem Regen reingefegt worden war, holte aus der Hosentasche einen

Penny hervor und gab ihn dem Straßenkehrer, der mit großen, verwunderten Augen an der langen Gestalt emporblickte.

„Also leb wohl, James. Ich geh' in den Klub. Grüß' Emily von mir.“

James Forsyte nickte ihm zu und stelte wie ein Storch über den schmalen Straßenübergang. Andy Traquair! Er sah noch ganz famos aus, dieser rothaarige Bursche! Aber seine Frau — eine Idee, in seinem Alter noch einmal zu heiraten! Ja, die alten Narren waren wohl die ärgsten. Instinktiv hob er den Regenschirm zum Schutz gegen einen zu nahe vorbeifahrenden Wagen. Diese Leute scherten sich keinen Pfifferling um die Passanten.

Während er über den St. James' Square schritt, dachte er verdrossen darüber nach, was für luxuriöse Lokale diese neumodischen Klubs doch waren; und das Asphaltpflaster, das jetzt überall eingeführt wurde — na, er sagte lieber gar nichts! London war nicht mehr das, was es einst gewesen — diese vielen Pferde, vor denen man seines Lebens nicht mehr sicher war! Er trat bei Jobson ein. Drei Uhr! Jetzt fingen sie gewiß an. Smelter mußte ein ganz schönes Vermögen hinterlassen haben.

Er stieg die Stufen hinauf und ging durch die Vorhalle in den Auktionsraum. Die Versteigerung war schon im Gange, doch war man noch nicht beim Nachlaß des Mr. William Smelter angelangt.

James setzte seinen schildkrotgefaßten Zwicker auf und

begann den Katalog zu studieren. Seit er den Turner erstanden hatte — manche behaupteten, es sei gar kein Turner —, ein Bild, auf dem man nur ein Gewirr von Tauen und Ertrinkenden sah, hatte er kein einziges Gemälde mehr gekauft, obwohl die Wand des Treppenhauses eine leere Stelle aufwies. Es war eine große, schlecht beleuchtete Fläche; schon oft war ihm aufgefallen, wie kahl diese Stelle aussah. Wenn er einmal etwas Billiges fände, könnte er daran denken. Hm! Da war der Bronzino: ‚Amor und Psyche‘, auf den Smelter so stolz gewesen war, splinternackt. In seinem Hause in Park Lane sollte nichts Nacktes hängen. Er durchblätterte den Katalog: ‚Claude Lorraine‘, ‚Bosboom‘, ‚Cornelius van Vos‘, ‚Snyders‘———, ‚Snyders‘———hm! Ein Stilleben — lauter Enten und Gänse, Hasen, Artischocken, Zwiebeln, Holzschüsseln, Austern, Trauben, Truthähne, Birnen, und unter all dem schlummerten ein paar verhungert aussehende Windhunde. Nr. 17, ‚M. Hondekoeter‘: Geflügel. Drei Meter dreißig zu eins achtzig. Eine monströse Sache! Im Geist tat er drei Schritt bis zur Mitte des Bildes und wieder zurück. ‚Hondekoeter.‘ Sein Bruder Jolyon hatte einen im Billardzimmer in Stanhope Gate hängen — auf dem Bild wimmelte es nur so von Geflügel; aber so groß wie dieses war es doch nicht. ‚Snyders.‘ ‚Ary Scheffer‘ — eine fade Angelegenheit, wahrhaftig! ‚Rosa Bonheur.‘ ‚Snyders.‘

Er setzte sich auf einen Stuhl an der Wand und versank in Träume — bei James stets ein sicheres Zeichen einer bevorstehenden Kapitalsanlage. Soames, der jetzt Kom-

pagnon seiner Firma geworden, entwickelte sich gut, er brachte eine Menge Klienten. Der Mietvertrag des Hauses in Bryanston Square lief im September ab — bei dem neuen Vertrag mußte er hundert Pfund mehr herausschlagen, da der bisherige Mieter so viel in das Haus hineingesteckt hatte. Zum nächsten Quartalstermin würde er einige tausend Pfund zur Anlage frei haben. Die könnte man zum Beispiel in Kupfer-Aktien anlegen, aber er war nicht ganz überzeugt davon. Nicholas riet ihm immer, „Midland' zu kaufen, und dieser Dartie lag ihm beständig mit „Argentiniern' in den Ohren — aber fiel ihm gar nicht ein, sich die Finger zu verbrennen. Die Hände über dem Schirmgriff gekreuzt, beugte er sich vor und blickte unverwandt zum Glasdach empor, als müsse ihm von dort Erleuchtung kommen; und der Mund in dem bis auf die langen grauen Koteletts glattrasierten Gesicht nahm einen geradezu sinnlichen Ausdruck an, als witterte er eine üppige Dividende.

„Zur Versteigerung gelangt die Sammlung des Mr. William Smelter, Russell Square."

So, nun kam das übliche Gerede: „Bekannter Sammler'; „Meisterstücke der holländischen und französischen Schule'; „seltene Gelegenheit'; „Kenner' — leeres Geschwätz! Smelter hatte diese Bilder haufenweise zusammengekauft.

„Nr. 1. „Amor und Psyche' von Bronzino. Meine Damen und Herren, was soll ich als Ausrufspreis ansetzen für dieses herrliche Gemälde, ein Meisterstück der italienischen Schule und zweifellos echt?"

James kicherte in sich hinein. Der ‚Kenner‘ — mit seinem ‚Amor und Psyche‘!

Zu seiner Überraschung wurde lebhaft geboten und seine Oberlippe schob sich etwas vor, wie immer, wenn es Meinungsverschiedenheiten über Geldwert gab. Nachdem das Bild an den Mann gebracht war, kam ein ‚Snyders‘ an die Reihe. James saß da und sah zu, wie ein Bild nach dem andern seinen Käufer fand. Es war heiß im Saal und er wurde schläfrig — er wußte selbst nicht, warum er eigentlich gekommen war; statt dessen hätte er in seinem Klub ein Schläfchen halten oder mit Emily ausfahren können.

„Was — niemand bietet für den Hondekoeter? Für dieses umfangreiche Meisterwerk?“

James blickte zu dem Riesenbild auf der Staffelei empor, das auf beiden Seiten von je einem Diener festgehalten wurde. Das Kolossalgemälde wimmelte nur so von Geflügel und Gefieder auf einem bescheidenen Gewässer; ein großer weißer Hahn sah aus, als wolle er eben ein Bad nehmen. Das Bild war dunkel getönt, bis auf den Hahn, der einen Stich ins Gelbe hatte.

„Nun, meine Herren? Gemälde eines berühmten Geflügelmalers. Darf ich fünfzig sagen? Vierzig? Wer gibt vierzig Pfund dafür? Einfach geschenkt. Also sagen wir dreißig als Ausrufspreis. Sehn Sie sich einmal diesen Hahn an — geradezu unübertrefflich! Nun, meine Herren! Machen Sie doch ein Angebot.“

„Fünf Pfund!“ sagte James, wobei er sich die Hand

derart vor den Mund hielt, daß nur der Auktionär sehen konnte, woher das Angebot kam.

„Fünf Pfund für dieses Original-Meisterwerk eines berühmten Geflügelmalers! — Wie, mein Herr, zehn Pfund haben Sie gesagt? Zehn Pfund zum ersten.“

„Fünfehn,“ murmelte James.

„Zwanzig.“

„Fünfundzwanzig,“ bot James; höher als dreißig würde er nicht gehn.

„Fünfundzwanzig — das ist ja der Rahmen wert. Wer bietet dreißig?“

Niemand bot dreißig, und das Bild wurde James zugeschlagen, der mit etwas geöffnetem Munde dasaß. Er hatte nicht die Absicht gehabt, es zu kaufen; aber das Bild war wirklich preiswert — sein Umfang hatte die Leute abgeschreckt. Jolyon hatte für seinen Hondekoeter hundertvierzig bezahlt. Na, die leere Stelle im Treppenhaus würde jetzt ausgefüllt sein. Er wartete, bis noch zwei Bilder versteigert waren; dann ließ er seine Karte zurück, gab Anweisungen, wo der Hondekoeter abzuliefern sei, und ging durch die St. James' Street nach Hause.

Emily war eben im Begriff, mit Rachel und Cicely im Landauer auszufahren; er lehnte es ab, sie zu begleiten — er hatte ein wenig Angst vor der Frage, wo er gewesen war. Als er das leere Haus betrat, sagte er dem Butler Warmson, daß seine Leber wieder nicht in Ordnung sei, er wolle bloß eine Tasse Tee und etwas Gebäck; dann ging er zur Treppe

und betrachtete die leere Stelle an der Wand. Die würde jetzt verschwinden. Was wohl Soames dazu sagen würde? — der Junge hatte sich für Bilder zu interessieren begonnen, seit er vom Ausland zurück war. Na, jedenfalls hatte er unter dem Marktpreis gekauft. Er trat in den Salon, trank eine Tasse starken chinesischen Tee mit Sahne und nahm zwei Stück Gebäck dazu. Wenn er sich morgen nicht besser fühlte, würde er Dr. Dash kommen lassen.

Ehe er am nächsten Vormittag ins Büro ging, sagte er zu Warmson:

„Man wird heute ein Bild bringen. Hunt und Thomas werden Ihnen beim Hängen helfen müssen. Es soll in die Mitte der leeren Stelle im Treppenhaus kommen. Hängen Sie es aber erst auf, nachdem die gnädige Frau ausgegangen ist. Die Leute sollen es zur Hintertür hereinschaffen — es ist drei Meter dreißig zu eins achtzig. Und geben Sie mir gut auf das Bild acht!“

Als er zurückkam — es war schon ziemlich spät —, hing der Hondekoeter bereits an der Wand. Er füllte die leere Stelle prachtvoll aus, aber da die Beleuchtung schlecht und das Bild dunkel war, konnte man sich über das Sujet unmöglich klar werden. Doch machte es sich ganz gut. Er trat in den Salon, wo er Emily fand.

„Um Himmels willen, James, was soll dieses große Bild im Treppenhaus?“

„Das Bild?“ fragte James. „Es ist ein Hondekoeter; ich hab' es äußerst preiswert bei der Smelterschen Auktion er-

standen. Jolyon hat auch einen Hondekoeter in Stanhope Gate."

„Ein solches Ungetüm hab' ich in meinem Leben nicht gesehen."

„Was?" sagte James. „Es füllt doch die leere Stelle vortrefflich aus. Im Treppenhaus sieht man freilich nichts davon, aber das Geflügel darauf ist sehr gut getroffen."

„Jetzt ist das Treppenhaus noch finsterer, als es schon war. Ich bin neugierig, was Soames dazu sagen wird. Allen Ernstes, James, solche Sachen sollst du nicht allein kaufen gehn."

„Mit meinem Geld kann ich wohl tun, was mir beliebt," erwiderte James. „Das Bild stammt von einem bekannten Meister."

„Nun," meinte Emily, „ein Mensch in deinem Alter——. Schon recht! Ärgere dich nicht! Setz' dich und trink deinen Tee."

James ließ sich brummend nieder. Diese Frauenzimmer — ohne jedes Verständnis! Und von Geldsachen verstanden sie nicht mehr als ein alter Kater!

Emily, stets beherrscht, höflich und entgegenkommend, schwieg.

Später erschien Winifred mit Montague Dartie, so daß die ganze Familie beim Dinner versammelt war. Cicely hatte loses, Rachel aufgestecktes Haar, denn sie war während dieser ‚season‘ in die Gesellschaft eingeführt worden; Soames hatte sich den kleinen Backenbart, den man gegen Ende **der**

Siebzigerjahre trug, gerade erst abnehmen lassen, und das machte ihn noch bleicher und flachwangiger als gewöhnlich. Winifred, die bereits ‚interessant‘ auszusehn begann, da ein kleiner Dartie auf dem Wege war, ließ ihre Blicke immer wieder beobachtend auf dem vierschrötigen, geschniegelten ‚Monty‘ ruhen, dessen gelbliches Gesicht einen gezierten Ausdruck zeigte und in dessen glänzend steifer Hemdbrust ein Brillantknopf schimmerte.

Sie war es, die das Thema ‚Hondekoeter‘ anschnitt.

„Sag‘ einmal, Vater, was hat dich veranlaßt, dieses Riesenbild zu kaufen?“

James sah auf, und an seinem Hammelbraten kauend, murmelte er:

„Riesenbild? Es paßt ausgezeichnet für die leere Stelle im Treppnhaus.“ In diesem Augenblick kam ihm vor, als machten die Familienmitglieder ganz eigenartige Gesichter.

„Es ist sehr schön und groß.“ Dartie hatte gesprochen! „Hm!“⁴ dachte James, „was will denn der von mir? Geld?“⁴

„Es ist so gräßlich gelb,“ sagte Rachel bedauernd.

„Was verstehst denn du von Bildern?“

„Ich weiß, was mir gefällt, Papa.“

James warf einen verstohlenen Blick auf seinen Sohn, aber Soames schielte auf seinen Teller.

„Das Bild ist wirklich sein Geld wert,“ erklärte James plötzlich. „Das Federvieh ist glänzend gemalt.“

Niemand entgegnete etwas, keiner wollte Vaters Gefühle verletzen. Aber später, oben im Salon, nachdem Emily und

ihre drei Töchter wieder die ganze Länge des Hondekoeter abgeschritten hatten, setzte eine lebhaftige Diskussion ein.

Nein, wirklich — der Vater! Die Bezeichnung ‚alt-modisch‘ sei noch zu mild für ein Bild von solchem Umfang! Und Hühner — wen in aller Welt interessierten Hühner, selbst wenn man sie hätte sehen können? Aber freilich, Vater war der Ansicht, ein Gelegenheitskauf rechtfertige alles.

„Cicely, sprich nicht so respektlos!“ mahnte Emily.

„Aber ja, ganz bestimmt, Mutter. Alle alten Forsytes sind dieser Ansicht.“

Emily, im Grunde derselben Meinung, machte: „Pst!“

Wenn James abwesend war, ergriff sie immer seine Partei. Das taten sie eigentlich alle, nur dann nicht, wenn sie ganz unter sich waren.

„Soames hält es für schauderhaft,“ bemerkte Rachel. „Hoffentlich wird er es Vater auch sagen.“

„Das wird Soames bestimmt nicht tun,“ erwiderte Emily. „Euer Vater kann doch in seinem eigenen Haus schalten und walten, wie es ihm gefällt. Ihr Kinder werdet mir wirklich zu vorlaut.“

„Aber Mutter, du weißt doch, es ist grauenhaft rückständig.“

„Ich wollte, Cicely, du würdest nicht solche Ausdrücke gebrauchen.“

„Warum nicht? In der Schule reden wir alle so.“

„Es ist wirklich das Allermodernste, Mutter,“ warf Winifred ein.

Emily schwieg. Nichts entwaffnete sie so sehr wie das Wort ‚modern‘, sie kümmerte sich sonst nicht viel um die Meinungen der Leute, aber als rückständig zu gelten, konnte sie nicht ertragen.

„Horcht einmal!“ sagte Rachel, die die Tür geöffnet hatte.

Von draußen vernahm man Stimmen; James hielt auf der Treppe dem Hondekoeter eine Lobrede.

„Dieser Hahn hier ist ein ganz famoser Vogel,“ erklärte er. „Und sieh dir nur dieses Federvieh da auf dem Wasser an — glaubst du, daß man heutzutage so etwas zustande bringt? Dein Onkel Jolyon hat hundertvierzig Pfund für seinen Hondekoeter gegeben und ich hab' diesen da für fünfundzwanzig erstanden.“

„Hab' ich's nicht gesagt?“ flüsterte Cicely. „Ein Gelegenheitskauf. Gelegenheitskäufe sind mir höchst antipathisch; der Kram ist einem dann überall im Weg. Mit dem Turner war es dasselbe.“

„Pst!“ sagte Winifred; sie war nicht mehr so jung und wünschte, Monty hätte mehr Sinn für Gelegenheitskäufe, als dies bisher der Fall gewesen. „Ich freue mich immer über einen Gelegenheitskauf; man hat wenigstens das Bewußtsein, für sein Geld etwas bekommen zu haben.“

„Ich hab' lieber mein Geld in der Tasche,“ bemerkte Cicely.

„Schwätz' keinen Unsinn,“ sagte Emily; „setz' dich ans Klavier und spiel' dein Stück; dein Vater hört es gerne.“

Nun traten James und Dartie in den Salon. Soames war

in sein Zimmer hinaufgegangen, wo er des Abends zu arbeiten pflegte.

Cicely begann ihr Stück zu spielen. Sie befand sich jetzt zu Hause, da in ihrer Schule in Ham Common Mumps ausgebrochen war. In dem Stück kamen zahlreiche Läufe über das ganze Klavier vor; sie studierte es für das Schülerkonzert zum Schluß ein. Das Gesicht vom Backenbart umrahmt und den Blick allem Irdischen entrückt, nahm James wie gewöhnlich am Kamin Platz. Er wollte das Stück immer wieder hören, weil es einerseits vorteilhaft für Cicely und andererseits vorteilhaft für seine Verdauung war. Leider konnte er nie nach dem Dinner einschlafen und die Gedanken schwirrten ihm im Kopf herum. Soames hatte gesagt, daß momentan keine Nachfrage nach großen Bildern sei und nur sehr wenig nach solchen der holländischen Schule, hatte jedoch zugeben müssen, daß der Hondekoeter für diesen Preis ein Gelegenheitskauf war; schon der Name allein sei das Geld wert. Als Cicely zu spielen begann, war James noch immer in Gedanken versunken. Wahrhaftig, er wußte nicht, sollte er sich über die Angelegenheit freuen oder nicht. Alle hatten sich darüber abfällig geäußert, Dartie ausgenommen — der einzige, dessen Widerspruch ihm willkommen gewesen wäre. Wer da hätte behaupten wollen, daß James sich der veränderten Anschauungsweise seiner Zeit bewußt war, hätte ihm eine philosophische Einsicht zugetraut, die mit seiner Erziehung und seiner Generation nicht im Einklang stand; aber er hatte das unbehagliche

Gefühl, daß ein Gelegenheitskauf nicht mehr dasselbe sei wie einst. Und während Cicelys Finger die Tasten des Klaviers auf und ab liefen, wußte er wirklich nicht recht, was er sich denken sollte.

„Willst du vielleicht behaupten," fragte er, als Cicely das Klavier schloß, „daß dir diese Dresdener Vasen nicht gefallen?"

Niemand wußte, an wen und warum er die Frage stellte, und deshalb antwortete auch niemand.

„Ich hab' sie bei Jobson im Jahre 67 gekauft, und heute sind sie dreimal das Geld wert, das ich damals zahlte."

Jetzt antwortete Rachel:

„Vater, gefallen dir diese Vasen eigentlich?"

„Gefallen? Was hat das damit zu tun! Sie sind echt und einen Haufen Geld wert."

„Dann wäre es mir lieber, du würdest sie verkaufen," bemerkte Emily. „Sie sind jetzt ganz aus der Mode."

„Aus der Mode! Bis zu meinem Tod steigen sie noch bedeutend im Wert."

„Ein Gelegenheitskauf!" murmelte Cicely leise.

„Was sagst du da?" fragte James, der manchmal unerwartet scharfe Ohren hatte.

„Ich sagte: ‚Ein Gelegenheitskauf, und das waren sie doch?'"

„Selbstverständlich." Aus dem Klang seiner Stimme konnte man schließen, daß er sie nie gekauft hätte, wäre dies nicht der Fall gewesen. „Ihr jungen Leute versteht

nichts vom Geld, höchstens wie man es anbringt." Und er blickte zu seinem Schwiegersohn hinüber, der eifrig seine Fingernägel studierte.

Emily merkte, daß James verstimmt war, und teils, um ihn zu versöhnen, teils, weil sie leidenschaftlich gern Karten spielte, bat sie Cicely, den Spieltisch herzurichten. Mit heiterer Gelassenheit sagte sie:

„Komm, James, spielen wir ‚Mogeln‘,"

Lange saßen sie um den grünen Tisch herum und spielten um einen Groschen das Point; hie und da brachen sie in Gelächter aus, wenn James rief: „Ich mogle." In diesem Spiel pflegte sich James immer wieder von der leichtsinnigen Seite zu zeigen. Es ging ja nur um Groschen und da konnte er auf billige Art den verfluchten Kerl spielen. Bald hatte er dreizehn Shilling verloren, aber sein Wagemut war um kein Jota gesunken.

Endlich erhob er sich. Er war in glänzender Laune und erklärte sich für bankrott.

„Na, ich weiß wirklich nicht," sagte er, „i c h verliere immer regelmäßig mein Geld dabei."

Der Hondekoeter und die Zweifel, die er in ihm erweckt hatte, waren vergessen.

Nachdem Winifred und Dartie fortgegangen waren, ohne daß der letztere Finanzangelegenheiten berührt hatte, begab er sich mit Emily in fast heiterer Stimmung zu Bett; bald kehrte er ihr den Rücken zu und begann leise zu schnarchen.

Ein lautes Krachen und Poltern aus der Nähe, gleich

einem Donnerschlag, weckte ihn aus dem Schlaf.

„Um Gottes willen, James, was ist das?“ rief Emily erschrocken.

„Was? Wo?“ fragte James. „Wo sind meine Pantoffeln?“

„Es hat sicher eingeschlagen! Sei vorsichtig, James!“

Denn James war bereits aus dem Bett gestiegen; im Nachthemd und beim Schein eines Nachtlichts sah er wie ein großer Storch aus. Er schnupperte vernehmlich.

„Spürst du einen Brandgeruch?“

„Nein,“ erwiderte Emily.

„Komm, gib mir die Kerze.“

„Nimm den Schal um, James. Einbrecher können es nicht sein, die würden nicht einen solchen Lärm machen.“

„Ich weiß wirklich nicht,“ brummte James, „ich habe geschlafen.“ Er nahm Emily die Kerze aus der Hand und schlurfte zur Tür.

„Was soll das heißen?“ fragte er auf dem Treppenabsatz. Beim verschwommenen Schein von Kerzen und Nachtlichtern konnte er eine Anzahl weißgekleideter Gestalten ausnehmen — Rachel, Cicely und das Stubenmädchen Fifine in ihren Nachtgewändern. Soames, im Nachthemd, stand oben auf der Treppe und unten dieser Kerl, der Warmson.

Soames erklärte ruhig und trocken:

„Es ist der Hondekoeter.“

Wahrhaftig! Dort unten, am Fuß der Treppe, lag der abgestürzte Hondekoeter in seiner ganzen Größe, die graue Rückseite nach oben gekehrt. Die Kerze hochhaltend, stelte

James hinunter und starrte auf den Gefallenen. Niemand sprach ein Wort, nur Fifine sagte: „Du meine Güte!“

Cicely bekam einen Lachanfall und zog sich zurück.

Dann rief Soames von oben in den finstern, nur matt durch James' Kerze beleuchteten Schacht des Treppenhauses hinab:

„Alles in Ordnung, Vater; dem Bild kann nichts geschehen sein, es war nicht unter Glas,“

James erwiderte nichts; er senkte die Kerze, stieg wieder die Treppe hinauf und begab sich, ohne ein Wort zu sagen, ins Schlafzimmer zurück.

„Was war denn los, James?“ fragte Emily, die nicht aufgestanden war.

„Das Bild ist die Treppe hinuntergestürzt — so geht es einem, wenn man sich nicht selbst um alles kümmert. Dieser Kerl, der Warmson! Wo ist das Eau de Cologne?“

Er besprengte sich damit und ging wieder zu Bett; auf dem Rücken liegend, wartete er darauf, daß Emily ihm irgendwie über die Situation hinweghelfen würde. Aber sie sagte bloß:

„Hoffentlich hast du keine Kopfschmerzen davon bekommen, James.“

„Nein,“ entgegnete er. Und eine ganze Weile, nachdem sie wieder eingeschlafen war, lag er da und starrte in das Nachtlicht, als warte er, daß der Hondekoeter ihm noch einen weitem Streich spielen würde — zum Dank dafür, daß er das Zeug gekauft und es in sein schönes Heim aufgenommen hatte!

Als er am nächsten Morgen zum Frühstück hinunterging, kam er an dem Bild vorbei; man hatte es aufgerichtet und schräg an die Wand gelehnt. Der weiße Hahn sah noch immer so aus, als wolle er gerade ein Bad nehmen. Wie Kähne trieben die Federn auf dem Wasser. Er schritt weiter und betrat das Speisezimmer.

Da saßen sie alle, aßen Eier und Speck und waren merkwürdig schweigsam.

James bediente sich und nahm Platz.

„Was hast du jetzt damit vor, James?“ fragte Emily.

„Was ich damit vorhabe? Es wieder an die Wand zu hängen, natürlich!“

„Das ist doch nicht dein Ernst, Vater!“ sagte Rachel.
„In der Nacht bekam ich fast einen Nervenschock.“

„Die Wand ist nicht stark genug,“ bemerkte Soames.

„Was! Die Wand hält viel aus!“

„Es ist wirklich zu groß,“ erklärte Emily.

„Und keinem von uns gefällt es, Vater,“ warf Cicely ein.
„Es ist ein solches Monstrum und so gräßlich gelb!“

„Monstrum! Was nicht gar!“ sagte James und schwieg dann; auf einmal platzte er heraus:

„Was soll ich also damit tun?“

„Es zurückschicken; wieder verkaufen.“

„Kein Mensch gibt mir was dafür.“

„Aber du erklärtest doch, es sei ein Gelegenheitskauf, Vater,“ sagte Cicely.

„Das war es auch.“

Wieder trat Schweigen ein. James warf einen verstohlenen Blick auf seinen Sohn; es lag etwas Rührendes darin, als suche er Hilfe; aber Soames' ganze Aufmerksamkeit galt seinem Teller.

„Laß es in die Rumpelkammer schaffen, James," sagte Emily ruhig.

James' bartumrahmte Wangen röteten sich und er öffnete den Mund. Wieder blickte er seinen Sohn an, Soames jedoch aß unbekümmert weiter. James wandte sich seiner Tasse Tee zu. Und etwas ging in ihm vor, wofür er keinen Ausdruck fand. Es war, als ob man ihn gefragt hätte: ‚Wann ist ein Gelegenheitskauf kein Gelegenheitskauf?‘ Er wußte keine Antwort, die andern aber wußten sie. Die Zeiten hatten sich geändert, etwas Neumodisches lag in der Luft. Jetzt durfte man keine Sache nur darum kaufen, weil ihr Wert höher war als ihr Kaufpreis! Da hörte sich alles auf! Die Welt stand auf dem Kopf! Und plötzlich murmelte er: „Meinetwegen, ihr sollt euern Willen haben. Das heißt wirklich das Geld zum Fenster hinauswerfen!"

Nachdem er in sein Büro gegangen war, wurde der Hondekoeter von Warmson, Hunt und Thomas in die Rumpelkammer zu Grabe getragen. Von einem schützenden Überzug bedeckt, ruhte er dort einundzwanzig Jahre lang, bis James 1901 das Zeitliche segnete; dann kam er wieder ans Tageslicht und unter den Hammer. Er brachte volle fünf Pfund ein und wurde von einem Plakatzeichner erworben, der im Dienste eines Geflügelzucht-Unternehmens stand.

XIII
PFAUENSCHREI
1883

Der Ball war zu Ende. Soames entschloß sich, zu Fuß heimzugehn. Als er sich aus der Garderobe Mantel und Claquehut holte, erblickte er sich im Spiegel: in der weißen Weste sah er noch immer elegant aus, nur sein Kragen war weich, und die Gardenie im Knopfloch schien am Rande welk geworden. Wahnsinnig heiß war es da drin gewesen! Er zog ein seidnes Taschentuch aus der Manschette, fuhr sich damit übers Gesicht und setzte den Claquehut auf.

Dann schritt er die breite, mit roten Teppichen belegte Treppe hinab; die Lampions waren schon ausgebrannt. Als er die Straße betrat, dämmerte der Morgen. Ein schwacher Wind von der Themse her kühlte ihm das Gesicht. Halb vier!

Vielleicht hatte er noch nie so viel getanzt wie in der vergangenen Nacht — so viel und ausdauernd. Sechsmal mit Irene! Sechsmal mit andern Mädchen, deren er sich jetzt nicht mehr entsinnen konnte. Hatte er gut getanzt? Er wußte es nicht, denn beim Tanz mit i h r empfand er einzig ihre Nähe und ihren Duft, beim Tanz mit den andern nur, daß s i e fern von ihm, für ihn unerreichbar sich im Kreise drehte.

Bloß noch vierzehn Tage und vierzehn Nächte — dann

waren ihre Nähe und ihr Duft für immer sein! Jetzt saß sie mit der Stiefmutter in der Droschke, die er für die beiden besorgt hatte, und mußte bald zu Hause ankommen. Wie Irene diese Frau haßte! Es nahm ihn auch nicht Wunder. Soames bemühte sich nun schon anderthalb Jahre um Irene und wußte recht gut, daß er seine Aussichten einzig und allein dieser Frau zu danken hatte, die ihre Stieftochter möglichst bald an den Mann bringen wollte, um selbst heiraten zu können.

Aus der Halle mit ihrem Farbenglanz und der schimmernden dunklen Täfelung war er in die matt erleuchteten, stillen Gassen getreten, während ihm eine Walzermelodie noch im Ohre klang und leise erstarb, indes er weiterging. Soames atmete in vollen Zügen die würzige Luft der Parkanlagen und streifte die dünnen, schwarzgesteppten, lavendelfarbenen Handschuhe ab.

Wie gerne Irene tanzte! Es würde sich wohl nicht schicken, später mit der eignen Frau zu tanzen. Aber würde er sich dadurch hindern lassen? Nein, bei Gott nicht!

An einem Rosenstock und einem noch brennenden Lampion, den letzten Farbenflecken im Grau der Dämmerung, ging er vorbei, und bog beim trüben Schein einer Laterne in die Gasse ein, die zum Themseufer führte und zur Denksäule der Cleopatra. Cleopatra! Welch ein verworfnes Weib! Wenn sie jetzt noch lebte, würde man sie auf dem Promenadeweg im Hydepark schneiden und sie wegen Selbstmordversuchs einstecken. Doch hier stand ihre Denksäule und sie selbst war zu einer romantischen Gestalt der

Historie geworden, wie alle diese verworfnen Weiber, die schöne Helena, Semiramis, Maria Stuart——und warum? Weil——weil sie die Leidenschaft empfunden, die jetzt er empfand. Die große Leidenschaft, doch nicht größer als die seine! Na, er würde nie eine romantische Gestalt der Historie werden! Und Soames lächelte spöttisch.

Traumverloren setzte er den Weg fort und seine Brust weitete sich, als tauche seine Seele unter in köstlichem Blumenduft. Alles schwieg — kein Hall von Schritten, kein Räderknarren — menschenleere Weite, grünes Laubwerk überall; und allmählich nahm die graue Themse Farbe an, als die ersten Sonnenstrahlen am Horizont emporzitterten. Alles harnte auf die treibende Kraft des Lebens: Wärme. Und Soames, von der Kraft seiner Liebe getrieben, schritt rasch aus. Ihr Fenster! Das Licht in ihrem Zimmer würde gewiß noch brennen! Vielleicht zog sie den Vorhang ein wenig zur Seite, um Luft zu schöpfen, dann könnte er sie, hinter einem Laternpfahl oder in einem Hausflur versteckt, unbemerkt so zu Gesicht bekommen, wie er sie noch nie gesehen, doch wie er sie nun bald jeden Morgen und Abend sehen würde. Und besessen von diesem Gedanken rannte er an den verblassenden Lichtern vorbei, am Parlamentsturm und der Westminster-Abtei, die der langsam erwachende Tag in ihrer wuchtigen Größe erstehn ließ, an seiner eigenen Wohnung in der Victoria Street und erreichte endlich die Straße, in der sie wohnte. Dort blieb er stehn, sein Herz pochte. Jetzt galt es Vorsicht! Sie durfte ihn nicht erblicken.

Sie war so sonderbar, so launisch — wenn sie es erfuhr, nahm sie es ihm vielleicht übel, ja gewiß! Er schlich die gegenüberliegende Seite der menschenleeren Straße entlang. Sollte er sich näher wagen? Sie konnte doch nichts dagegen haben, wenn er rasch vorbeiging? Von hier das vierte Haus — das erste Fenster im zweiten Stock! Hinter einem Laternpfahl blieb er stehn und spähte hinauf. Ja, das Fenster stand offen — die Vorhänge waren halb zurückgezogen, sie ließ die kühle Luft ins Zimmer streichen, bevor sie schlafen ging. Sollte er es wagen? Wenn sie ihn jetzt sah, wie er sie belauerte, während sie sich allein, von niemandem gesehen glaubte? Aber würde ihr das nicht noch einmal beweisen, daß sie sein einziger Gedanke, sein einziges Ziel — sein einziger Wunsch war? Konnte sie das übel nehmen? Er wußte es nicht und blieb wartend stehn. Sie mußte ja die Vorhänge zuziehn zum Schutz gegen das Tageslicht, das immer heller wurde. Wenn sie seine Gefühle ganz erwiderte, dann k o n n t e sie ihm nicht böse sein, sie würde sich freuen! Beider Blicke würden ineinander tauchen, den Weg finden über diese menschenleere, unheimlich stille Londoner Straße und keine Seele würde Zeuge sein. Im Schatten des Laternpfahls stand er unbeweglich da und verzehrte sich nach ihrem Anblick. Mit dem Überrock verdeckte er die weiße Hemdbrust, nahm den Claquehut ab und preßte ihn an sich. Er stand da, die Wange an den Pfahl gelehnt, so daß sein Gesicht unsichtbar blieb, und sah nicht anders aus als irgendein Morgenbummler oder heimkehrender Zecher. Doch unver-

wandt sah er an dem eisernen Laternpfahl vorbei auf die leere Fensteröffnung und die Vorhänge, die sich im Wind leicht hin- und herbewegten. Da erbebt er. Ein weißer Arm glitt hervor und auf der Hand ruhte ihr Gesicht; sie blickte geradeaus, über die Dächer hinweg, auf den heller werdenden Himmel. Von Leidenschaft gepackt kniff er die Augen zusammen, um ihre Züge deutlicher zu sehn. Aber er vermochte es nicht — sie war zu fern, so fern wie sie immer gewesen, doch nicht für immer bleiben sollte, bleiben durfte. Woran sie jetzt wohl dachte? An ihn? An die kleinen Schäferwolken, die vom Westen herüberzogen? An die kühle Luft? An sich selbst? Woran? An den Laternpfahl gedrückt, stand er da, totenstill, denn sobald sie die Gestalt bemerkt hätte, wäre sie verschwunden. Ihr Hals, ihr seitlich herabfallendes Haar schmiegte sich in die Vorhangfalten, nur der runde, weiße Arm, nur das Oval ihres erhobenen Gesichts war zu sehn, so reglos, daß Soames — fünfzig Schritt entfernt — den Atem anhielt. Da begannen die Sperlinge zu zwitschern, der Himmel wurde hell. Sie erhob sich, eine Sekunde lang sah er ihre Gestalt im Nachgewand, sah, wie sie die langen weißen Arme emporstreckte; dann schlossen sich die schirmenden Vorhänge. Wie Wahnsinn fuhr es ihm durch die Glieder, er riß sich los und eilte gedämpften Schritts in die Victoria Street zurück. Doch er begab sich nicht in seine Wohnung, sondern schlug die entgegengesetzte Richtung ein. Noch stand ihm das Paradies nicht offen. Unmöglich jetzt zu schlafen. Er stürmte dahin.

Ein Schutzmann starrte ihm nach, ein Kehrriechwagen fuhr vorbei; der Hufschlag des plumpen Pferdes war das einzige Geräusch, das die Stille belebte. Soames eilte auf den Hyde-park zu. Diese morgenlich schweigsamen Straßen waren ihm ungewohnt, so ungewohnt, wie sein Anblick jetzt in solcher Besessenheit jenen scheinen mußte, die ihn vom täglichen Sehn als zurückhaltenden, fleißigen, nüchternen Bürger kannten. In Knightsbridge fuhr ein verspäteter Wagen unter Schellengeklingel rasch an ihm vorbei und undeutlich konnte er das darin sitzende Paar ausnehmen; eine zweite und dritte Droschke folgten. Soames schritt westwärts, wo das Haus stand, das er mit ihr bewohnen sollte; es leuchtete in seinem frischen Anstrich und eine Tafel mit dem Namen des Baumeisters stand davor. Bei der Einrichtung dieses kleinen Hauses waren er und sie einander näher gekommen als je zuvor und er betrachtete es jetzt dankbar und fast ehrfürchtig. Erst vor zwölf Stunden hatte er die Rechnung des Innenarchitekten bezahlt. In diesem Haus also würde er mit ihr wohnen — unfassbar! Im Morgenlicht wirkte es wie ein Traum, der ganze kleine rechteckige Platz mit seinen Häusern wirkte auf ihn wie ein Traum seiner Zukunft, ihrer Zukunft, seltsam und schemenhaft.

Eine abergläubische Angst überkam den sonst gar nicht abergläubischen Soames; er wandte den Blick ab, als fürchte er, das kleine Haus plötzlich verschwinden zu sehn. Dann schritt er weiter, an einer Kaserne vorbei dem Parkgitter zu, immer westwärts; er wollte erst nach Hause gehn, bis er sich

todmüde gelaufen hatte. Vier Uhr vorbei, und noch war die Stadt leblos, noch regte sich nichts von dem vielgeschäftigen Treiben, doch gerade diese Ruhe übte auf ihn eine eigenartige Wirkung. Er fühlte, diese Stunde würde er nie vergessen, da die Stadt einen so ungewöhnlichen Anblick bot, da er so unbemerkt und allein mit seinen Wünschen dahingeschritten war.

Er ging an Prince's Gate vorbei und machte kehrt. Schließlich hatte er seine Arbeit, um halb elf Büro! Straße, Park und Häuser lagen jetzt im vollen Licht des jungen Morgens. Er wandte sich dem Park zu und schritt zur Hauptallee hinüber. Wie seltsam die Allee doch aussah: keine Pferde, die hin- und herrasten oder vorbeitänzelten, keine endlose Wagenkette, kein Mensch auf den Bänken und Stühlen — nichts als Bäume und die braune Reitbahn. Kein Tau war gefallen und doch strömte ihm von Gras und Bäumen Duft entgegen. Er streckte sich der Länge nach auf eine Bank, die Hände unterm Kopf verschlungen, den zusammengeklappten Hut auf der Brust, und betrachtete das Blätterwerk, das sich von dem stets heller werdenden Himmel abhob. Die Luft strich ihm zart und kühl um Wangen, Lippen und Hände. Jetzt stahlen sich die ersten schrägen Sonnenstrahlen von Stamm zu Stamm, die Vögel sangen noch nicht, sondern schienen sich erst leise miteinander zu unterhalten. Von einem Baum her gurrte eine Waldtaube. Soames schloß die Augen und sogleich begann ihm seine Phantasie Bilder von ihr vorzugaukeln. Ihr Bild, wie sie unbeweglich dand, in einem Kleid,

das in Falbeln bis auf den schimmernden Boden fiel, während er seine Anfangsbuchstaben in ihre Tanzkarte schrieb. Ihr Bild, wie sie eine lose Kamelie mit der schmalen behandschuhten Rechten wieder an ihrer Taille feststeckte; wie sie sich ihm zuwandte, damit er ihr in den Abendmantel helfe. Bilder, zahllose, stets seltsame Bilder, die ihm ihr sekundenlang strahlendes oder nachdenkliches oder mißmutiges Antlitz zeigten, ihre zum Kuß geneigte Wange, ihre Lippen, die sich den seinen entzogen, ihre Augen, die ihn ansahen mit einer Frage, auf die es keine Antwort gab; er sah, wie sie die dunklen, sanften Blicke auf eine graue Katze heftete, die schnurrend auf ihren Armen lag; das Bild ihres goldbraunen Haars, das gelöst herabhing, wie er es noch nie gesehen, doch bald, gar bald sehen würde! Und als Antwort auf den sehnächtigen Ruf seiner Phantasie kam jetzt ein Schrei — ein langanhaltender, nicht schriller, nicht gerade rauher, aber so durchdringender Schrei, daß Soames das Blut zum Herzen schoß. Von dort drüben kam der Schrei, in aller Frühe, langgezogen, immer wieder, ein leidenschaftlicher Pfauenschrei, der wie der Ruf einer verlornen Seele klang. Und mit diesem Schrei stieg aus Soames' Tiefen das Bild empor, das ihn nicht mehr verließ: Irene mit herabfallendem Haar, ganz weiß und aufgelöst, Irene, die sich ihm hingab. Das Bild ließ ihn erglühen in heißem Entzücken, verblaßte und entschwand.

Er öffnete die Augen; ein Sprengwagen kam die Allee herab. Soames erhob sich, schritt rasch zwischen den Bäumen hin und suchte seiner Gefühle Herr zu werden.

XIV
FRANCIES BETTELMUSIKANT
1888

Am Ende der Achtzigerjähre war Francie Forsyte noch immer eine Erscheinung von ‚keltischem Typ‘, wie auf der Forsyte-Börse behauptet wurde. Man hatte diese Bezeichnung erst vor kurzem geprägt, und obgleich niemand wußte, wie ein Kelte eigentlich aussah, fand man es dennoch treffend.

Wenn sie auch nicht gerade einem Weibe aus der Bardenzeit glich, jedenfalls hatte sie dunkles Haar und große graue Augen, komponierte, schrieb Erzählungen und Gedichte und spielte Geige. Aus diesen Gründen nahm die Familie sie nicht allzu ernst und gestand ihr einige Freiheit zu, allerdings nur bis zu einer gewissen Grenze, wie die folgende Geschichte zeigt.

Schlank, hochgewachsen, empfindsam und ausdrucksvoll, war Francie nicht ohne Reiz und hatte von ihrem Vater Roger das Talent ererbt, ihre Vorzüge stets ins beste Licht zu rücken. Mit dreißig Jahren hatte sie sich ein gewisses Maß von Unabhängigkeit gesichert. Sie schlief zwar noch immer im Hause ihres Vaters in Prince's Gate, hatte jedoch in der Gegend von Chelsea ein Atelier gemietet. Für jene Zeit war sie emanzipiert und lud in das Atelier ihre Ver-

leger, befreundete Schriftsteller, Musiker und sogar die jungen Männer, die ihre Tänzer waren und bei ihrem Bruder samt und sonders ‚Francies Verehrer‘ hießen.

In Timothys Hause in der Bayswater Road pflegte man sie hie und da zu fragen:

„Liebe Francie, findest du es auch schicklich, junge Männer zum Tee einzuladen?“

Ihre Antwort: „Warum denn nicht?“ schnitt jede weitere Erörterung ab, denn die Tanten fanden es noch weniger schicklich, auf diese heikle Sache einzugehn. Und schließlich war ja die liebe Francie musikalisch. Die Familie glaubte mehr, als sie es wußte, daß Francie stets in irgendwen verliebt war, man nahm dies jedoch bei einer Frau ihres Typs als selbstverständlich hin und war von dem platonischen Charakter ihrer Liebe überzeugt. Diese Diagnose traf auch völlig zu und bewies den Spürsinn, der sich an der Forsyte-Börse hinter schönen Phrasen barg.

Kurz nachdem es ihr endlich gelungen war, ihre Violinsonate zu veröffentlichen — die ernsteste ihrer bisherigen Kompositionen —, traf sie jenes Individuum, das bald unter dem Namen ‚Francies Bettelmusikant‘ bekannt ward. Damals hatte man noch nicht die Bezeichnung ‚Dago‘ geprägt, dem Wortschatz der Angelsachsen fehlte noch dieser Ausdruck für die tiefgründige Verachtung, die sie jedem männlichen Zwei füßler entgegenbringen, der südlich des Breitegrades von Genf geboren ist. Ein Fremder, dessen Heimat nördlich von Genf lag, galt vielleicht nicht als acht-

bar, doch immerhin als Mensch; wer aber aus südlicheren Breiten kam, war einen ‚Bettel‘ wert — oder nicht einmal das.

Der Held dieser Geschichte hieß mit dem Zunamen Racacsy — ein Name, an dem sich jeder Forsyte schier die Zunge brach —, mit dem Taufnamen Guido und war, wenn man Francie glauben durfte, von einem Ort namens Ragusa gekommen, um London mit seiner Geige zu erobern. Der Verleger, bei dem ihre Sonate erschienen war, hatte ihn ihr vorgestellt und dabei behauptet, Mr. Racacsy würde der einzige richtige Interpret dieses hervorragenden Werkes sein. Damit hatte er wohl recht, teils weil der junge Mann an diesem Punkt seiner Laufbahn gewiß alles gratis zu spielen bereit war, teils weil sein Haar dem Haar der Jünglinge auf Raffaels besten Bildern glich, was Francie, der es gerade an einem Seelenfreunde gebrach, zur Bitte bewogen hatte, man möge ihn ihr vorstellen.

Eine Woche später spielte er in ihrem Atelier die Sonate zum ersten und zum letzten Mal. Die Tatsache, daß er ihr eine Wiederholung nicht einmal anbot, hätte Francie warnen müssen; da sie aber dem jeweiligen Objekt ihrer Bewunderung Treue zu halten pflegte und sich mit dem praktischen Sinn der Forsytes sagte, daß mit seinem Ruhme auch der ihre wachsen müsse, ernannte sie ihn zum diesjährigen Verehrer und beschloß, ihm einen Namen zu machen. Unleugbar ließ sie sich von Anfang an von falschen Voraussetzungen leiten. Sie schätzte weder Guido, noch ihre Familie,

noch sich selbst richtig ein. Doch solcher Irrtümer wird sich der Mensch erst spät bewußt und die Freiheit, die Francie stets genossen, machte sie kühn. Sie war es gewohnt, nach ihrem Kopf zu handeln, doch fehlte ihr der strategische Scharfblick, der wesentliche von unwesentlichen Operationen scheidet.

Zunächst erprobte sie die Wirkung des Fremdlings an einem Verleger, zwei Freundinnen und einem Verehrer, der schon so lange abgedankt war, daß man ihm ein objektives Urteil zutraun konnte. Sie begann sich ernstlich für Mr. Racacsy ins Zeug zu legen und lud ihn zum Dinner nach Prince's Gate. Er erschien auf der Bildfläche, mit seinem Haarwald, im Straßenanzug und einem langen Schlips, der ,auf seine Brust herabbaumelte', wie Eustace später mißbilligend bemerkte. Der Abend war ungemütlich und wurde es noch mehr, als George auftauchte, um seinem Vater hundert Pfund abzuknöpfen, während die Herren noch beim Wein saßen. Er hatte beim Ascot-Rennen eine jämmerliche Niederlage erlitten und starrte düster schweigend den Geigenkünstler an, als sähe er ein Monstrum.

Nur Roger in seiner Eigenschaft als Gastgeber versuchte, den jungen Mann in ein gemütliches Gespräch zu ziehn.

„Wie ich höre, sind Sie Geiger," sagte er; „können Sie davon leben?"

„Aber ja, verdien' ich ganz gut!"

„Was verstehn Sie unter gut?" fragte Roger, praktisch wie immer.

„Verdien' ich ganze hundert Pfund im Jahr.“

„So!“ bemerkte Roger. „Sagt Ihnen unser Klima zu?“

Der junge Mann schüttelte die Mähne.

„Aber nein! Regnet sich und regnet. Nix zu sehn von Sonne.“

„Hm!“ stieß Roger hervor. „Wo sind Sie eigentlich zu Hause?“

„Ragusa.“

„Aha! Im Balkan — nicht wahr?“

„Bin ich halbe Italiano.“

In diesem Moment fing Eustace einen bedeutsamen Blick aus Georges düsteren Augen auf. Er erhob sich und sagte:

„Wollen wir nicht hinaufgehn und — eh — ein wenig Musik hören?“

Roger und George blieben allein zurück und keiner von beiden ward an jenem Abend wieder gesehn.

Im Salon hatte Mrs. Roger, die am Einschlafen zu sein schien, gelassen wie immer zu Francie gesagt:

„Gewiß, mein liebes Kind, er ist in mancher Hinsicht interessant, nur — sieht er nicht ein wenig ungewaschen aus?“

„Das ist nur sein brünetter Teint, Mutter.“

„Wieso weißt du das, liebe Francie?“

„Nun, er kommt ja aus Ragusa.“

„So,“ sagte Mrs. Roger. „Übrigens, wie mir scheint, hat ihm unser Dinner nicht besonders geschmeckt.“

„Er ist eben ganz vergeistigt,“ erwiderte Francie. „Hier denken alle so viel ans Essen.“

„Ach ja," seufzte Mrs. Roger, „wenn sich dein Vater nicht so viel draus machte, hätte ich nicht halb so viel ans Essen zu denken. Manchmal zöge ich am liebsten in ein Land, wo Schafe und Ochsen unbekannt sind und wo es keine Jahreszeiten gibt."

„Das Essen ist mir zuwider," erklärte Francie.

Die Mutter warf ihr einen prüfenden Blick zu.

„Gewiß hast du wieder nur ein Stückchen Kuchen zum Lunch gegessen."

„Jawohl, Mutter."

„Das ist zu wenig, Francie."

„Wenn es auf mich ankommt, esse ich niemals mehr."

„Deine Selbständigkeit wird dich eines Tages noch zu Grunde richten. Vater ist bestimmt nicht erbaut davon, daß du dich mit diesem jungen Mann so viel abgibst."

„Vater ist ein hoffnungsloser Fall," behauptete Francie. „Er gehört ins Raritätenkabinett!"

Ein mattes Lächeln glitt über Mrs. Rogers Antlitz, als dächte sie im stillen: ‚Vielleicht!‘ Laut aber sagte sie:

„Mehr Respekt, liebes Kind!"

In diesem Augenblick traten die Herren ein, Eustace ganz besonders stutzerhaft gekleidet, als wolle er für die mangelnde Eleganz seines Begleiters Ersatz bieten. Francie wies ihrem ‚Fremdling‘, der mißmutig und finster dreinsah, einen Platz auf dem Sofa an und setzte sich neben ihn. Eustace und seine Mutter spielten Piquet. Endlich hörte man George, dem der Pump mißglückt war, abziehen, und bald darauf

auch Roger, der ins Schlafzimmer hinaufging. Damit endete dieser etwas ungemütliche Abend.

Beim Schlafengehn erklärte Roger, nachdem er gegen seinen Sohn George gewettert, ganz plötzlich:

„Und Francie — was will denn die mit diesem Bettelmusikanten? Eines Tages sitzt das Mädel noch in einer säubern Patsche.“

Mrs. Roger schwieg, sie hatte ihre Beredsamkeit erschöpft, um des Gatten Zorn gegen George zu beschwichtigen.

„Noch dazu ein Geigenkratzer,“ fuhr Roger fort.

„Sie ist nun einmal musikalisch,“ sagte seine Frau.

„Wie kann von der Musik was Gutes kommen!“ meinte Roger. „Weck' mich, wenn ich schnarche, ich krieg' sonst einen trocknen Hals .. .“

Doch Francie ließ sich durch die eisige Stimmung jenes Abends nicht davon abschrecken, auch weiterhin für die Karriere ihres ‚Verehrers‘ zu sorgen. Sie nahm ihn sogar in Timothys Haus mit. Dies spielte sich gerade zur Zeit ab, da über der ganzen Familie ein Schatten von Trauer lag wegen jener ‚schrecklichen Affäre Soames, Irene und Bosinney‘, die um ein Haar in die Zeitungen gekommen wäre. Jeder war weit empfindlicher als sonst und spähte wie ein Luchs nach allem aus, was ‚unforsytisch‘ schien.

Unter Tuscheln und Kopfschütteln mühten sich alle nach Kräften, das unlösbare Problem zu lösen, was Francie mit diesem jungen Mann plante, der Haare hatte wie Igelborsten, einen olivenfarbenen Teint und Augen wie Kohlen. Nur

Tante Juley hatte zu äußern gewagt, daß sie ihn ‚romantisch‘ finde, und war darob von Swithin ‚eine sentimentale alte Gans‘ gescholten worden.

„Der Kerl sollte mit einer Schellenkappe auf einem Leierkasten herumhopsen,“ fügte er hinzu. „Romantisch!“

So streng verurteilte die Familie ein bescheidenes Wort der Anerkennung; Romantik war eben etwas, was sie sich für alle Zukunft drei Schritt vom Leibe zu halten wünschte. Der Besuch bei den Tanten Hester und Juley in Gegenwart von Swithin und Euphemia währte nur zwanzig Minuten und Francies Bravour brachte ihn zu einem glimpflichen Ende. Sie entführte den Ragusaner in einem Omnibus und tröstete ihn auf dem ganzen Weg zu ihrem Atelier in gebrochenem Italienisch. Der Anblick Swithins, der monumental und dräuend in seiner Doppelweste auf einem hellblauen Sessel saß, rief in ihr ein Beschützergefühl, ja fast Begeisterung für Guido wach. Wie himmelweit war er doch von Onkel Swithin verschieden! Ihre ganze Energie war nun darauf gerichtet, ihm zu einem Konzert zu verhelfen. Für diesen Zweck scheute sie keine Mühe. Und so fand es am Schluß der ‚Season‘ in einem kleinen Konzertsaal statt, den ein Klavierfabrikant jüngst eröffnet hatte.

Außer vielen andern erhielt auch die ganze Familie Forsyte von Francies Hand geschriebene Einladungskarten. Sogar Swithin bekam eine in seinen Klub. Vermutlich war dies die erste Konzerteinladung, die man ihm je gesandt, und er tat die Absicht kund, hinzugehn und sich zu über-

zeugen, was dran sei. Nach seiner Behauptung mußte dieser ‚Bettelmusikant‘ das Mädchen geradezu an den Bettelstab bringen — Rogers Bezeichnung war bereits allen geläufig. Auch zahlreiche andere Mitglieder der Sippe hatten sich eingefunden, mehr aus argwöhnischer Neugier, denn aus Liebe zur Musik. Swithin saß zwischen seiner Nichte Winifred Dartie, die in seinen Augen stets eine stattliche Frau blieb, und seiner Nichte Euphemia, die ihm zu dürr schien und so dumm quiekte. Während der zweiten Programmnummer schlief er wie ein Sack und erwachte gerade zur rechten Zeit mit einem lauten Schnarcher; Euphemia quiekte schriller denn je. Während des Beifallklatschens, das nun folgte, wandte er sich so weit wie möglich zu ihr herum und fragte, warum zum Teufel sie solchen Lärm mache? Worauf Euphemia erwiderte:

„Ach, Onkel Swithin, du bringst mich noch um!“ Sie hatte viel Humor, der freilich nicht immer am Platze war.

Während der dritten Nummer blieb Swithin wach. Mit seinen Glotzaugen verfolgte er die gewandten Bewegungen des jungen Mannes und wünschte, er hätte nicht vergessen, sich Watte in die Ohren zu stopfen. In der Pause stahl er sich geschickt von seinem Platze fort und wartete gar nicht auf seinen Wagen, sondern fuhr mit einer Droschke in den Klub, wo er sich eine Zigarre anzündete und sofort einschlief. Später erzählte man von seiner Äußerung, der Junge habe schrecklich viel Lärm geschlagen und sei dabei wie toll herumgehopst.

Das Konzert, das dreizehn Pfund, drei Shilling und sechs Pence abwarf, verschlang fast die gesamten Ersparnisse Francies. Noch vernichtender war jedoch die moralische Wirkung. Die Zeitungsurteile fielen ungünstig aus. Francie war wütend. Guido, der die erste schlechte Kritik mannhaft ertragen und nur verächtlich die Lippen gekräuselt hatte, brach bei der zweiten in Flüche aus, raufte sich bei der dritten das Haar und schwamm bei der vierten in Tränen. Tiefbewegt nahm Francie seinen Kopf zwischen die Hände und küßte ihn auf die tränenfeuchten Augen. Und mit diesem Kuß erwachte in ihr ein ernstes Gefühl, nicht gerade Leidenschaft, vielmehr die Überzeugung, er gehöre ihr und sie müsse mit ihm durch Dick und Dünn gehn. Vierzehn Tage später, vierzehn Tage voll Sturm und Sonne, in deren Verlauf sie ihm ein paar Silberbürsten, einige Päckchen erstklassigen Haarwaschpulvers, mehrere neue Schlipse und einen Regenschirm geschenkt, schrieb sie ihrer Mutter ein paar Zeilen, sie habe sich mit Guido verlobt. Sie fügte hinzu, sie wolle so lange in ihrem Atelier schlafen, bis Vaters unausbleiblicher Wutanfall vorüber sei.

Wieder ließ sie sich von falschen Voraussetzungen leiten; wie alle jungen Forsytes konnte sie eben jene Eigenschaft nicht ganz richtig einschätzen, die die ältere Forsytegeneration so in die Höhe gebracht hatte. Kurzum, die Väter gerieten über kleine Dinge in Wut, nie über große. Wenn das rauhe Leben sie unerbittlich packte, suchten sie mit noch derberer Faust es niederzuringen.

Zu Mrs. Rogers größter Erleichterung sagte ihr Gatte nur: „Das Mädel ist toll!“, kein Wort weiter. Sein Gesicht wurde plötzlich dunkelrot und steinern, er verließ das Speisezimmer und ging in sein Allerheiligstes, das Gemach, in dem er über die Zukunft zahlloser Häuser und Grundstücke entschieden hatte. Dort ließ er sich in einen Lehnstuhl nieder und nahm ein Papiermesser zur Hand. Eine volle halbe Stunde lang saß er in tiefem Schweigen da und schlug nur ab und zu mit dem Papiermesser gegen seine untern Zähne, die noch immer felsenfest saßen. Francie war seine einzige Tochter; auf seine Art (er galt ja nicht umsonst bei der Familie als Eigenbrötler) hatte er sie lieb, lieber als jeden seiner Söhne: Roger, George, Eustace und Thomas. So sann er vor sich hin — ganz und gar nicht wutentbrannt, dazu war die Angelegenheit zu ernst. Bald erhob er sich und ging in das Speisezimmer zurück, wo Mrs. Roger vor einem Brief an ihre Tochter in wirren Gedanken saß.

„Weißt du, wo der Bursche wohnt?“ fragte er.

„Ja, Roger, Glendower Gäßchen 5, Kensington.“

„Lade ihn zusammen mit Francie für heute in acht Tagen zum Lunch ein. Schreibe Francie ebenso. Wo ist die ‚Times‘?“

Mrs. Roger reichte ihm die Zeitung und stammelte:

„Was hast du vor, Roger?“

„Wer viel fragt, kriegt viel zu hören. Nur keine Aufregung! Überlaß es mir!“

Er nahm die ‚Times‘ mit sich in sein Allerheiligstes, las

eine Seite aufmerksam durch, tat einen Blick in den Kalender und notierte etwas auf einem Zettel. Dann stand er auf und lehnte sich mit seinem mächtigen Rücken an den Kamin, den Kopf neigte er vor, die breite, höckerige Stirn war gerötet. Von sämtlichen alten Forsytes war er der einzige, der ganz glatt rasiert ging — damals ebenfalls ein Zeichen von Eigenbrötelei. Die vollen Lippen preßte er fest aufeinander, so daß sie einer scharfen Linie glichen. Jetzt sollten die Würfel fallen — ein bedeutsamer Augenblick selbst für einen Mann, der wie er sein Leben lang bei Auktionen geboten hatte. Zehn Minuten vor zehn! Er nahm sein Scheckbuch, unterzeichnete ein Formular, riß es heraus, steckte das Scheckbuch in die Tasche und klingelte.

Der breite, freundliche Diener erschien auf der Schwelle.

„Bitte, gnädiger Herr?“

„Tritt ein, Smith, und schließ die Tür. Du sollst mir einen Dienst erweisen. Nimm sofort eine Droschke, besorge, was auf diesem Zettel steht, zahle mit diesem Scheck und setze selbst den erforderlichen Betrag ein. Dann bring mir alles sofort nach Glendower Gäßchen 5. Bald nach elf erwarte ich dich dort. Eil' dich und nimm dir die Zahnbürste mit, vielleicht wirst du die Nacht über ausbleiben.“

„Jawohl, gnädiger Herr.“

Als der Kammerdiener lächelnd verschwunden war, trat Roger ans Fenster und sah nach dem Wetter. Ein schöner Tag.

„Also los! Zugepackt!“ sagte er und trat in die Halle.

Dort langte er seinen grauen Zylinder vom Haken — damals das einzige derartige Exemplar in der Familie —, nahm den Regenschirm aus dem Ständer und zog ab. Roger war jetzt, knapp vor dem Bankfeiertag im August, nur deshalb noch in der Stadt, weil ein Haus, das er zu kaufen gedachte, sofort danach versteigert werden sollte. Langsam schritt er aus, um sich nur ja nicht zu erhitzen. Der Bursche — ein Geigenkratzer und Ausländer obendrein — würde gewiß nicht vor elf aufstehn, doch er wollte ihn keinesfalls verfehlen und kam schon um halb zum Glendower Platz, den er recht gut kannte, weil er dort ein Haus besaß. Wenn man um die Ecke bog, stand man in dem Gäßchen. Roger stellte fest, daß es eine Sackgasse sei, und begann, auf und ab zu patrouillieren. Außer Katzen und Hausbesorgern scherte sich niemand um ihn. Nach einer halben Stunde — in der Nachbarschaft schlug eine Uhr elf — hielt eine Droschke an, der Smith entstieg. Er reichte Roger einen großen Briefumschlag. Dieser besah den Inhalt und nickte befriedigt. „Warten Sie hier!“ befahl er dem Kutscher. „Nun Smith, mir nach!“ Bei Nummer 5 erhob er den Regenschirm und pochte. Die Tür wurde von einem weiblichen Wesen geöffnet, einer typischen Londoner Fuhrmannsfrau.

„Ich möchte den fremden jungen Herrn sprechen, der hier wohnt, Mr. Guido Ratzkatzki.“ Jemand kratzte auf der Fiedel — ab und auf.

„Hier hinauf, nicht wahr?“

Mit einem Blick auf Rogers grauen Zylinder erwiderte die Fuhrmannsfrau:

„Ja, Sir, achten Sie auf die kleine Stufe oben.“

Roger schritt hinauf, der lächelnde Smith folgte ihm.

„Wart' hier!“ befahl Roger, als sie zur kleinen Stufe kamen; er erhob den Schirm und pochte. Die Tür ging auf.

„Guten Morgen!“ sagte Roger, zog den Zylinder und trat ein. „Schöne Gegend hier zum Üben! Setzen Sie sich, ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Der junge Mann in Hemdärmeln und zerwühltem Haar legte die Geige hin und lehnte mit düster gerunzelten Brauen und verschränkten Armen am Fenster.

Roger sah sich prüfend in dem Raum um. Er fand ihn total verschmutzt und gewahrte darin eine gelbe Kommode, ein Eisenbett, ein rundes Waschgestell und ein paar achtlos hingeworfene Kleidungsstücke; sonst fiel ihm nur die schräge Zimmerdecke auf, Hitze und Stallgeruch. „Brrr!“ sagte er.

Seinen scharfen grauen Augen war die Bestürzung nicht entgangen, die in dem düstern Blick des fremden Jünglings glomm.

„Nun, junger Mann, ich wette drauf, Sie sind ambitiös.“

„Bin ich was ? Amourös?“

„Ambitiös! Sie wollen in Ihrem Beruf vorwärtskommen.“

„Ja—a.“

„Das gefällt mir — gefällt mir wirklich! Und Sie werdend auch! Na — und wie steht die Geschichte mit meiner Tochter?“

„Gutt!"

Roger sah ihn scharf an.

„Geht nicht, ausgeschlossen! Sie können sich's nicht leisten, ein Mädchen ohne Mitgift zu heiraten. Ich erkläre Ihnen klipp und klar, eigenes Geld hat sie nicht, und von mir kriegt sie keinen roten Heller, wenn sie Ihre Frau wird."

„Geld!" rief der junge Mann heftig, „Geld! Geht sich alles um Geld!"

„Stimmt!" erklärte Roger, „alles! Und ich wiederhole, von mir kriegt sie keinen roten Heller. Wie alt sind Sie?"

„Fünfundzwanzig."

„Sie ist achtundfünfzig geboren. Wird demnächst dreißig. Sie sagten, Sie verdienen hundert Pfund jährlich. Francie tragen ihre Geschichten fünfzig, wenn's gut geht. Hundertundfünfzig im Jahr für euch beide? Und damit wollt ihr am Beginn eurer Laufbahn Kinder in die Welt setzen?"

„Große Liebe — beide," erklärte der junge Mann düster. Roger schüttelte den Kopf.

„Liebe! Bei hundertundfünfzig jährlich ist's mit der Liebe Essig! Hören Sie mich an!"

„Will ich aber nicht hören — hör' ich nicht!"

Roger erhob langsam wie zum Angriff den Regenschirm. Ob der junge Mann wohl auskniff?

„Es handelt sich um eine flüchtige Neigung meiner Tochter," sagte er; „sie hat jedes Jahr eine andre — die letzte sind Sie. Aufgepaßt! Sie kommen in London nicht vor-

wärts. Ihr Konzert war ein Mißerfolg, das Klima sagt Ihnen nicht zu. Ich mache Ihnen ein Anerbieten." Aus der Brusttasche zog er Briefumschlag und Scheckbuch. „Hier ist eine Fahrkarte erster Klasse nach New York; das Schiff geht morgen früh von Liverpool ab." Er klopfte auf sein Scheckbuch. „Und hier sind dreihundert Pfund, wenn Sie schnurstracks abdampfen, ohne Lebewohl von Francie."

Er hielt inne und maß unverwandten Blicks den unglückseligen Jüngling, dem der Schweiß aus allen Poren brach, während er sich auf der Fensterbank krümmte, den Haarwald raufte und ein seltsames Zischen ausstieß. Roger vernahm die Worte:

„Nein, bin ich Ehrenmann. Sie mir liebt."

„Quatsch!" versetzte Roger. „Aber ich erhöhe den Betrag auf vierhundert und Sie können das Geld auf dem Weg zum Bahnhof beheben,' Nehmen Sie doch Vernunft an! Mein Kammerdiener steht draußen. Er wird Ihnen bis zur Abfahrt von Liverpool das Geleit geben und für alles Nötige sorgen. Mit vierhundert Pfund können Sie sich einen Namen machen. Mit einer Frau und mit Kindern verhungern Sie in einem Rattenloch. Her mit Tinte und Feder!"

Das Gesicht des jungen Mannes wäre etwas für einen Maler gewesen — seine Mähne war gesträubt, er stammelte unverständliche Worte, während sein Blick mit großer Anstrengung dem Scheckbuch auswich. Roger hielt es geöffnet und wartete. Es war wie das Bieten bei einer Versteigerung.

„Ich will noch fünfzig draufgeben — ein nettes Süm-

chen für den Anfang! Seien Sie kein Narr und stürzen Sie nicht sich und meine Tochter ins Elend. Ich mein' es ernst — keinen roten Heller geb' ich ihr mit. Also seien Sie ein Mann und retten Sie Francie."

Der junge Mann schlug mit der Hand auf seine rosa-gestreifte Hemdbrust.

„Dadrin in mir Gefühl," sagte er, „so kann ich nicht weg!

„Retten Sie Francie!" wiederholte Roger. „Vorwärts! Wo ist die Tinte?"

Der junge Mann wies nach ihr und Roger sah auf dem Kaminsims ein ganz billiges Tintenfaßchen stehn. Plötzlich erbebte er, als habe er den Abgrund erblickt, an dem seine Tochter stand.

„Fünfhundert!" rief er scharf.

Der junge Mann warf die Hände empor.

„Ich sie retten!" schrie er.

Roger stellte den Scheck aus.

„Smith! Fahre mit Mr. Ratzkatzki zum Euston-Bahnhof und dann mit dem nächsten Zug weiter nach Liverpool. Steig in einem guten Hotel ab und sieh zu, daß er es recht bequem hat. Morgen früh bring' ihn dann an Bord des New-York-Dampfers. Er muß in dringender Angelegenheit hin. Auf dem Weg zum Bahnhof geh in eine Bank und löse diesen Scheck ein. Gib ihm aber Geld und Fahrkarte erst an Bord, keinesfalls früher. Er ist hier fremd und könnte Betrügern in die Hände fallen." Dann gab er dem Jüngling,

der todtraurig dreinsah, die Weisung: „Unten wartet ein Wagen. Smith wird Ihre Sachen packen.“

Francies Ragusaner blieb wie angewurzelt bei der Fensterbank stehn, die Hände in seine Mähne vergraben. Plötzlich erwachte er wieder zum Leben, ergriff die Geige, drückte sie an seine rosagestreifte Brust und rief aus:

„D a s sein meine Weib!“

Roger hatte den Eindruck, daß der junge Mann es in diesem Augenblick wirklich ehrlich meinte, verspürte zugleich aber auch den brennenden Wunsch, ihm einen Fußtritt zu versetzen.

„So gefallen Sie mir,“ sagte er.

Auf der Schwelle murmelte ihm Smith zu:

„Ich laß ihn nicht von meiner Seite, gnädiger Herr, und müßt' ich ihn am Hosenbund festhalten. Ich werd' ihn schon richtig hinausspedieren.“

Roger nickte. „Und reinen Mund halten! Wenn er Briefe schreibt, fang sie ab.“

Unten im Gäßchen trocknete er sich die Stirn. Ein schweres Stück Arbeit! Er ging an dem Wagen vorbei und blieb an der Ecke stehn, um die Sache zu verfolgen. Er traute dem Kerl nicht über den Weg. In einigen Minuten jedoch sah er ihn kommen, die Geige liebevoll an sich drückend und von Smith gefolgt, der eine große Reisetasche trug. Sie stiegen in den Wagen und fuhren ab. Roger stieß einen solchen Seufzer der Erleichterung aus, daß ein Vorübergehender stehn blieb und ihn ansah. Seine Knie knickten

plötzlich ein, er wäre gefallen, hätte der Mann ihn nicht gestützt.

„Oho!“ sagte der Mann, „ist Ihnen schlecht, Herr?“

Roger schüttelte seinen Arm ab.

„Nein,“ erwiderte er starrköpfig.

Er tat ein paar Schritte, um zu beweisen, daß ihn seine Füße noch sehr gut trügen, mußte aber wieder stehn bleiben. Schließlich war er beinahe achtzig, der Tag war heiß und bei dieser Auktion war es um das Lebensglück seiner einzigen Tochter gegangen. Man denke, ein Bettelmusikant hatte ihn weit über fünfhundert Pfund gekostet! Und oben-drein war es ihm nur durch einen Bluff gelungen, ihn zu fangen. Er wußte nur zu gut, wenn auch der Bursche nichts davon ahnte, daß kein Forsyte es übers Herz brächte, die eigene Tochter wirklich Not leiden zu lassen. Hätte der Kerl die Kraft gehabt, standhaft zu bleiben, so wäre das Unglück passiert. Früher oder später hätte er ihnen eine Rente aussetzen müssen, um sie vor Hunger zu schützen. Um ein Haar entronnen! Da erblickte er in der Entfernung eine Droschke und rief sie an.

Zu Hause erzählte er alles Mrs. Roger unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit. Mit widerstreitenden Gefühlen hörte sie ihm zu, zugleich bewundernd und bestürzt. „Die arme Francie!“ sagte sie bebend.

„Die arme — Unsinn! Ein Bettelmusikant und Abenteuerer! Sie sollte mir auf den Knien danken. Aber so geht es mir immer, nie weiß man mir Dank!“

„Ach Roger, wir sind dir gewiß alle sehr dankbar; aber — eh — die liebe arme Francie!"

„Wenn du ihr ein Wort sagst, enterbe ich dich," drohte Roger.

„Natürlich werde ich schweigen, Roger. Aber warum trugst du mir auf, sie für nächste Woche zum Lunch einzuladen?"

„Damit sie den Braten nicht riechen sollte. Was denn hastest du gedacht? Na, ihr Weiber denkt ja nie. Du, gib mir eins von diesen Pulvern. Ich hab' Kopfwegh."

Smith kehrte am folgenden Nachmittag zurück. Er hatte ‚Mr. Ratzkatzki' bis zur Abfahrt das Geleit gegeben. Der junge Mann, erzählte er, sei anscheinend in gedrückter Stimmung gewesen, habe jedoch die Banknoten zweimal gezählt. Seines Wissens habe er keinen Brief geschrieben. Bei Ausfahrt des Schiffes sei der Fremdling, wie Smith vom Molo bemerkte, wie auf glühenden Kohlen gestanden und habe sich die Haare gerauft.

„Hoffentlich hat er sich auch welche ausgerissen," bemerkte Roger. „Ich werde dir dafür den Lohn erhöhn."

„Danke, gnädiger Herr!" sagte Smith, „doch ich versichere Ihnen, es war mir wirklich ein Vergnügen. Der hätte nie für Francie getaucht, wenn ich mir die Bemerkung gestatten darf, gnädiger Herr."

Und Francie? Was sie litt, was sie argwöhnte, was sie wußte — keine Seele hat es je erfahren. Nach vier Tagen schrieb sie ihrer Mutter, daß ein Irrtum vorliege und Guido

abgereist sei. Eine Woche später kehrte sie nach Prince's Gate zurück, noch blasser, noch magerer, noch .keltischer' denn je. Am folgenden Tag verließ sie London und begab sich in einen Badeort nach Westengland. Im Herbst nahm sie einen andern ,Verehrer'. Nie wieder hörte sie jemand von ihrem Bettelmusikanten reden. Nur in Rogers Erinnerung lebte er weiter als der Bettler, der ihn einen Batzen gekostet, der bei Gott kein Bettel war.

XV
DER VIERSPÄNNER-FORSYTE
1890

Die Forscher auf dem Gebiet der Sittengeschichte und sozialen Entwicklung haben dem Fahrrad zu wenig Beachtung geschenkt. Dennoch geht eine Umwälzung der Sitten und Gebräuche, wie man sie seit Karls des Zweiten Tagen nicht mehr erlebt hat, unleugbar auf diese ‚Erfindung des Satans‘ zurück — so pflegte nämlich Swithin Forsyte das Fahrrad stets zu nennen, seit im Jahre 1874 zu Brighton ein solches ‚Blechroß‘ seine Grauschimmel fast scheu gemacht hatte. In den Anfängen war es ja recht harmlos, denn nur ganz wenige Leute gebrauchten dieses äußerst unbequeme, erbärmlich schütternde Vehikel. Auch in seinem zweiten, noch immer primitiven Stadium blieb es halbwegs unschädlich, es brachte ja nur das Leben und die Gliedmaßen des starken Geschlechts in Gefahr. Als es jedoch in seiner gegenwärtigen Form auch für das schöne Geschlecht benutzbar wurde, führte es eine geradezu entsetzliche Auflösung der Moralbegriffe herbei. Ganz oder teilweise unter seinem Einfluß verschwanden Gardedamen, lange und enge Röcke, Schnürleiber, aufgesteckte Frisuren, schwarze Strümpfe, dicke Fesseln, große Hüte, Prüderie und Angst vor dem Dunkel; ganz oder teilweise unter seinem Einfluß kamen Wochenend-

ausflüge auf, starke Nerven, sehnige Beine, Kraftausdrücke, Kniehosen, Verständnis für guten Wuchs, Freude an Wald und Wiesen, Gleichberechtigung der Geschlechter, gute Verdauung, Berufstätigkeit — kurzum, die Emanzipation der Frau. Für Swithin aber blieb, vielleicht gerade deshalb, das Fahrrad, was es von Anfang an gewesen: eine ‚Erfindung des Satans‘. Und nicht nur darum, weil es seine Grauschimmel fast scheu gemacht. Er hatte die ersten sechzehn Jahre seiner Laufbahn auf der ‚Prinny‘ zur See verbracht, dann in der Ära Lord Melbournes in den ‚Apfelweinkellereien‘ und im Strand-Variete zu Brighton seine Welt- und Lebensanschauung gebildet; so blieb er denn bis an sein Ende in Geschmack und Benehmen ein Lebemann aus der Zeit um 1840 und konnte nie und nimmer von seiner Vorliebe für Juwelen und schmucke Westen lassen, und auch von der Überzeugung, die Frauen seien Luxusgeschöpfe, die vor allem Eleganz und Charme — ah, Charme! — besitzen mußten.

Diese Erläuterungen möge sich der Leser vor Augen halten, wenn er jetzt eine Episode erfährt, die um das Jahr 1890 auf der Forsyte-Börse kursierte.

Swithin hatte die ersten Monate des Jahres in Brighton verbracht; gegen den April machte sich seine Leber merklich fühlbar. Die letzten drei Jahre hatten ihn arg mitgenommen. Schon seit einiger Zeit mußte er auch auf die gewohnten Spazierfahrten in seinem leichten Zweispanner verzichten; er gab sich jetzt damit zufrieden, in einem mit seinen Grau-

schimmeln bespannten, geschlossenen Landauer jeden Nachmittag von den letzten Häusern der Vorstadt Hove bis zu den ersten von Kemptown zu fahren und dann dieselbe Strecke wieder zurück. Was er wohl während dieser Promenadefahrten dachte, wird stets ein Geheimnis bleiben. Wahrscheinlich gar nichts. Wozu hätte er auch denken sollen? Einem so gänzlich vereinsamten Greise wie Swithin fehlte ja jeder Ansporn zum Denken. E i n würdiges Denkobjekt war freilich stets vorhanden: seine eigene Person — aber auch das bekommt man früher oder später satt. Um vier Uhr vollzog sich regelmäßig seine Heimkehr ins Hotel. Sein Diener war ihm dann beim Aussteigen behilflich, doch die Halle betrat Swithin stets, ohne daß ihn jemand stützte. Hinter ihm her schritt Alphonse mit einem extrastarken Luftkissen, auf dem sein Herr zu sitzen pflegte, und dem schottischen Plaid für dessen Knie. In der Halle blieb Swithin immer etwa eine Minute stehn, preßte das schlaffe Kinn energisch empor und hob die schweren Lider über den gichtischen Augen höher als gewöhnlich. Dann streckte er den Arm hin, um sich den Rohrstock mit Goldknauf abnehmen zu lassen, und spreizte die in weißem Waschleder steckenden Hände ein wenig von sich, zum Zeichen, daß man ihm aus dem Mantel helfen möge — er trug einen eichhornfellgefütterten blauen Mantel mit Astrachankragen. War das geschahn und hatte er sich die Handschuhe und den schwarzen, oben fast quadratisch geformten Filzhut abnehmen lassen, so pflegte er über die Bartfliege auf seinem

Kinn zu streichen, wie um sich zu vergewissern, daß er noch immer so distinguirt aussehe wie nur je.

Um diese Stunde war er gewohnt, sich in einer bestimmten Ecke, wo es bestimmt nicht zog, auf einen bestimmten Sessel niederzulassen und eine halbe Zigarre zu rauchen, ehe er mit dem Fahrstuhl in das Wohnzimmer seines Appartements hinauffuhr. Dort thronte er vollkommen regungslos, so taub und stumm für seine Umwelt, daß es niemandem einfiel, ihn anzusprechen; er aber glaubte auf solche Weise viel vom Leben zu sehn und den alten guten Ruf des ‚Vierspänner-Forsyte‘ zu wahren. Wie im Landauer saß er auch hier aufrecht zwischen Kissen eingekeilt, die dicken Beine etwas gespreizt, und führte die Zigarre ans Ohr, um zu prüfen, ob sie auch trocken sei und etwas tauge; dann hielt er sie eine Minute lang zwischen seinem geschwollenen Daumen und dem noch mehr geschwollenen Zeigefinger, die beide von jener gelblichweißen Farbe waren, wie sie Gichtleidenden eigen ist. Hierauf steckte er die Zigarre in den Mund und wartete darauf, daß man sie anzünde. Seine aufgeplusterte Brust unter der schwarzen, mit einer Brillantnadel gezierten Atlasweste ging so unmerklich in den Bauch über, daß Swithin vom Hals abwärts eine ungegliederte Masse zu sein schien. So thronte er in seiner Ecke wie eine Buddhafigur im Tempel; die von den schweren Lidern halbverhüllten Augen glotzten in das Treiben. Sein fast vier-eckiges Greisenantlitz, ganz bleich und fahl, weil es seit langem der frischen Luft entbehrte, war so regungslos, daß

die Leute es anstarrten wie ein Zifferblatt. Der kleine weiße Schnurrbart und die Fliege auf dem Kinn, die buschigen Brauen über den Augen und das noch immer sorgfältig zurückgebürstete Haar über der Stirn erhöhten vielleicht noch die Ähnlichkeit mit einem Zifferblatt. Hie und da blieb jemand, dessen Vater oder Onkel vor vielen Jahren mit Swithin bekannt gewesen, im Vorbeigehen stehn, wie um die Uhr nach ihm zu richten, und fragte: „Wie geht's, Mr. Forsyte?“ Dann trat in Swithins Gesicht ein Ausdruck, wie ihn schnurrende Katzen zeigen, und er brummte mit seiner fetten, distinguierten Stimme: „Ah, wie geht's Ihnen? Habe Ihren Vater schon lange nicht gesehn.“ Und da dieser Vater fast stets schon längst im Jenseits weilte, war das Gespräch damit zu Ende. Swithin jedoch saß nur um so gewichtiger da, weil man ihn angeredet hatte.

War dann seine Zigarre zur Hälfte geraucht, so trat gewöhnlich eine Veränderung ein. Die Hand, die sie hielt, glitt etwas zittrig über die Armlehne des Sessels hinab. Das Kinn senkte sich langsam zwischen die weit auseinanderstehenden Ecken des steifen weißen Kragens. Die geschwellenen Lider schlossen sich zur Gänze. Leise vibrierten die Lippen, dann drang ein leichtes, regelmäßiges Schnauben hervor — Swithin war eingeschlafen. Die Vorübergehenden warfen meist einen kühlen, amüsierten Blick auf ihn, etwas ungeduldig, vielleicht auch ein bißchen mitleidig; bei solchen Gelegenheiten pflegte Swithin, wie in Erinnerung an die glanzvollen Tage der Vergangenheit, nicht zu schnarchen.

Und dann kam natürlich der Augenblick des Erwachens. Das Kinn schnappte wieder empor, die Lippen öffneten sich und stießen, wie es schien, die ganze eingeatmete Luft in einem langen Seufzer aus. Die festgeschlossenen Augen taten sich auf und stierten glasig drein. Die Zungenspitze fuhr über Gaumen und Lippen, das Greisenantlitz verzog sich wie das Gesicht eines weinerlichen Säuglings. Verdrießlich hob er die halbgerauchte Zigarre in die Höhe, starrte sie an, als sei sie ihm den erwarteten Genuß schuldig geblieben, und ließ sie zwischen Zeigefinger und Daumen in den Spucknapf gleiten. Dann saß er wieder da, derselbe und doch nicht derselbe, und wartete darauf, daß ein Hotelbediensteter in seine Nähe käme, dem er sagen konnte: „Heda, rufen Sie mir meinen Diener her!“ Wenn endlich Alphonse auf der Bildfläche erschien, brummte er: „Na, da bist du ja endlich, ich war nur ein wenig eingenickt. Gehn wir jetzt hinauf!“

Sobald ihm der Diener vom Sessel aufgeholfen hatte, blieb er eine volle Minute mit schwindligem Kopfe stehn, dann stapfte er unbeholfen, aber wuchtig, auf den Stock und das eine Bein gestützt, dem Fahrstuhl zu. Und hinter ihm drein schritt Alphonse mit den verschiedenen extrastarken Luftkissen. Und der eine oder andre Hotelgast sagte vielleicht im Vorbeigehn: „Da kommt der alte Forsyte. Drolliger Kauz, was?“

Doch an jenem gewissen Aprilnachmittag, von dem man auf der Forsyte-Börse erzählte, nahmen die Ereignisse einen

andern Verlauf. Denn als Swithin seines Huts und Mantels ledig auf die gewohnte Ecke zuing, sah man ihn plötzlich den Stock heben und hörte den erstaunten Ruf: „Alle Wetter! In meinem Sessel sitzt eine Dame!“

In der Tat hielt eine Gestalt in ziemlich kurzem Rock diese geheiligte Stätte besetzt. „Na, ich geh schon," erklärte Swithin verdrießlich und setzte sich in Bewegung. Aber im selben Augenblick erhob sich die Dame und trat auf ihn zu.

„Gott steh mir bei!" rief Swithin — er hatte seine Nichte Euphemia erkannt.

Nun hegte Swithin gegen dieses jüngste Kind seines Bruders Nicholas von jeher eine gewisse Antipathie. Seiner Ansicht nach war sie viel zu dürr, sagte stets, was nicht am Platze war, und hatte die Gewohnheit, unvermutet aufzuquieken. Beim Konzert, das Francies Bettelmusikant gegeben, war sie zu seinem Verdruß neben ihm gesessen und seither hatte er sie nicht gesehn.

„Wie geht's, Onkel? Ich hab' mir gedacht, wenn ich herkomme, muß ich dich unbedingt aufsuchen."

„Die Gicht hab' ich," entgegnete Swithin. „Wie geht's deinem Vater?"

„O, ganz wie gewöhnlich. Er sagt schlecht, aber das ist nicht wahr." Und sie quiekte leise auf.

Swithin maß sie mit seinem starren Blick. Schon die widerrechtliche Okkupation seines Sessels hatte ihn in Harnisch gebracht; nun war er drauf und dran, zu sagen: ‚Dein Vater ist zwanzigmal mehr wert als du.' Doch rechtzeitig entsann

er sich der Anstandspflichten und brummte etwas höflicher:
„Was hat denn dich hergebracht?"

„Mein Fahrrad."

„Was?" rief Swithin verächtlich, „auf so ein Vehikel hockst du dich?"

Euphemia quiekte wieder auf.

„Aber Onkel! So ein Vehikel!"

„Na," meinte Swithin, „was ist es andres? Eine Erfindung des Satans! Etwas Tee gefällig?"

„Bitte, Onkel. Aber du bist gewiß müde nach deiner Fahrt."

„Ich müde? Warum? Kellner! Bringen Sie Tee! Hieher, zu meinem Sessel!"

In der Überzeugung, er habe Euphemia damit ihren Fehler ordentlich unter die Nase gerieben, wies er sie zu dem Sessel zurück und folgte hinterdrein.

Ein unheil kündender Augenblick, diese Ankunft beim Sessel!

„Setz' dich!" gebot Swithin.

Einen Moment rutschte Euphemia auf dem Sesselrand, dann erklärte sie mit leisem Quieken: „Aber es ist doch dein Sessel, Onkel!"

„Alphonse," befahl Swithin, „bring einen zweiten!"

Als der zweite Sessel herbeigeschafft und Swithins Kissen auf dem seinen verstaubt waren, nahmen sie Platz.

„Onkel," fragte Euphemia, „hast du noch nicht gehört, daß jetzt auch weibliche Wesen Rad fahren?"

Auf Swithins Kinn sträubten sich die Haare.

„Weiber!" sagte er, „das ist der richtige Ausdruck!
Eine Dame hockt sich auf so was nicht hinauf!"

Euphemia quiekte noch vernehmlicher:

„Aber Onkel, warum so verächtlich? Auf so was!"

„Auf jeder Seite baumelt ein Bein herab, der Verkehr
wird gestört und —" mit einem Seitenblick auf Euphemias
kurzen Rock, „man zeigt jedem die Waden!"

Euphemia begann still in sich hineinzukichern.

„Ach Onkel," sagte sie schließlich mit halberstickter
Stimme, „du bringst mich noch um!"

Zum Glück kam in diesem Augenblick der Tee.

„Greif zu!" lud Swithin kurz ein, „das Zeug da trink ich
nicht." Er ließ sich vom Kellner Feuer für die Zigarre
geben und glotzte mit den wasserblauen Augen seine Nichte
an. Erst nach der zweiten Tasse brach sie das Schweigen.

„Onkel Swithin, erzähl' mir doch, warum dich alle den
,Vierspänner-Forsyte' nennen; das interessiert mich schon
lange."

Swithins Glotzaugen wurden noch runder.

„Warum sollten sie nicht?"

„Vierspänner!' Du fährst ja nur mit zwei Pferden, nicht
mit vieren — oder doch?"

Swithin rieb sich den Hals. „Freilich nicht, diese Be-
zeichnung ist nur ein Kompliment für meinen — eh —
Lebensstil."

„Lebensstil!" wiederholte Euphemia, „ach Onkel!" Und

sie wurde so puterrot, daß er dachte, sie habe sich verschluckt.

Dann dämmerte ihm langsam, aber unabwendbar die Erkenntnis auf, er sei die Ursache dieses Zustands. In seine Wangen stieg ein blasses Rot, in der Kehle spürte er ein Würgen — wenn er jetzt nicht auf der Hut war, bekam er noch einen Erstickungsanfall! Er rührte sich nicht.

Euphemia erhob sich.

„Nun muß ich aber wirklich fort, Onkel. Es war mir wirklich eine große Freude, dich zu sehn. Prächtig siehst du aus! Bitte, bleib doch sitzen. Vielen Dank für den Tee.“ Sie beugte sich über ihn, drückte ihm einen flüchtigen Kuß auf die Stirn und schritt der Tür zu, wobei sie ihre Waden zeigte. Auch beim Fortgehn war ihr Gesicht noch krebsrot und noch immer glaubte Swithin ihr Quieken zu vernehmen.

Eine Sekunde blieb er unbeweglich sitzen, dann mühte er sich, in die Höhe zu kommen. Er hatte keinen Stock, um sich aufzuhelfen, keinen Augenblick Zeit zu verlieren, und so mußte er sich redlich plagen. Endlich kam er auf die Beine, stand einen Moment still, um zu verschnaufen, und schritt dann ohne seinen Stock, er wußte selbst nicht wie, zum Fenster, das auf die Strandpromenade hinausging. Richtig, da war sie, diese seine Nichte, diese Quiekpuppe, bestieg ihr Blechroß, setzte es in Trab und fuhr drauf los, mitten in den Verkehr hinein! Wie sie die Pedale trat, ihre Fesseln zeigte! Keine Spur von Grazie, Eleganz, oder sonst

etwas! Da fuhr sie hin! Und Swithin stand da und trommelte mit dem geschwollnen Zeigefinger auf die Fensterscheibe, als verdamme er, was er vorhin gesehn. Lebensstil! Lebensstil! Keine Spur davon besaß sie! Und dieses Ding hatte ihn ausgelacht. Wenn er auch nur mit einem Paar kutschiert war, so waren es doch die schönsten Grauschimmel im ganzen Königreich gewesen! Aufgewühlt bis in die tiefsten Tiefen seiner Seele stand er da, noch immer das blasse Rot der Erregung auf den fahlen Wangen. War er sich ganz klar darüber, welch ein Hohn in ihrem Lachen lag? Klar darüber, wie treffend der Spitzname ‚Vierspänner-Forsyte‘ das Urteil seiner Mitmenschen über ihn zusammenfaßte? Daß er sich in seinem krampfhaften Streben nach Vornehmheit aufgebläht hatte wie ein Frosch? Kam ihm dieser arge Hohn zum Bewußtsein? Kaum, doch vielleicht ahnte er ihn im Unterbewußtsein. Genug! Dumpfe Wut erfüllte ihn, bis in die Sohlen seiner Lackschuhe hinab, die er bei Ausgängen noch immer an den schmerzenden Füßen trug.

Auf einem solchen Blechroß fuhr sie also und lachte ihn aus! Ei, ei! Na, die sollte bald nichts zu lachen haben! Er verließ das Fenster und ging mühsam zum Schreibtisch. Mit unsichern Händen ergriff er ein Blatt Papier und begann zu schreiben; angestrengt glotzten seine krankhaft gelblichen Augen darauf nieder. Einstmals war seine Schrift wie gestochen; jetzt warf er in zittrig-verzerrten Zügen folgende Zeilen hin;

„Hiemit füge ich, Swithin Forsyte, meinem Testamente ein Kodizill hinzu. Als Ausdruck schärfster Mißbilligung des Benehmens meiner Nichte Euphemia, der Tochter meines Bruders Nicholas Forsyte und seiner Ehefrau Elisabeth, widerrufe ich hiemit das Legat, das ich ihr in meinem Testamente vermacht habe. Ich enterbe sie zur Gänze.'

Er machte eine Pause und überlas das Kodizill. Na, das würde ihr eine Lehre sein! Ritterlich wie immer gegen Damen, hatte er die Hälfte seines Vermögens seinen drei Schwestern zu gleichen Teilen vermacht, die andere Hälfte seinen acht Nichten, ebenfalls zu gleichen Teilen. Schön, nun waren es nur noch sieben! Er drückte auf die Klingel.

„Hol' meinen Diener und ruf mir den Portier!"

Als die beiden erschienen, fügte er die Worte hinzu: „Gezeichnet in Gegenwart von —'

„Sehn Sie her!" sagte er, „das ist ein Kodizill zu meinem Testament. Sie sollen es mir als Zeugen bestätigen. Setzen Sie Namen und Beruf hieher!"

Dann trocknete er es mit einem Löschpapier, adressierte einen Briefumschlag und schrieb:

„Lieber James!

Anbei ein Kodizill. Füge es meinem Testamente hinzu und bestätige mir den Empfang.

Dein Dich liebender Bruder

Swithin Forsyte.'

Dann siegelte er den Brief mit dem ‚Fasanenwappen‘, das er im Jahre 1850 vom Wappenamt gegen Zahlung eines ansehnlichen Betrags erhalten hatte.

„Da, nimm das,“ gebot er Alphonse, „und trag es auf die Post. Jetzt hilf mir in meinen Sessel zurück.“

Als er wieder dort untergebracht und Alphonse gegangen war, schweiften seine Blicke ruhelos umher.

Lebensstil! Die alten Busenfreunde — alle dahin! Niemand kam mehr her, der ihn in jenen glorreichen Tagen gekannt hatte! In den Tagen, da es noch Eleganz und Manieren gab! Fahrräder, pfui Teufel! Na, die junge Dame hatte sich da eine kostspielige Radpartie geleistet, ein kostspieliges Lachen. Auf sechs- bis siebentausend Pfund kam sie die Sache zu stehn. Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Und mit dem Gefühl, er habe eine Lanze für Eleganz und Manieren gebrochen und für — für den Lebensstil, gewann Swithin seine frühere Gesichtsfarbe zurück, das Weiße in seinen Augen schien nicht mehr so gelb, die dicken Lider senkten sich wieder tiefer, der Blick wurde fast nachdenklich. Dieser verdammte Ostwind! Wenn er nicht auf der Hut war, würde er beim Dinner keinen Appetit haben.

‚Vierspänner-Forsyte!‘ Warum denn nicht? Ja warum nicht? Jederzeit hätte er vierspännig fahren können, wenn es ihm beliebt hätte. Vier—spän—! Langsam sank sein Kinn auf die Brust. Vier—sp——! Die Augen fielen ihm zu, zwischen den Lippen drang ein Schnauben hervor, die Hand noch auf dem Stocke, schlief er ein.

Zwei junge Männer, die zum Wochenende aus London gekommen waren, schlenderten in die Halle. Die Hüte auf dem Kopf, die Stöcke schwingend, in hohen Halskragen, kamen sie an Swithin vorbei.

„Schau dir doch dieses alte Fossil an!“ sagte der eine leise. Sie machten Halt und musterten Swithin mit einem Seitenblick.

„Ha, das ist ja der alte Onkel Swithin, Giles!“

„Donnerwetter, wahrhaftig! Ich bitt' dich, Jesse, schau dir nur seine Ringe an, seine Brillantnadel, sein geschniegeltes Haar, die Lackstiefel!“

„Wie der Mummelgreis sich noch herausputzt, unglaublich!“

„Herrgott! Hoffentlich werd' ich nie alt. Vorwärts, Giles!“

„Alter Dickwanst!“

Und ,die siamesischen Zwillinge', wie sie im Familienkreise hießen, schritten elastisch weiter und hielten die magern, gierigen Gesichter mannhaft über dem steifen Kragen.

Doch zwischen Swithins alten blassen Lippen, dem kleinen weißen Schnurrbart und der kleinen weißen Fliege strich der Atem ein und aus, ein und aus. Er hatte kein Wort vernommen.

XVI
TWEETYMANS LEIDEN
1895

Als Marian, Nicholas Forsytes Tochter, im Jahre 1882 Edward Tweetyman zum Gatten nahm, erklärte ihr Vater: „Dieser Kerl wird nie Geld machen, sie hätte lieber seinen Bruder heiraten sollen.“ Auf der Forsyte-Börse wurde diese Bemerkung wiederholt und gab der ganzen Familie Anlaß dazu, die Grundverschiedenheit der beiden Brüder unparteiisch zu erörtern; sie verkörperten in Aussehn und Charakter das höchste Maß von Unähnlichkeit, das bei Blutsverwandten und Geschäftsteilhabern überhaupt denkbar ist. Die beiden Tweetymans waren dem Beruf nach Ingenieure, in der Praxis jedoch, wie man mit Bedauern feststellte, Pumpenfabrikanten und hatten ihr Verkaufslokal in der King William Street in der City. Albert, der ältere, war vierschrötig und stämmig gebaut, hatte ein rotes, dickes Gesicht, stets ein Lächeln bereit und seine vorquellenden blauen Augen gemahnten an jenen Stier, der einst Europa entführte. Er übernahm die Aufträge, leitete das Geschäft und strich das Geld ein. Edward, der jüngere, war ein wenig größer und bedeutend magerer, hatte ein blasses, durchgeistigtes Gesicht und etwas eingefallene Schläfen; das spärliche Haar über der blassen Stirn war leicht gewellt, der spärliche blonde Schnurrbart

hing in dünnen Strähnen zu beiden Seiten des Mundes herab, um den ein selbstloses Lächeln spielte, die blaßblauen Augen sahn gedankenvoll ins Weite und der heilige Eifer des Erfinders sprach aus ihnen. Er erfand die Pumpen oder verstand zumindest ihren Mechanismus und war ein Wahrheitsfanatiker. Gelegentlich erhielt er einen Bruchteil der Einnahmen seines Bruders. Es war freilich nicht viel, da er jedoch eine treue, bescheidene Seele war, fiel ihm das Mißverhältnis nicht auf. Albert verstand sich darauf, rücksichtslos Geld einzusacken, Edward dagegen, es mit Grazie auszugeben. Gar bald nahm die Familie wahr, wie richtig Nicholas die beiden beurteilt hatte. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Marian bereits vor ihnen zu diesem Schluß gekommen war. Im Vergleich mit ihrem Vater Nicholas war ihr Naturell fast angenehm, doch dieser Vorzug wurde durch starke Besitzgier wettgemacht; sie war eine hübsche, gutgebaute junge Person, die ein angeborenes Talent besaß, Schaufenster einzurichten. Als sie mit Edward Tweetyman die Ehe einging, hatte sie vielleicht den Umstand außeracht gelassen, daß zuerst ein Schaufenster vorhanden sein muß, bevor man es einrichten kann. Dieser Bursche besaß keines. Seine Front bestand gewissermaßen aus undurchsichtigem Glas, und da konnte sie nichts zur Schau stellen. Sie hatte ihres Vaters Klugheit geerbt, fand sich daher mit dieser Tatsache noch vor dem Ende der Flitterwochen ab und beschloß, ihren Gatten recht und schlecht, in seinem natürlichen Wert zu präsentieren. Finan-

zlell betrachtet war sein Wert äußerst gering: vierhundert Pfund im Jahr plus etwaigen ‚Möglichkeiten‘. Marian selbst bekam die dreihundertfünfzig jährlich, die Nicholas jedem einzelnen seiner Kinder aussetzte, sobald er es aus dem Nest in Ladbroke Grove warf. Doch sogar in den Achtzigerjahren waren siebenhundertfünfzig Pfund jährlich nicht das richtige Einkommen für einen Forsyte mit modischen Passionen und dem Bedürfnis, etwas auf die Seite zu legen, so daß sie die ‚Möglichkeiten‘ in bare Münze umzusetzen suchte. Wer mit Edward Tweetyman lebte, mußte in der Tat seinen Ideenreichtum bewundern. Wie den Brunnen, in die er seine Pumpen montierte, das Wasser entströmte, so entquoll ihm eine Fülle von Ideen, bei Tag und selbst bei Nacht. Marian war praktischer veranlagt und so wurde ihr bald klar: Edward verfolgte seine Ideen nie so weit, daß er wirtschaftlich einen Gewinn daraus zog; mit der vollbrachten Erfindung war auch sein Denkprozeß zu Ende; alles weitere überließ er seinem Bruder. Und damit waren die Aussichten für ihn geschwunden. Mit andern Worten: Albert sackte regelmäßig alles ein. Es dauerte nicht lange und sie erklärte auf der Forsyte-Börse, Edward sei ‚ein Genie und ein Heiliger‘; das hieß für die Familie: ‚unpraktisch und unzulänglich in der Erfüllung seiner ehelichen Pflichten‘. Und man hegte aufrichtige Sympathie für Marian, die sichtlich bestrebt war, aus ihrem unbrauchbaren Mann etwas Brauchbares zu machen. Man vermutete jedoch, daß sie dabei auf Schwierigkeiten stoßen würde, da ihre Bewegungs-

freiheit auf der einen Seite durch ihren Vater Nicholas, auf der andern durch Edwards Bruder gehemmt schien. Sie selbst war sich dieser Schranken bewußt, unternahm darum ihren ersten Vorstoß nach einer dritten Richtung und brachte zwischen ihrem Gatten Tweetyman und einem gewissen Charles Podmore eine Allianz zustande. Er war es gewesen, der vor nicht langer Zeit am Luzerner See Rachels und Cicelys Kirschen gegessen hatte, um ihnen zu beweisen, daß Würmer, in jedem Quantum genossen, unschädlich seien; seit damals war er ein Freund der Familie. Marian lernte ihn auf dem Tanzabend ihrer Tante, Mrs. Roger Forsyte in Prince's Gate, kennen und fand bald heraus, daß er der Eiscreme, die damals aufgekommen war, fanatisch zusprach. Er eilte der Wissenschaft durch die Behauptung voraus, es gebe nichts Nahrhafteres und Gesünderes als Eiscreme, eine höchst gewagte Ansicht zu einer Zeit, da man alles, was den Sinnen Genuß bereitete, für schädlich hielt. Jedermann, erklärte er, solle Eiscreme essen; nur bedürfe man zu ihrer Herstellung einer guten Maschine. Sie hatte ihn samt seiner Idee Edward auf dem Gang vorgestellt, in der festen Überzeugung, daß es zu etwas führen werde. Die Freundschaft festigte sich, als Mr. Podmore sie beide nach Hurlingham zu einem Taubenschießen einlud, bei dem er sich selbst produzierte; damals war diese geschmackvolle Unterhaltung in vollem Schwange und eine nicht gerade zartbesaitete Generation erklärte das Taubenschießen sogar für einen Sport. Der Nachmittag bewies jedoch Marian abermals die

Unbrauchbarkeit ihres Gatten, und eine gewisse Schwermut bemächtigte sich ihrer. Podmore stand gerade im Begriff, die siebente einhertrippelnde Taube zu vernichten; inzwischen hatte sich Tweetyman, der auf einer Zuschauertribüne saß, mit dem Problem der Herstellung von Klappsitzen beschäftigt. Plötzlich rief er: „Achtung, Vogel!“ und Podmore schoß daneben. Gleich danach zog Marian ihren Gatten mit sich fort. „Was stellst du dir eigentlich vor, Edward?“ fragte sie ihn dann im Wagen. „Wie um Himmelswillen willst du nur weiterkommen, wenn du so geistesabwesend bist!“ Edward lächelte und aus seinem blassen Gesicht sprach wieder heiliger Eifer: „Die Flügel der Taube sind so angewachsen,“ erwiderte er, krümmte seinen geäderten Zeigefinger und hielt ihn Marian vor die Nase. „Sehr interessant,“ gab sie trocken zurück, „aber gedenkst du etwas wegen dieser Eismaschine zu unternehmen? Charles Podmore ist darauf versessen und hat einen Haufen Geld.“ Er drückte ihr nur die Hand und sagte: „Die Römer verstanden es besser als wir, Eiscreme herzustellen.“ Dann nickte er mehrmals, woraus sie schloß, daß ihm eine Idee gekommen war. Hoffnungsvoll hatte sie gewartet und lästige Fragen vermieden, weil sie ihn um keinen Preis drängen wollte. Doch eines Tages ging sie fast unbewußt über seine Taschen und stieß auf die wunderhübsche, kleine Zeichnung einer Eismaschine in einer Preisliste der Pumpenfirma A. & E. Tweetyman; da wurde ihr klar, daß ihrem Gatten die Erfindung gelungen und bereits in den Besitz seines Bruders über-

gegangen war. Sie wurde ernstlich böse. Dieser Vorfall warf neuerdings ein grelles Licht auf die Frage: Wie stand es mit den Aussichten ihres Gatten, wenn das Verhältniß zu seinem Bruder keine Änderung erfuhr? Etwas mußte geschehn! Und es geschah auch! Sie lud Albert zum Dinner ein und erschöpfte ihre ganze Weiberlist, zwischen Edward und ihrem Vater eine Zusammenkunft zustande zu bringen. Abgesehen von seinen Funktionen in der Öffentlichkeit, bei denen Nicholas stets die beste Rede von allen hielt, rührte er sich in der Tat nur selten vom Kamin fort, an dem er zu sitzen pflegte, um die Tageszeitungen und sein Abendblatt zu studieren. Doch obwohl er keines seiner Kinder offen bevorzugte, war Marian im geheimen sein Liebling, und so kam er. Den ganzen Abend hindurch wütete der Kampf um die Seele oder besser gesagt die Möglichkeiten Tweetymans, aber Edward selbst hatte nicht die leiseste Ahnung davon. Doch gerade die Unmöglichkeit, ihn zum Bewußtsein der eigenen Leiden zu bringen, machte seinen Fall zu einem so schwierigen. Ein hochbegabter Mensch, aber seinem Bruder, diesem Beutelschneider, geradezu hörig und nicht imstande, sich dagegen aufzulehnen. Und noch ehe die Gesellschaft Abschied nahm, hatte Marian bereits das eine heraus: Falls sich der Kampf gegen seinen Bruder entschied, würde er ebenso unter die Hörigkeit ihres Vaters geraten und von dessen Unternehmungen wieder nichts profitieren. Denn an jenem Abend lernte Marian ihren Vater von einer neuen Seite kennen — sie sah ein, er würde ihren Mann als

seinen Verwandten nicht begünstigen; wenn er Edward zur Mitarbeit heranzog, würde er ihn nicht als seinen Schwiegersohn, sondern als Angestellten seiner Unternehmen behandeln! Mit andern Worten: Edward, der Erfinder, würde sich von dem einen Leid befreien, um sich sogleich wieder in ein neues ebenso arg zu verstricken, ohne sich im geringsten dagegen zu wehren. Marian war noch nie so aus allen Himmeln gestürzt. Als Nicholas sich verabschiedete, war Albert in seiner Achtung gestiegen, Edward gesunken — das war das Endergebnis der Zusammenkunft. Nachdem Marian mit ihrem Gatten zu Bett gegangen war, ließ sie die Kerze brennen, legte sich auf die Seite und betrachtete ihn. Er lag auf dem Rücken, seine Schläfen schienen besonders tief eingefallen, unter den Schnurrbartsträhnen zeigte sich ein leises Lächeln. Nicholas hatte über die Wasseraufnahme der Lokomotiven seiner Eisenbahngesellschaft gesprochen und dies hatte Edwards Erfindergeist derart angeregt, daß er in Gedanken bereits eine Verbesserungsidee entwickelte; wie er so in dem Flanellhemd dalag, sah er bei dem matten Kerzenschein fast zu sehr einem Heiligen ähnlich. Marian war gerührt; dieser Mann übte einen seltsamen Reiz trotz seiner Mängel, von denen er keine Ahnung hatte, und schließlich — sie hatte ihn doch aus Liebe geheiratet. Lange Zeit betrachtete sie ihn so; leises Begehren sprach aus ihren Augen, leichtes Rot färbte ihre Wangen.

„Edward," sagte sie endlich, „du scheinst weit fort von mir zu sein. Schließlich bin ich doch deine Frau."

Der Hebel, der im Augenblick seine Aufmerksamkeit gefesselt hatte, entschwand seinem Blick.

„Ja, ja, meine Liebe,“ sagte er und wandte sich ihr zu.

Diese vorteilhafte Situation nützte sie gehörig aus. Schließlich hatte er doch noch andre Fähigkeiten, und warum sollte dieser Abend ganz ergebnislos verstreichen!

Das ‚Ergebnis‘ war Patricia. Im Jahre 1895 zählte sie bereits zwölf Jahre und war zweifellos eine der besten Erfindungen ihres Vaters. Im Lauf der Zeit hatte Edwards Umfang ab-, der seines Bruders zugenommen. Albert war zum Ratsherrn ernannt worden. Marians ehrgeizige Wünsche waren unerfüllt geblieben. Zwar setzte Nicholas jedem seiner Kinder nunmehr fünfhundert Pfund jährlich aus, und Edward bezog von seinem Bruder siebenhundert Pfund im Jahr, doch was bedeutete dieses Süm্মchen für eine hübsche junge Frau, die gern mit der Mode ging! Mehr denn je litt sie unter der wirtschaftlichen Untüchtigkeit ihres Mannes, er jedoch empfand sie, wenn er sie überhaupt empfand, weniger denn je. Er war nämlich gerade mit einer Erfindung beschäftigt, die er so weit für seine bedeutendste hielt: eine Art Pumpe, die dazu diente, aus den Ärmelkanalschiffen und andern Dampfern die Fracht heraufzubefördern. Sein Antlitz war noch bleicher geworden, fast bläulichweiß, doch — er sah glücklich aus. Seine Wangen waren noch mehr eingefallen als die Schläfen und Marian verzweifelte fast an seinen Fähigkeiten. So groß war die Verzweiflung, daß ihr ursprüngliches Verhältnis zu seinem Bruder sich wandelte

und in eine gewisse Hochachtung vor seinem genialen Besitzerinstinkt umschlug. Die Tatsache, daß sie ihrem Schmerzensgatten unverbrüchliche Treue bewahrte, spricht stark für seinen eigenen Reiz und die tüchtigen Eigenschaften eines Forsyte.

Das seltsame Wetter im Jahre 1895 blieb lange unvergeßlich. Nach etwa zwei Monate währendem Frost brach jäh eine wahre Hitze flut herein, die alles zu leidenschaftlichem Leben erweckte und bis zum Spätherbst anhielt. Ein ratterndes Automobil, das einem die Knochen durchrüttelte, fuhr in der South-Kensington-Ausstellung umher, damit die Besucher sie bequem besichtigen konnten, das Radfahren war zu einer Epidemie geworden, auf der Themse wimmelte es von Booten, junge Ehefrauen irrten vom Pfad der Tugend ab. Auch Marian bekam unleugbar die seltsame Witterung zu spüren; aber es wäre unrichtig zu behaupten, sie habe sich in der folgenden Angelegenheit von andern als rein häuslichen Interessen leiten lassen. Als Edwards bedeutende Erfindung sich der Vollendung näherte, näherte sich Marian dem Tag ihres Debakels. Jetzt oder nie war der Augenblick da, wo seine Ideen endlich zu Kapital und seine Sorgen zunichte gemacht werden konnten. Und mit echt weiblichem Instinkt entwarf sie einen Plan, dessen Kühnheit einer Tochter Nicholas' alle Ehre machte. Um ihren Edward dem Rachen der ewigen Sorgen zu entreißen, unternahm sie eine regelrechte Belagerung Alberts. Obzwar er bereits die Ratsherrnwürde bekleidete, war er noch Junggeselle, ein korpulenter

Mann, ein starker Esser und Trinker, also in jeder Hinsicht das Gegenteil ihres armen Edwards. Ihre Belagerungsmethode war folgende: Sie lud Albert zu kleinen Dinners ein, bot ihm nachher einen sehr bequemen Lehnstuhl an, in dem er seine Zigarre rauchte, und schickte Edward ins Arbeitszimmer hinauf zu seinen Erfindungen. Dann setzte sie sich in einem entzückenden Abendkleid, das ihre Reize voll zur Geltung brachte, Albert gegenüber und begann ihn durch Gespräche, die erotische Themen streiften, bald aufzureizen, bald zu besänftigen. Sie sprach über die Gesellschaftsskandale des Jahres (diesmal zum Glück höchst interessante), von der jüngst aufgetretenen Tänzerin, von diesem Roman und jenem Theaterstück. Von solchen Themen fand sich unschwer der Übergang zum Piquet, bei welchem Spiel es mit ein wenig Mühe leicht gelang, die Knie des Partners zu berühren. Es verstrichen nur ein paar Tage, bis Marian mit gut gespielter Überraschung gewahr wurde, daß der männliche Albert Feuer zu fangen begann. Nun lag ihr Weg klar vor ihr. Sie verstand es, ihm das eine Mal eine kalte Dusche zu geben und seine Hoffnungen zu vernichten, sah, wie seine Leidenschaft sich abkühlte und erstarb; das andere Mal entfachte sie wieder seine Glut mit Blicken und Berührungen ihrer Knie. Nach vielen Abenden solch wohlüberlegter Manöver hatte sie das Empfinden, daß er jedwede Annäherung auf gleiche Art erwidern würde; ihre einzige Befürchtung war, er könne sie zu früh, ehe sie es wünschte, erwidern. Das wäre vielleicht gar nicht so unangenehm

gewesen, hätte aber ihren familienpolitischen Plan durchkreuzt: Edward sollte sie nämlich in Alberts Armen finden. Und zwar hatte sie ihm diese Überraschung zu dem Zeitpunkt zugedacht, in dem er seine Erfindung vollendet hätte. Ihr Gedankengang war folgender: ‚Hat er seine Erfindung noch nicht vollendet, dann wird er vielleicht über die Sache so außer sich sein, daß er sie überhaupt nicht fertig bringt; hat er sie aber vollendet, dann bitte ich ihn, mich vor diesem Menschen, seinem Bruder, zu retten, mit ihm endgültig zu brechen, sofort nach Erfüllung bestimmter Forderungen in die Firma Featherstone als Teilhaber einzutreten und ihr die neue Erfindung zur Verfügung zu stellen. Vor allem muß aber Edward klar werden, daß Albert bis über die Ohren in mich verliebt ist; doch kann er sich nicht mit eigenen Augen davon überzeugen, so glaubt er es überhaupt nicht.‘ Sie hatte die Firma Featherstone, die tatsächlich von Charles Podmore finanziert wurde, bereits vorbereitet; sie hatte auch Albert vorbereitet. Jetzt galt es nur noch, Edward vorzubereiten. Das machte ihr viel Kopfzerbrechen. Edwards Arbeitszimmer, in dem er seinem Erfindergeist neue Ideen abrang, lag im Dachgeschoß; wie stellte man es nur an, daß er in den Salon herunterkam und sie in Alberts Armen überraschte, ohne ihn holen zu müssen? Endlich fand sie die Lösung des Problems; wie alle Lösungen bedeutender Probleme sah auch diese Lösung einfach aus, wenn man sie einmal hatte: sie wollte das Modell verstecken! Nach ihrer Berechnung mußte es ihn zwei Minuten kosten, die Treppe

tin aufzusteigen, traumverloren herumzutappen und den Verlust des Modells zu entdecken; drei weitere Minuten mußten verstreichen, bis er nachgesucht hatte und in den Salon zurückkam, um sie zu fragen, wo es hingekommen sein könne. Wenn sie also vier Minuten, nachdem Edward das Zimmer verlassen, Albert zu entflammen verstand, dann war sie so gut wie gerettet.

Der kritische Tag kam, er schien ihr wie eine Ewigkeit. Am Morgen trillerte Edward in der Badewanne wie eine Lerche und verkündete ihr die Vollendung seines Modells. Sie betrachtete seine abgemagerte Gestalt und bemerkte trocken: „War auch schon höchste Zeit.“ Nach dem Frühstück drahtete sie Albert (Fernsprecher waren damals noch nicht eingeführt) und lud ihn zum Abendessen ein. Voll Sorgfalt ordnete sie ein stark gewürztes Dinner an und harrete zögernden Herzens auf die Entscheidung. Bei der Mahlzeit knippte alles ausgezeichnet, selbst Albert berührte leise ihren Fuß und sie erwiderte nicht, so daß seine Augen mehr denn je an den göttlichen Stier gemahnten, der Europa entführte. Nun brachte sie die Rede auf die neue Erfindung und schlug vor, Edward solle das Modell nach Tisch herunterbringen. Wie ihr Gatte ihr so gegenüber saß, strahlte aus seinem schläulichblassen, eingefallenen Gesicht eine Glückseligkeit, als sei ihm der Himmel erschlossen. Da regten sich in ihr Gewissensbisse darüber, daß sie einen solchen Schlag gegen ihn im Schilde führen konnte. „Aber es ist zu seinem Besten,“ dachte sie und berührte dabei Alberts Rist mit der Schuh-

spitze. Der gute Edward, wie blind er war! Als sie im Salon den Kaffee genommen hatten, sagte sie: „Nun, Edward!“ und sah auf die Uhr. Edward verließ das Zimmer, sie verließ das Sofa und trat zum Kamin. Auf dem Sims stand eine Uhr aus Goldbronze, ein Hochzeitsgeschenk Onkel Rogers.

„Albert,“ sagte sie, „komm einmal her! Was hältst du von dieser Uhr?“

Der Ratsherr erhob sich. Durch die Wimpern hindurch konnte sie bemerken, daß sich sein volles Gesicht noch tiefer rötete und seine feuchten Lippen zitterten. Jetzt stand er bei ihr; Marian ließ den Blick nicht von der Uhr und machte ihn auf Marke und Herstellungszeit aufmerksam. Sie horchte gespannt; nach genau vier Minuten vernahm sie auf der Treppe ein Geräusch; da bewegte sie sich so ungeschickt, daß ihre weiße Schulter Alberts Brust berührte. Alles übrige kam von selbst: er umschlang ihre Taille, blickte ihr heiß ins Gesicht und seine Lippen näherten sich ihrem Mund. Sie bog sich zurück, gierig suchten seine Lippen ihren Hals — alles, wie es sein sollte. Da tat sich die Tür auf — Patricia im Schlafrock stand darin!

„Mammi!“ rief sie mit heller Stimme, „Vater kann sein Modell nicht——oo!“ Sie verschwand; ein Schwindelgefühl packte Marian, als sie ihr Kind kreischen hörte:

„Vater, Vater, rasch! Onkel Albert beißt Mutti in den Hals!“

Da zeigte Marian ihre gute Erziehung. Mit unübertreff-

licher Geistesgegenwart verlor sie das Bewußtsein und fiel in bleierne Ohnmacht aufs Sofa — Ohnmächten sind nur schwer zu durchblicken. Als Edward, gefolgt von der bestürzten Patricia, ins Zimmer trat, stand Albert bei ihr und fuhr sich mit den Fingern durch das etwas spärliche, aber stark pomadisierte Haar.

„Da, sieh nur, sie ist in Ohnmacht gefallen," erklärte er und fügte mit einiger Sicherheit hinzu: „Diese Hitze ist dran schuld."

Nach längerem Bemühen gelang es ihnen, sie wieder zu sich zu bringen, und sie ging, auf Edwards Arm gestützt, zu Bett. Albert entfernte sich.

„Hätte mich Albert nicht aufgefangen," berichtete sie auf der Treppe, „ich wäre arg gestürzt; gut, daß er so stark ist. Patricia, Vaters Modell liegt in der obersten Schublade. Dort ist es sicherer, deshalb hab' ich es hingelegt, aber ich vergaß es ihm zu sagen."

Drei Tage später nahm die Firma A. & E. Tweetyman ein Patent auf das Modell. Edward hatte von der ganzen Sache nichts bemerkt. Patricia, die alles bemerkt hatte, war noch ein Kind und leicht hinters Licht zu führen. Doch mehrere Tage hindurch war Marians Benehmen ihrer Tochter gegenüber etwas gereizt, Patricia hatte ja alles verdorben. Marian hatte ein solches Debakel erlitten, daß sie sich als vernünftige Frau ein- für allemal damit abfand; Edward war ein hoffnungsloser Fall! Sie gab ihn auf. Ein Mann der Leiden, der bis zum Tod von seinen Leiden nichts wissen

vrde. Was Albert anbetraf, gab sie auch ihn auf. Edward merkte erst nach langer Zeit, daß sein Bruder keine Einladung mehr zum Dinner erhielt.

In einem Anfall echt Forsyteschen Humors erzählte Marian die Geschichte dieser Niederlage ihrer Schwester Euphemia, die sich darüber höchlich amüsierte und laut auf quiekte. Sie war es, die diese Episode auf der Forsyte-Börse in Umlauf setzte.

XVII
DIE SIAMESISCHEN ZWILLINGE
1900

Als der Burenkrieg bereits kurze Zeit im Gange war und einen ungünstigen Verlauf nahm, beschlossen Giles und Jesse Hayman — in der Forsyte-Familie allgemein als ‚die amesischen Zwillinge‘ bekannt — sich als Freiwillige zu melden. Nie handelte einer ohne den andern, und so faßten auch diesen Entschluß gemeinsam, ohne viel Worte darüber zu machen. Giles, der um ein Jahr älter und kräftiger gebaut war, nahm die Pfeife aus dem Mund, schob den Foxterrier von seinem Schoß, wies auf die Überschrift ‚Eine schwarze Woche‘ in der ‚Daily Mail‘ und sagte:

„Ein Lumpenpack, diese Buren!“

Jesse, der in einem Lehnstuhl auf der andern Seite des Kamins saß, nahm den Foxterrier auf den Schoß, klopfte die Pfeife aus und ergänzte:

„Bestien!“

Wieder trat Schweigen ein, dann fragte Giles:

„Wie wär's, sich als Freiwilliger zu melden? Tust du mit?“

Jesse nahm die leere Pfeife zwischen die Zähne und nickte zustimmend. Damit war die Angelegenheit besiegelt. Dann blieben sie noch geraume Weile am Kamin sitzen

und streckten die mit hohen Stiefeln bekleideten Beine gegen das Feuer; ihre grauen Augen starrten in die Flammen und ihre magern rotbraunen Gesichter verrieten keinerlei Gedanken oder Gefühle.

Gleich Fürstensöhnen verschmähten die beiden jedwede Beschäftigung außer Reiten, Jagen und verschiedenen Spielen; sie wohnten in einem kleinen Gutshaus, einem Fachwerkbau, der unweit von Rennställen in den Hampshire Hügeln lag. Jeder der beiden verfügte über ein Jahreseinkommen von fünfhundert Pfund; ihre Eltern lebten nicht mehr. Die Mutter — Susan, abgesehen von Tante Juley die einzige verheiratete unter den Schwestern Forsyte — war ihrem Gatten, Hayman, im Jahre 1895 in die Familiengruft zu Woking gefolgt. Keiner der beiden Söhne hatte geheiratet oder auch nur im Traum daran gedacht; keiner von beiden hatte eine Geliebte; aber von Zeit zu Zeit machten sie einen kleinen Abstecher nach London.

Nachdem sie solcherart beschlossen hatten, sich anwerben zu lassen, war naturgemäß ihr nächster Gedanke: Eine flotte Nacht! Sie fuhren mit dem Zug zur Stadt und logierten wie gewöhnlich in einem kleinen, in der Nähe von Covent Garden gelegenen Hotel namens Malcolm, das einen etwas sportlichen Anstrich hatte. Sie kleideten sich um und gingen ins ‚Cri‘ dinieren. Als Einleitung zur ‚flotten Nacht‘ verzehrten sie schweigend Austern, geröstete Niere, ein Rebhuhn, ferner eine Käsespeise, tranken eine Flasche Whisky und ein Glas alten Portwein. Nur zweimal während der

ganzen Mahlzeit vergaßen sie sich so weit, ein Gespräch anzuknüpfen. Das erstemal, als Jesse sagte:

„Diese Galgenstricke, die Buren, treiben es wirklich zu bunt!"

Worauf Giles erwiderte:

„Jawohl!"

Das zweitemal, als Giles sagte:

„Buller wird sie schon verdreschen!"

Worauf Jesse erwiderte:

„Der brave alte Buller."

Als sie dann zu Ende gespeist, Zigarren angesteckt, die Mäntel geholt und die Claquehüte aufgesetzt hatten, traten sie in die milde Nacht hinaus und machten sich auf den Weg ins ‚Pandaemonium‘.

Vor Jahren, als sie noch im Hayman-Haus in Campden Hill wohnten und für Examina büffelten, die sie durch einen fatalen Zufall nie bestanden (vielleicht hing dieser mit ihrer Hirnstruktur zusammen), und darum gezwungen waren, ohne Beruf zu bleiben, waren sie fast jeden Abend in diesem Etablissement zu sehn. Über das Galeriegelande gebeugt, verfolgten sie die Darbietungen der Akrobaten, Bauchredner, Taschenspieler, Sänger, Komiker und Ballett Tänzerinnen jener Epoche. Nie ließen sie sich zu einer Beifallsäußerung herbei, doch oft verbissen sie nur mit Mühe ein vernünftiges Lächeln. Meist gingen sie gemeinsam fort, wie sie gekommen, bisweilen aber brachen sie nicht gemeinsam auf, sondern — mit jemand anderm. Doch wußte weder Jesse von Giles,

noch Giles von Jesse, ob sie überhaupt mit der Person gesprochen hatten, in deren Gesellschaft sie weggegangen waren.

Da sie seit Ausbruch des Burenkriegs nicht in London gewesen, hatten sie noch nicht Kiplings Soldatenlied ‚Tommy Atkins‘ singen gehört; als jetzt dieser unvermeidliche Schläger kam, gewahrte Jesse, daß er auf Giles sichtlich Eindruck machte, und Giles stellte das gleiche bei Jesse fest. Eine Zeitlang suchten sie den Worten und der Melodie zu widerstehn, um die gute Form zu wahren, doch dann begannen sie fast unmerklich den Kopf im Takt des Kehrreims hin und her zu wiegen und stimmten ein wenig gedämpft in den Chorgesang ein, wobei sie stets um etwa eine Zeile nachhinkten. Die starke Wirkung dieses Liedes macht die folgenden Ereignisse bis zu einem gewissen Grad begreiflich. Das Lied war kaum zu Ende und ein Bauchredner, auf dessen Schoß sich ein Matrose niederließ, war erschienen, als Jesses Aufmerksamkeit durch halblaute Stimmen hinter seinem Rücken von der Vorführung abgelenkt wurde. Von der Jagd her war er gewohnt, auf das Anschlagen der Hunde und das Auffliegen der Vögel zu passen, und so vernahm sein geschärftes Ohr deutlich folgendes Gespräch:

„Bringst du mir heut' nacht nicht zehn Pfund heim, dann wirst du was erleben !"

„Zehn Pfund? Was fällt dir ein?"

„Ich sag' dir nur, komm mir nicht ohne das Geld nach Haus."

„Du Biest!"

„Schon gut, mein Schatz."

Jesse wandte sich um. Er erblickte einen plumpen, widerwärtigen Kerl, der sich entfernte, und ein junges geschminktes, doch recht hübsches Frauenzimmer, das ihm unter einem großen Hut hervor nachschaute.

„Hast du das gehört, Giles?"

Giles nickte. „Ein Schweinehund!"

Nachdem sie ihre Mißbilligung bekundet hatten, wandten sie ihre Aufmerksamkeit wieder der Bühne zu. Während eines Liedes, das ein Herr in schottischem Röckchen vortrug, fühlte Jesse einen leisen Druck am Arm und hörte, wie ihm jemand zuflüsterte:

„Entschuldigen Sie! Ist der nicht furchtbar komisch?"

Das geschminkte Frauenzimmer mit dem großen Hut beugte sich neben ihm übers Geländer.

Sie war wirklich jung; ihr Mund war hübsch, obzwar sie bemalte Lippen hatte, und ihre dunklen Augen sahen verstört drein.

„Wollen Sie sich heut' nacht amüsieren?" fragte sie flüsternd.

Jesse zuckte die Achseln. Doch das Lied ‚Tommy Atkins‘ wirkte in ihm nach und er entgegnete:

„Ich hab' gehört, was Ihnen der Schweinehund vorhin sagte."

Auf den Lippen des Mädchens erstarb das professionelle Lächeln. Sie verschränkte die Arme über der Brust und stieß

einen Seufzer aus. Jesse zog seinen Arm zurück. Eine Minute verstrich. Dann drückte sie ihren Arm wieder an ihn; er war gewohnt, Waldschnepfen vorsichtig zu beobachten, und so vergewisserte er sich mit einem Seitenblick, daß sie verstohlen umhersah. Besagter ‚Schweinehund‘ stand schon wieder hinter ihnen mit zwei Freunden; er blickte das Mädchen so drohend an, daß Jesse unvermutet erklärte:

„Schaff' den Schweinehund zum Teufel!“

„Was?“ fragte Giles.

„Den Schweinehund hinter uns. Schweinerei, von Frauenzimmern zu leben!“

„Ruhig, alter Freund!“ entgegnete Giles.

Der Mann und seine Gefährten zogen murrend ab.

„Ach!“ flüsterte das Mädchen. „Warum haben Sie das getan? Jetzt trau' ich mich heut' nacht nicht nach Haus. Was soll ich tun?“

Jesse wußte keinen Rat und darum erwiderte er nichts. Der Menschen seines Schlages angeborene Abscheu vor Szenen bewog ihn, wieder auf die Bühne zu blicken, auf der sich eben ein Tänzer mit flinken, glänzenden Beinen produzierte; doch er bemerkte, wie eine Träne ihre Wange hinabließ und im Puder und Rouge eine schmale Spur zurückließ.

„Möchten Sie mich nicht mitnehmen?“ hörte er sie fragen.

Jesse schüttelte den Kopf.

„Bin nur noch diese Nacht in London. Zieh' in den Krieg.“

„O!“ sagte das Mädchen bestürzt, „er wird mich prügeln.“

Jesse starrte sie an.

„Sie glauben, daß er——?“

Das Mädchen nickte heftig.

„Hast du gehört, Giles?“

Giles brummte.

Das Mädchen verwischte heimlich die Tränenspurten.

Jesse lehnte sich mit dem Rücken gegen das Geländer und musterte die Promenierenden. Unwillkürlich ahmte Giles es nach. Das Mädchen starrte unverwandt auf die Bühne. Wäre das ganze nur Komödie gewesen, dann hätte sie sich ebenfalls umgedreht, dachte Jesse; obendrein hatte ihr Gesicht sich seltsam verfärbt.

„Mir scheint, ihr wird übel,“ flüsterte er Giles zu.

Beide blickten sie an, sie schien sich jedoch wieder erholt zu haben und hielt ihr Riechfläschchen an die Nase. Jesse hatte sich eben entschlossen, von ihr fortzugehen, und legte grüßend die Hand an den Hut, als er des ‚Schweinehundes‘ ansichtig ward, der mitten in einer Gruppe von Männern stand, die alle zu ihm hinüberblickten.

„Siehst du diese Schweinebande?“ fragte er.

Giles nickte.

Als die Männer gewahrten, daß die beiden Brüder sie fixierten, gingen sie weiter. Jesse wandte sich an das Mädchen.

„Hören Sie,“ sagte er, „Sie müssen heut’ im Hotel übernachten. Wir begleiten Sie. Kommen Sie lieber gleich.“

Das Mädchen, das noch immer sehr angegriffen aussah, trat vom Geländer fort.

„Danke sehr," sagte sie, „aber ich hab' kein Geld."

„Schon gut," erwiderte Jesse. „Kommen Sie nur!"

Sie überquerten die Galerie und schritten, das Mädchen in ihrer Mitte, die Treppe hinab.

Unten auf der Straße fragte Jesse:

„Kennen Sie ein Hotel in der Nähe? In unserm Hotel können nur Herren logieren."

„Ja, Hotel Robin, beim Covent Garden-Platz."

„Sehr gut, dort kommen wir vorbei. Da haben Sie fünf Pfund. Sie sehn schlecht aus."

„Mir ist auch schlecht," entgegnete das Mädchen einfach. Eine Zeitlang gingen sie schweigend weiter, dann sagte sie:

„Heut' hätt' ich keine Prügel ausgehalten, wirklich nicht."

„Der Schweinehund!" sagte Jesse, Giles knurrte.

Als sie in die Bedford Street einbogen, berührte das Mädchen Jesse am Arm.

„O!" rief sie erschrocken, „die sind hinter uns her!"

Etwa fünfzig Schritt hinter ihnen strolchten fünf Männer dahin; sie hielten ihre Distanz ein, verfolgten sie aber unverkennbar. Instinktiv beschleunigten die siamesischen Zwillinge ihr Tempo und bogen in die Henrietta Street.

„Kommen sie auch hier nach, so wissen wir, woran wir sind," erklärte Giles.

„Ich furcht', ich werd' ohnmächtig," sagte das Mädchen.

„Unsinn!" erwiderte Jesse. „Wenn sie uns weiter folgen,

dann stellen wir sie hier. Und S i e verschwinden rasch ins Hotel! Die Burschen werden nicht wissen, wo Sie hingekommen sind. Häng' dich in sie ein, Giles."

Am Ende des Covent Garden-Platzes sah er sich um; die Männer bogen gerade in die Henrietta Street. Er gab dem Mädchen einen leichten Stoß.

„Laufen Sie jetzt! Seien Sie nicht dumm! Die Kerle sollen nicht wissen, wohin Sie gehn, wir halten sie hier auf. Also los!"

Das Mädchen rang nach Luft und stammelte: „O danke!"

Giles gab ihr hilfsbereit einen Stoß, sie verschwand um die Ecke. Nun schlenderten die siamesischen Zwillinge ganz langsam den Männern entgegen, und Giles summt in falscher Tonart ‚Tommy Atkins‘ vor sich hin. Die fünf Verfolger, die sich schon in Trab gesetzt hatten, verlangsamten ihre Schritte und machten halt. Tatsächlich konnten die beiden Parteien nicht aneinander vorbei, ohne daß eine den Gehsteig verließ. ‚Der Schweinehund‘, der Größte unter der Bande, trat einen Schritt vor, hob die Faust und sprach die siamesischen Zwillinge folgendermaßen an:

„Euch zwei——suchen wir! Was zum Teufel habt ihr da gesagt? Schweinehund habt ihr gesagt? I h r seid Schweinehunde!"

Die siamesischen Zwillinge gaben keine Antwort.

„Ihr——müßt erst Manieren lernen, wir——werden sie euch jetzt beibringen!"

„Zudringliche Sportsleute!" sagte Giles zu Jesse.

„Bleut sie gehörig durch, Jungens!“ befahl der ‚Schweinehund‘.

Was jetzt folgte, war so unsportlich, daß es die heiligsten Gefühle der siamesischen Zwillinge verletzte. Vom Standpunkt der ‚guten Form‘ war die Sache höchst beklagenswert; das einzig Geschmackvolle daran blieb der erste Schlag — Giles führte ihn mit der Linken und schlug dabei dem ‚Schweinehund‘ die Nase blutig. Einen Augenblick später war Giles mit dreien der ‚Sportsleute‘, Jesse mit den beiden andern handgemein. Die siamesischen Zwillinge waren tadellose Boxer, aber ihre Gegner liefen mit dem Kopf an, versetzten Fußtritte und versuchten einen zu Fall zu bringen, so daß die Brüder sich gezwungen sahn, ihre Stellungen den Umständen anzupassen. Sie waren jedoch schlank und trainiert, hatten kräftige Lungen und kämpften wie die Löwen. Der Anblick Giles‘, der, unter der Last der Gegner fast erdrückt, auf dem Boden geschleift wurde, feuerte Jesse derart an, daß er, allen Sportregeln zum Trotz, seinem Widersacher mit dem Knie einen Kinnhaken gab; dann sprang er den andern an, packte ihn vollkommen regelwidrig an der Kehle und stieß seinen Kopf gegen eine Haustür. Hierauf eilte er Giles zu Hilfe und versetzte einem der ‚Sportsleute‘ einen solchen Hieb hinters Ohr, daß er der Länge nach hinfiel. Die beiden andern ließen Giles los und nun erst gelang es den siamesischen Zwillingen, die richtige Abwehrstellung einzunehmen. Damit hörte der Kampf jedoch ebenso plötzlich auf, wie er begonnen, die ‚Sports-

leute' machten sich aus dem Staub und die Brüder blieben auf dem menschenleeren Covent Garden-Platz zurück. Giles' Wange zeigte einen Schnitt, sein Knie war zerschunden und in seinem Überrock klaffte ein Riß. Jesse hatte ein blau-geschlagenes Kinn. Ihre Krawatten waren aufgegangen, ihre Claquehüte lagen in der Gosse. Schweigend knüpften sie die Krawatten, nadelten den Riß zu, bürsteten sich gegenseitig ab, lasen ihre Hüte auf und gingen ins Hotel.

Sie begaben sich in ihre Schlafzimmer, wuschen sich, verklebten Giles' Wange mit einem Pflaster, banden ein Taschentuch um sein Knie, zogen den Smoking an und gingen ins Billardzimmer hinunter. Dort setzten sie sich in eine Ecke, bestellten Whisky und Soda und steckten ihre Pfeifen an.

„Diese Sportsleute!“ sagte Giles.

„Die haben eins aufs Dach bekommen!“ sagte Jesse.

Beide schmunzelten und blickten lange und schweigend vor sich hin; aus ihren vorstehenden grauen Augen sprach der gleiche gierige Ausdruck.

„Der Teufel hole dieses Weibsbild!“ sagte Jesse plötzlich. Giles nickte.

Bald danach gingen sie zu Bett und beschlossen solcherart würdig ihre ‚flotte Nacht‘.

Am nächsten Tag meldeten sie sich als Freiwillige, und einen Monat später zogen sie hoch zu Roß ins Feld.

XVIII

EIN FORSYTE IM VOLKSGEWÜHL

1917

Im Oktober 1917, als die Fliegerangriffe auf London nachgerade zu etwas Alltäglichem wurden, hatte Eustace Forsyte die ausgesprochene Neigung, türkische Bäder zu nehmen. Niemand in der Familie Forsyte war so blasiert wie er, wahrte so herausfordernd vollendeten Gleichmut in Haltung und Benehmen. Angesichts einer drohenden Gefahr pflegte er ostentativ das türkische Bad zu besuchen — wie ein anderer etwa den Finger an die Nase hält. Beim Krachen der Alarmschüsse kam er aus seiner Wohnung oder seinem Klub hervor und ging schnurstracks bis zur Northumberland Avenue. Gelassen schritt er durch die hastende Menge, leichten, federnen Schritts, als verachte er sogar das Pflaster unter seinen Füßen. War er dann angelangt, so zog er sich gemächlich aus und legte sich — für einen Mann in den Fünfzig war er ungewöhnlich rank und schlank — auf einen Diwan im heißesten Raum, ungefähr zur selben Zeit, da minder selbstbeherrschten Bürgern auch ohne türkisches Bad der Schweiß aus allen Poren brach. Als Witwer mit etwas egozentrischem Charakter und festgewurzelten Neigungen scherte er sich keinen Pfifferling darum, ob dies oder jenes kaputt ging, ja, im Internat hatte er sogar in seinem Studierzimmer gern

Brände angezettelt, um seine Kaltblütigkeit in Augenblicken der Gefahr zu erproben, und im College war er auf eine Herausforderung hin aus einem Fenster des ersten Stocks hinabgesprungen und hatte dabei nicht einmal das Bewußtsein verloren. Wie er nun so auf dem Rücken lag, zeigte sein blasses, glattrasiertes Gesicht einen gelassenen, etwas hochmütigen Ausdruck, sein Kopf war in ein Tuch gewickelt, die dunkelgrauen Augen darunter starrten auf die goldenen Sterne, mit denen die Kuppel jedes Gebäudes übersät ist, das nur einigermaßen orientalisches wirken soll. Er dachte an die Themse und an Chelsea-Porzellan und sah ab und zu nach, ob seine Haut schon glänze. Eustace war kein geselliger Mensch und sprach nur selten mit den andern, meist sehr fettleibigen Badegästen. So pflegte er die gefährvollen Stunden zu verbringen, um nach dem Sirensignal ‚Gefahr vorbei‘ in seinen Klub oder seine Wohnung zurückzukehren, mit dem leisen Lächeln eines Menschen, der mit seiner Transpiration zufrieden ist. Dort nahm er dann gewöhnlich eine Mahlzeit ein, in dem erhebenden Bewußtsein, er habe den ‚Boches‘ ein Schnippchen geschlagen.

Aber einmal, gegen Ende der deutschen Offensive auf London, kam es zu einem unerwarteten Zwischenfall. Die Alarmschüsse waren ertönt und Eustace wie gewöhnlich ins türkische Bad spaziert; als er jedoch hungrig und fröstelnd gegen acht Uhr nach beendetem Bade dem ‚Strand‘ zuschritt, hatte der Angriff noch nicht seinen Höhepunkt erreicht. Gegenüber dem Charing Cross-Bahnhof riefen meh-

rere Detonationen seine Aufmerksamkeit wach. In wilder Hast rannten die Leute an ihm vorbei und ein freiwilliger Schutzmann schrie aus Leibeskräften: „Deckung suchen! Deckung suchen!“ Eustace runzelte die Stirn. Ein zweites türkisches Bad kam nicht in Betracht und so stand er unschlüssig da, der einzige Mensch auf der Straße, der sich von der allgemeinen Panik nicht mitreißen ließ. Ehe er sich entscheiden konnte, ob er umkehren und in den Klub oder weiter zum Restaurant gehn sollte, wo er abends zu speisen gedachte, hatte ihn ein freiwilliger Schutzmann, ein großer, starker Kerl, an den Schultern gepackt und in den Eingang zur Untergrundbahn befördert.

„Deckung suchen! Augenblicklich!“ rief er barsch.

Eustace machte sich los. „Ich mag nicht.“

„Ach was! Sie müssen!“ erwiderte der Schutzmann.

Eustace sah ein, daß er nur über die ansehnliche Körpermasse dieses zudringlichen Kerls hinweg ins Freie gelangen könne, zuckte die Achseln und bemühte sich, wieder stehenzubleiben; doch eine hereinbrechende Welle des Menschenstroms trieb ihn in den etwas schräg abfallenden Zugang der Stationshalle, den Treppen entgegen. Von hier aus strebte er mit ganzer Kraft wieder ins Freie zurück, doch alles war vergebens. Er wurde treppabwärts mitgerissen, bis er ungefähr auf halbem Weg zum Stillstand kam, inmitten einer enggedrängten Masse von Männern, Frauen und Kindern, lauter Typen, die ihn nicht im geringsten interessierten. Schon oft hatte Eustace festgestellt, daß die Menschen in Massen

für Auge, Ohr und Nase nicht gerade erfreulich sind, doch dieses Urteil hatte er eigentlich nur mit dem Verstand gefällt. Nun bestätigten es ihm auch die Sinne nur zu deutlich. Auf einen Menschen, der eben gereinigt aus dem türkischen Bade kam, mußte die Sache besonders abstoßend wirken. Schon zu gewöhnlichen Zeiten fand Eustace, der nie mit der Untergrundbahn fuhr, die Luft schlecht — jetzt begann sie abscheulich zu stinken. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Lieber allen Schrapnells der ihn verteidigenden Abwehrflieger trotzen, als noch länger hier bleiben! Dieser Vorsatz wurde leider durch folgende Personen vereitelt: eine eng an ihn gedrängte dicke Frau mit Pusteln im Gesicht, die immerzu sagte: „Hier sind wir gut aufgehoben, 'Enry,“ durch 'Enry selbst, einen bleichen Mechaniker mit zerfranstem Schnurrbart, ferner durch ihr spindeldürres Kind, das von Zeit zu Zeit hervorstieß: „Diesen Kaiser schlag' ich noch tot!“, endlich durch zwei jüdisch aussehende Jünglinge, über die Eustace sogleich in Gedanken das Urteil sprach: ‚Vertilgen sollt' man sie!‘ Sein Rücken war zwischeij dem Busen einer jungen Frau, die nach billigem Puder roch und ihm ihren keuchenden Atem ins Ohr blies, und dem Schmerbauch ihres Begleiters eingekeilt; die Duftwellen, die diesem Kavalier entströmten, verrieten den Whiskytrinker. Zur Rechten und Linken der Treppe und weiter vorn standen noch viele Dutzende anderer Geschöpfe, von denen auch nicht eines Eustace wohlgefiel.

Das Schicksal schien beschlossen zu haben, die Hecke

plötzlich niederzureißen, die ihn bisher von der Menge geschieden hatte.

Er drückte sein mit Eau de Cologne durchtränktes Taschentuch an die Nase und stellte Berechnungen an: Voraussichtlich würde es noch einige Stunden dauern, bis das ‚Gefahr vorbei‘-Signal ertönte. Wie wär's, wenn er sich allmählich zum Ausgang durchdrängte? Seine Nachbarn waren anscheinend der Meinung, daß sie noch ‚Schwein‘ gehabt und diesen Hunnenkerlen das Handwerk gelegt hätten.

Augenscheinlich dachten die Leute nicht im Traum daran, sich zu entfernen; Eustace nahm also an, daß ihnen sein freier werdender Platz lieber sein dürfte als seine Gesellschaft. Doch zu seiner Überraschung erregte sein Fluchtversuch allgemeinen Unwillen. In brummigem, mißvergnügtem Ton wurde er gemahnt, er solle nicht drängen, er solle doch ruhig stehn, und so weiter. So lernte er zum erstenmal die Denkweise des ‚Pöbels‘ kennen: ‚Was für uns gut genug ist, ist auch gut genug für dich!‘ Wenn er hartnäckig blieb, würde man ihn als Volksverräter betrachten und ihm erbitterten Widerstand leisten. So stand er denn von seinem Plan ab und suchte sich nur möglichst dünn zu machen: die Leute ringsum sollten nur mit seiner äußern Schale in Berührung kommen, nicht mit dem innern Kern. Er hüllte sich in Eau-de-Cologne-Düfte — leider verdunstete es zu rasch — und in stumme Verachtung, die ihn vor diesem ‚Volk‘ schützen sollte, das die Schrapnells und Bomben draußen schlimmer

fand als hier drin den stinkenden Ameisenhaufen! Hatten sie denn keinen Geruchsinne? Waren sie völlig unempfindlich gegen diese Bruthitze? Hatten sie denn gar keinen Stolz, daß sie sich von den Hunnen in solch erbärmlich unbequeme Lage bringen ließen? Fühlte denn keiner von ihnen wie er, daß es nur eine Möglichkeit gab, der Gefahr zu begegnen: die Nase über sie zu rümpfen?

Aber im Gegenteil: alle diese Leute schienen zu glauben, sie hätten den Feind dadurch aufs Haupt geschlagen, daß sie sich vor ihm in ‚die Eingeweide der Erde‘ verkrochen. Ihre Angstträume, in denen sie ihren Leib in Fetzen gerissen oder durch Schrapnellsschüsse gelähmt sahen, mußten viel lebhafter sein als alles, was Eustace sich vorstellen konnte. Blitzartig kam ihm der Gedanke: ‚Haltung bewahren! Davon hängt alles ab‘, — und in einer Reihe von Bildern führte ihm seine Phantasie das vor Augen. Er hatte seine Einbildungskraft so lang entmutigt, bis sie ihre Lebendigkeit verloren hatte. Heldenhaft wie die französischen Aristokraten, die gleichmütig zur Guillotine schritten, hätte er sich lieber in die Luft sprengen oder niederknallen lassen, als diesen kleinlichen Triumph seiner Nachbarn zu teilen. Je länger er sie ansah, desto stärker zuckten seine Nasenflügel. Es verdroß ihn sogar, daß sie sich so heitern Muts in ihre faule Lage fanden. Der Ruf des spindeldürren Kindes: ‚Diesen Kaiser schlag‘ ich noch tot!‘ erweckte in ihm zum erstenmal seit Kriegsbeginn ein Gefühl der Sympathie für den deutschen Kaiser. Wie einfach lösten doch seine Landsleute die Frage, wer für

338

den Krieg verantwortlich sei! Verriet dieser Ausspruch eines Vorstadtkindes das nicht auf geradezu groteske Art?

„Der gehört an den Galgen!“ rief eine Stimme zu seiner Rechten.

„Herrje! Is das eine Hitze!“ rief eine Stimme zu seiner Linken. „Ich fall' in Ohnmacht, wenn das noch lange dauert.“

„Na, dann hört sie wenigstens zu keuchen auf,“ dachte Eustace und rieb sich das Ohr.

„Steh' ich vielleicht auf Ihrem Fuß, Sir?“ fragte die dicke Frau mit den Pusteln.

„Dank' der Nachfrage, nicht zur Gänze.“

„Rück' etwas weiter, 'Enry!“

„Weiterrücken?“ wiederholte der bleiche Mechaniker belustigt, „gelungener Einfall, gelt? Viel Raum haben wir hier grade nicht, was, Sir?“

Die so oft wiederholte Anrede ‚Sir‘ oder vielleicht auch die ersten Regungen des Gemeinssinns bewogen Eustace zur Antwort:

„Wie Heringe im Faß.“

„Diesen Kaiser schlag' ich noch tot!“

„Sie kann nun einmal die Fliegerangriffe nicht vertragen, ach ja!“ erklärte die dicke Frau. „Gelt, Milly? Na, mach' dir nichts draus, Herzchen. Hier unten sind wir gut aufgehoben.“

„Meinen Sie wirklich?“ fragte Eustace.

„Gewiß, alle Welt sagt, die Untergrundbahn ist sicher.“

„Auch ein Trost!"

Es schien, als entwiche jedesmal, wenn Eustace den Mund auf tat, ein wenig von seinem Groll; er war der kleinen Familie, die sich da an ihn drängte, schon fast freundlich gesinnt.

„Ich wollt', ich hätt' mein Mädels mit," sagte einer der beiden jungen Juden unvermittelt, „herrliche Gelegenheit, sich zu knutschen, was?"

„Hihihi!" erwiderte der andere.

„Vertilgen sollt' man sie!" dachte Eustace wieder, nur noch mehr überzeugt.

„Wie lange kann's noch dauern, Sir?" fragte der Mechaniker und wandte das bleiche Gesicht ein wenig zur Seite.

„Anderthalb Stunden, glaub' ich."

„Diesen Kaiser schlag' ich noch tot!"

„Ruhig, Milly, das hast du schon oft genug gesagt. Zu viel des Guten, nicht wahr, Sir?"

„Hab' mir's eben auch gedacht," murmelte Eustace.

„Sie is noch etwas zu jung für so ein Gedränge. Das geht ihr auf die Nerven, wissen Sie. Ich werd' froh sein, wenn ich sie und die Frau wieder heil zu Haus hab', jawohl!"

Sein papierweißes Gesicht, seine hohle Stimme und diese einfache, liebevolle Äußerung machten auf Eustace Eindruck. Der Mann roch nach Schweiß und Sägemehl, war aber ein sehr anständiger Kerl!

Die Zeit verstrich, Hitze und Gestank wurden immer ärger; fast alle schwiegen. Irgend jemand sagte: „Dauert das——"

aber lang!" und dieser Bemerkung stimmten alle durch Seufzer zu. Die ganze Menschenmasse war nur damit beschäftigt, ihre Haltung nach Möglichkeit zu ändern und jeden noch so schwachen Luftzug gierig einzuatmen. Auch Eustace hatte seine Betrachtungen eingestellt, er konzentrierte sein Denken lediglich auf die Mahnung: „Aufrecht stehn — aufrecht!" Das spindeldürre Kind erweckte mit seinem Ausruf kein Echo mehr, es war in Betäubung verfallen und an Eustaces Knie gesunken. Ob sie wohl Krätze hatte? Ein Wunder, daß nicht alle ohnmächtig wurden! Der bleiche Mechaniker hatte den Arm um seine Frau gelegt. Das einzige, was Eustace von Zeit zu Zeit gewährte, war sein geisterhaft bleiches Duldergesicht, das über der Menge zu schweben schien. Plötzlich lehnte sich leise seufzend die junge Frau hinter ihm schwer an seine Schulter und fand seltsamerweise Raum genug, zu Boden zu sinken. Das bleiche Gesicht des Mechanikers wandte sich ihr zu:

„Arme Frau, sie ist ohnmächtig."

„Na, kein Wunder bei dieser mörderischen Hitze!" brummte der Whiskysäufer und fächelte ihr mit seinem steifen Hut Luft zu.

„Pressen Sie ihren Kopf zwischen die Knie," riet der Mechaniker.

Eustace drückte ihr den Kopf nach unten, der Whiskysäufer trommelte ihr mit einem Schlüsselbund auf den Rücken.

Da kam sie mit einem hörbaren Seufzer wieder zu sich.

„Sie sollt' lieber hocken bleiben!" erklärte der Mechaniker, „die heiße Luft steigt in die Höh'."

Eintönig verrann die Zeit, Hurrahrufe und Verwünschungen gaben den Grundton an. Dann gingen wie bei einem Geisterspuk mit unheimlichem Knacken die Lichter aus. Eustace fühlte, wie durch die zusammengepferchte Menge ein Schauer lief. Ein Mann aus der Vorstadt schrie: „Bange machen gilt nicht." Da wich die Unruhe einer gruseligen Stille.

Weiter unten auf der Treppe kreischte ein Weib auf, dann ein zweites, ein drittes.

„Hysterische Frauenzimmer!" murmelte der Mechaniker. „Halt der Kleinen die Ohren zu, Polly." Das an Eustaces Knie gelehnte Kind begann zu wimmern. „Milly, wo war Moses, als das Licht erlosch?"

Diese unerhört einfältige Frage entlockte Eustace ein schiefes, müdes Lächeln. Jetzt spürte er, daß die beiden Juden sich mit den Ellbogen hinauszudrängen versuchten.

„Stillstehn!" gebot er scharf.

„Sehr richtig, Sir!" bemerkte der Mechaniker, „das führt am Ende zu einer Panik."

„Singt, Kameraden!" schrie eine Stimme:

„Maßliebchen blühen weiß und rein
Auf grüner Flur im Sonnenschein."

Und alle in der Runde gröhlten ein Lied, das Eustace unbekannt war. Dann, unerwartet, wie es erloschen war, flammte das Licht wieder auf. Das Lied ging über in den

langgezogenen Ruf: „Aaah!“ Eustace blickte um sich. Der Frau mit den Pusteln rannen Tränen über die Wangen. Ein Lächeln der Erleichterung umspielte des Mechanikers Lippen. „Das Signal ‚Gefahr vorbei!‘ Das Signal ‚Gefahr vorbei!‘ ... Hip! Hip! Hurrah!“ Der Ruf brauste über Eustace hinweg; die Masse war in Bewegung geraten und riß ihn fast vom Boden hoch.

„Halten Sie die Kleine fest an der Hand!“ riet er dem Mechaniker, „an der andern halte ich sie.“ Stufe um Stufe brachten sie das Kind in dem schrecklichen Gedränge hinauf. Zum Wahnsinnigwerden langsam ging das! Endlich standen sie wieder in der Eingangshalle. Eustace holte tief Atem und dehnte die Lungen. Wie Splitter einer berstenden Granate zerstob der Menschenhaufe nach allen Seiten in die Straßen. Der bleiche Mechaniker begann so arg zu husten, als sei er am Ersticken. Endlich hörte er auf und sagte:

„Das reinigt die Kehle. Ich danke Ihnen vielmals, Sir, ohne Sie hätten wir Milly kaum heraufgebracht. Das Kind sieht elend aus.“

In der Tat war das Gesicht der Kleinen noch bleicher als das ihres Vaters; ihre Augen blickten ins Leere.

„Wohnen Sie weit von hier?“

„Nein, gleich um die Ecke, Sir.“

„Dann los!“

Sie schafften das Kind, das nur mechanisch die Beine weiterbewegte, ins Freie. Die Straße wimmelte von Menschen, die aus den Deckungen hervorkamen und nach Hause

eilten. Eustaces Blick fiel auf das Zifferblatt seiner Uhr. Schon zehn!

„Zum Teufel mit dieser Sippschaft!“ dachte er. Jetzt werden alle Restaurants schon geschlossen sein!“

Da sagte die Frau mit den Pusteln, als habe sie seinen Gedanken erraten:

„'Enry, wir sollten den Herrn nicht länger aufhalten, er ist gewiß sehr müd. Ich kann ja auch Milly tragen helfen. Plagen Sie sich nicht länger mit uns, Sir. Wir danken Ihnen vielmals.“

„Gern geschehn!“ erwiderte Eustace, „nicht der Rede wert.“

„Hier sind wir schon,“ sagte der Mechaniker und blieb an der Seitentür eines Geschäftsladens stehn; „wir wohnen im Kellergeschoß. Dürfen wir vielleicht so frei sein, Sie zu einer Tasse Tee einzuladen?“ In diesem Augenblick versagten dem Kind die Beine gänzlich den Dienst.

„Milly, Liebling, nimm dich zusammen, wir sind ja schon zu Haus.“

Das Kind ließ den Kopf sinken.

„Sie ist ohnmächtig geworden, armes kleines Ding!“

„Heben Sie sie hoch!“ sagte Eustace.

„Sperr' auf, Mutter, der Schlüssel ist in meiner Tasche; geh du voraus und zünd' das Gas an.“

Sie trugen das magere Kind, das ihnen jetzt zentnerschwer schien, einige Stufen hinab ins Kellergeschoß und legten es auf ein kleines Bett; das Zimmer diente offenbar allen dreien

als Schlafraum. Der Mechaniker drückte dem Kind den Kopf nach unten, gegen die Beine.

„Sie kommt wieder zu sich! Sieh nur, Milly, du bist daheim in deinem Bett! Und jetzt kriegst du eine Tasse guten heißen Tee! Gelt?“

„Diesen Kaiser schlag' ich noch tot!“ murmelte das spindeldürre Kind und starrte mit den wasserblauen Augen Eustace verwundert an; im Licht der Gaslampe schien das Kindergesicht wie aus Wachs.

„Eil' dich, Mutter, schenk' dem Herrn eine Tasse ein. Das wird Ihnen gut tun, Sir, Sie müssen ja verhungert sein. Möchten Sie nicht in die Küche kommen und eine Zigarette rauchen, während sie uns Tee kocht?“

Mit einem Male empfand Eustace sonderbare Sympathie für diesen bleichen, selbstlosen Menschen. Er hielt ihm sein glänzendes, gewölbtes Etui hin, das Zigaretten mit Goldmundstück enthielt. Der Mechaniker nahm eine und hielt sie einen Augenblick höflich in der Hand, als wollte er sagen: „Zwar nicht meine Sorte, aber da Sie so freundlich sind —“

„Danke bestens, Sir, eine Zigarette wird uns beiden gut tun nach der Untergrundbahn. Da drunten war es schwül.“

Eustace nahm diesen über alle Maßen milden Ausdruck mit einem Lächeln hin.

„Na, luftig war es grade nicht.“

„Ich hätt' den Fliegerangriff hübsch ruhig zu Haus abwarten können, aber das Kind hat sich so geängstigt und die Untergrundbahn liegt gegenüber. Ja, in diesen Zeiten

muß man das schon mit in Kauf nehmen, aber für Kinder und alte Leute is es hart, und erst recht für Frauen. Hoffentlich is Ihnen jetzt besser, Sir, Sie haben vorhin sehr blaß ausgesehn."

„Danke, ja," erwiderte Eustace und dachte: „Lange nicht so blaß wie du, mein Freund."

„Der Tee is in einer Minute fertig. Wir haben hier Gas, da kocht der Kessel im Handumdrehn. Setz' dich, Alte, ich hol' ihn dir."

Eustace trat zum Fenster. Die Küche war hermetisch verschlossen.

„Sie erlauben doch, daß ich das Fenster öffne," sagte er, „ich bin noch halb erstickt von dieser Untergrundbahn."

Er saß auf dem Fensterbrett zwischen den Geranientöpfen und sog die verdorbene, feuchte Luft einer Londoner Kellerwohnung ein. Sein Blick schweifte gleichgültig über die Farbendrucke an den Wänden — Ausschnitte aus der Weihnachtsbeilage einer Zeitschrift — und über die Porzellangegenstände, die jeden Zollbreit freien Raums einnahmen. Diese Gratisandenken aus Seebädern weckten in ihm eine gewisse leise Sympathie.

„Sie sammeln Porzellan, wie ich sehe," sagte er schließlich.

„Ja. Meine Frau hat solche Dinger gern," erwiderte der Mechaniker, wobei er Eustace sein von der Gasflamme beleuchtetes bleiches Gesicht zuwandte; „es erinnert sie an Ferien. Sind ganz lustig, die Sachen, hab' sie auch gern; wenn nur das Abstauben nicht war'!"

„Da haben Sie wohl recht," bemerkte Eustace; in Gedanken sah er sich plötzlich, wie er über sein kostbares Porzellan aus der Zeit der Mingdynastie behutsam mit dem Flederwisch fuhr. Mingporzellan und die Gratisandenken aus dem Seebad! Der Mechaniker rührte den Tee in der Kanne um.

„Mir einen schwachen, bitte!" sagte Eustace schnell.

Der Mechaniker goß drei Tassen voll und trug eine davon zu Eustace hinüber, ferner ein Milchkännchen und eine Schale mit feuchtem Zucker. Der Tee sah dick und dunkel aus, vermutlich eine indische Sorte; Eustace, der dünnen, blassen Chinatee mit Zitrone zu trinken pflegte, nahm die Tasse feierlich entgegen. Der Tee schmeckte ihm jedoch wider Erwarten ganz gut und dankbar trank er ihn aus.

„Sie hat den Tee recht brav ausgetrunken," meldete die Frau mit den Pusteln, die aus dem Schlafzimmer kam.

„Hier is deiner, Mutter,"

„Hast du noch nicht getrunken, 'Enry?'"

„Bin eben dabei," erwiderte der bleiche Mechaniker, der gerade die vierte Tasse füllte. Er hielt inne und fragte: „Möchten Sie noch eine Tasse, Sir? Es is noch mehr als genug in der Kanne."

Eustace schüttelte den Kopf. „Nein, danke bestens. Hab' es schon sehr eilig." Dennoch blieb er auf dem Fensterbrett sitzen, wie ein Wanderer im pfeifenden Wind auf einem Gipfel ein wenig verweilt, ehe er den Abstieg beginnt. Jetzt trank endlich auch der Mechaniker seinen Tee. „Wollen Sie

wirklich keinen mehr, Sir?" Er schenkte nochmals seiner Frau und dann wieder sich selbst ein. Auf beide übte die dunkle Flüssigkeit eine belebende Wirkung, sie sahn gleich besser aus.

„Ich sag' ja immer, es geht nichts über eine Tasse Tee," meinte die Frau.

„Ganz richtig; da drunten hätt' uns so eine Tasse geschmeckt, wie, Sir?"

Eustace erhob sich.

„Hoffentlich ist Ihre Kleine bald wieder wohl," sagte er. „Besten Dank für den Tee. Hier ist meine Karte. Es hat mich sehr gefreut, Sie kennen zu lernen."

Der Arbeiter nahm die Karte und sah demütig wie ein Hund zu Eustace empor.

„Es war uns wirklich ein großes Vergnügen und wir haben Ihnen zu danken, Sir. Ich werd' nicht vergessen, wie lieb Sie zu unserm Kind waren."

Eustace schüttelte den Kopf. „Nicht der Rede wert. Gute Nacht, Mrs. — eh —"

„Thompson is mein Name, Sir."

Eustace unterdrückte den leichten Schauer, den ihr Gesicht noch immer in ihm wachrief, und reichte ihr die Hand.

„Gute Nacht, Mr. Thompson."

Der bleiche Mechaniker rieb schnell die Hand an der Hose sauber und schüttelte Eustace mit erstaunlicher Kraft die Rechte.

„Gute Nacht, Sir."

„Hoffentlich sehn wir uns wieder," sagte Eustace und ging.

Es war eine sternhelle Nacht; eine Minute blieb er auf der Straße mit den abgeblendeten Laternen stehn und blickte zu den fernen Silberpunkten empor, die den goldenen Sternchen an der Kuppel des türkischen Bades so ganz und gar nicht ähnlich sahen. Wie er so dastand, hatte er das Gefühl, als habe ihm dieser Abend einen Genuß bereitet; denn wer genießt nicht gern einmal, was er nie zuvor gesehn hat und wahrscheinlich auch nie wieder sehn wird!

XIX
SOAMES UND DER WELTKRIEG
1914—18

An jenem Tage des Jahres 1914, da das Attentat von Sarajewo die Welt in Schrecken versetzte, fuhr Soames Forsyte in einem Taxi den Haymarket in London hinauf; auf seinen Knien lag ein Bild von James Maris, das er soeben bei Dumetrius gekauft hatte. Soames war mit dem Resultat dieses Handels sehr zufrieden; nach langem, lebhaftem Feilschen war der Bursche schließlich in letzter Minute auf sein Angebot eingegangen, und Soames hatte sich im stillen darüber gewundert.

Der Grund dieser Bereitwilligkeit dämmerte ihm erst auf, als er des Abends im Hause seiner Schwester in der Green Street im Abendblatt las: „Dieses tragische Ereignis wird vielleicht Europa in seinen Grundfesten erschüttern. Die üppigste Phantasie kann sich die düsteren Folgen des Attentats kaum ausmalen,“ Dieser Bursche Dumetrius mußte sie sich dennoch ausgemalt haben: schwarz in schwarz. Wie Soames nur zu gut wußte, hingen die Kurse des Kunstmarktes von der Seelenruhe der Käufer und dem Fremdenverkehr aus Amerika ab; und was diese beiden gefährdete, traf auch die Kurse empfindlich. Düstere Folgen! Er legte die Zeitung hin und blieb nachdenklich sitzen. Nein! Der

Kerl schlug grundlos Alarm. Ein Erzherzog mehr oder weniger — was lag schon daran! Die beschäftigten die Zeitungen immer auf die eine oder die andere Art. Nun, morgen wollte er sehn, was die ‚Times‘ dazu sagte; vermutlich erwies sich dann die ganze Affäre als Sturm im Wasserglas. Soames hatte für europäische Angelegenheiten eigentlich nicht viel übrig. ‚Unruhen im Balkan‘ — war das nicht schon ein geflügeltes Wort? Hinter geflügelten Worten aber pflegte nicht viel zu stecken.

Tags darauf studierte er auf der Heimfahrt nach Mapledurham, den James Maris wieder auf den Knien, abermals die ‚Times‘. Wie immer, wenn ein Attentat geschah, hob die Redaktion entsetzt die Hände zum Himmel — nun, ihn sollte das nicht daran hindern, angeln zu gehn.

Auch noch nach dem Ultimatum Österreichs im folgenden Monat konnten Soames und neunundneunzig Prozent seiner Landsleute nicht begreifen, warum man wegen der Sache so viel Lärm schlug. Wie, England sollte da mit hineingerissen werden? Blödsinn! Er war kurz nach dem Krimkrieg zur Welt gekommen und konnte daher diesen Gedanken nicht fassen; in derartiger Lage hatte der Kontinent von England bisher stets gute Ratschläge erhalten, mehr nicht. Auch hatten eben Fleurs Schulferien begonnen und er gedachte ihr ein Pony zu kaufen. Sie war jetzt zwölf und es war an der Zeit, daß sie auch diese unnütze Kunst, das Reiten, erlernte. Und schließlich: wenn die Leute durchaus einen Anlaß zu Aufregungen brauchten, bot ihnen

denn Irland nicht Aufregung genug? Als erste hatte ihn Annette aus seinem Seelenfrieden aufgescheucht, nun war er wie von Unrast gejagt. In diesen Jahren war Annette eine schöne Frau von fast fünfunddreißig — ‚in ihrer Blütezeit‘, wie George Forsyte ironisch zu bemerken pflegte. Sie las keine englischen Blätter, erhielt aber häufig Briefe aus Frankreich. Am 28. Juli sagte sie zu Soames:

„Soames, es gibt Krieg — diese Deutsche sind total übergeschnappt.“

„Krieg wegen einer solchen Lappalie? Unsinn!“ knurrte Soames.

„Ach, Soames, du hast nicht geringste Phantasie. Selbstverständlich gibt es Krieg, und mein armes Frankreich wird kämpfen müssen für Rußland. Und ihr Engländer — was werdet ihr tun?“

„Wir? Tun? Nichts, natürlich! Wenn ihr solche Narren seid, Krieg zu führen, können wir's nicht ändern.“

„Wir erwarten eure Hilfe,“ erklärte Annette. „Aber auf euch Engländer ist eben nie Verlaß. Ihr wartet immer erst ab, wie der Hase läuft.“

„Was geht denn die Geschichte uns an?“ fragte Soames gereizt.

„Das werdet ihr bald genug erfahren, wenn erst die Deutsche Calais einnehmen.“

„Ich hab' immer gedacht, ihr Franzosen seid unbesiegbar.“ Er stand auf und verließ das Zimmer.

An jenem Abend fiel sogar Fleur etwas auf; der Vater

kümmerte sich heute gar nicht um sie. Den ganzen Samstag und Sonntag war er nervös. Sonntag nachmittag hieß es, die Deutschen hätten Rußland den Krieg erklärt. Soames hielt es für eine Zeitungssente; er lag jedoch die halbe Nacht wach und als er Montag morgens in der 'Times' die Nachricht bestätigt fand, fuhr er mit dem ersten Frühzug nach London. Es war der Bankfeiertag im August und Soames suchte seinen Klub in der City auf, den einzigen Platz, wo er vielleicht die letzten Nachrichten von der Börse erfahren konnte. Im Klub hatte sich, wie er bemerkte, auch eine beträchtliche Anzahl anderer Leute zu dem gleichen Zwecke eingefunden, darunter einer der Teilhaber seiner Bank, 'Grien & Griener' — den Eingeweihten unter dem Spitznamen 'Grins & Grinser' bekannt. Diesem setzte Soames seine Wünsche über den Verkauf gewisser Papiere auseinander. Der Kerl — es war 'Grins' — sah ihn von der Seite an.

„Schwere Geschichte, Mr. Forsyte," erklärte er; „die Börse soll für ein paar Tage geschlossen werden."

„Geschlossen?" sagte Soames. „Was? Die Regierung wird doch nicht dulden, daß der Handel in Wertpapieren aufhört, selbst wenn——"

„Er wird aufhören müssen, wenn die Kurse nicht ins Bodenlose sinken sollen. Wir haben jetzt schon eine Panik——"

„Panik!" wiederholte Soames und starrte den Bankier an — wie geschickt sich doch der Kerl in die neue Lage fand! „Ich ziehe meine Aufträge zurück; ich verkaufe nichts."

Ohne zu ahnen, daß er mit diesen Worten nicht nur den Entschluß eines Einzelnen zum Ausdruck gebracht, erhob sich Soames und trat ans Fenster. Auf der Straße herrschte aufgeregtes Treiben. Die Zeitungsverkäufer brüllten: „Deutsches Ultimatum an Belgien !" Soames sah sich von oben die Gesichter der Leute auf der Straße an. Das war sonst nicht seine Gewohnheit, aber jetzt ertappte er sich dabei. In jedem Gesicht zeigte sich eine Falte zwischen den Brauen. Eine nette Bescherung! Auf seinem Landsitz an der Themse war er sich der Gefahr gar nicht bewußt geworden. Und mit einem Mal empfand er ein Verlangen nach den neuesten Drahtnachrichten.

Das Anschlagbrett mit den letzten Depeschen war von Menschen umlagert, die er nicht kannte. Da es Soames stets verdroß, dasselbe zu tun wie die andern und gar noch darauf zu warten, ging er ins Rauchzimmer und nahm dort Platz. Er hatte sich im Klub nie zu Hause gefühlt und brachte es nicht über sich, mit fremden Klubmitgliedern ein Gespräch anzuknüpfen; so begnügte er sich damit, den Worten der andern zu lauschen. Was er da zu hören bekam, war alarmierend genug. Die drei oder vier Leute, die in Hörweite saßen, schienen nur von der einen Angst besessen, daß ‚diese verdammte Regierung der Sachlage ganz und gar nicht gewachsen‘ sein werde. Soames spitzte die Ohren. Über die Radikalen und die Arbeiter hörte er in dieser kurzen Zeitspanne mehr schimpfen als je zuvor. Die Worte ‚Verräter⁴ und ‚Politiker‘ kehrten wie im Takt immer

wieder. Zwar deckten sich die allgemein geäußerten Ansichten ungefähr mit den seinen, doch seine zurückhaltende, gemessene und berechnende Natur bäumte sich gegen dieses Schwatzen auf. Was stellten sich die Leute nur unter einem Krieg vor——etwa eine Landpartie?

„Wenn wir jetzt nicht mittun,“ erklärte einer aus der Gruppe, „werden wir nie mehr den Kopf hochtragen können.“

Soames schnob verächtlich. Warum denn? Das sah er nicht ein. Deutschland und Österreich würden gegen Frankreich und Rußland stehn — wenn sie sich so toll hineinstürzen wollten. Auch in der Vergangenheit hatte es auf dem Kontinent stets Krieg gegeben. Und nun, da die Mächte diese riesigen Armeen unterhielten, war es eigentlich ein Wunder, daß sie nicht schon längst einander in den Haaren lagen. Wozu verzichtete man auf ein stehendes Heer, wozu hatte man die gewaltige Flotte, wenn man sich dadurch nicht Kriege vom Leib halten konnte? Eine Bande, wahrhaftig! Ihr ganzes Sinnen und Trachten galt ihren Dividenden; na, dabei würden sie nun ihre blauen Wunder erleben. Wenn England jetzt wirklich den Kopf verlor und mittat, gab es wohl bald überhaupt keine Dividenden mehr. Krieg führen — ein schöner Einfall! Wer so wie er volle sechzig Jahre hindurch den Frieden für selbstverständlich gehalten hatte, mußte über diese schreckliche Entscheidung zutiefst empört sein. Was hatten die Russen oder die Franzosen je für England getan, daß sie von ihm erwarten durften, es werde für sie die Kastanien aus dem Feuer holen? Und

was die Deutschen anging — nun, ihr Kaiser war ein aufgeblasener Fant, der ständig mit dem Säbel rasselte und über Dinge faselte, von denen er nichts verstand — aber man konnte ihre Denkweise doch noch eher begreifen als die der Russen oder Franzosen; und die Idee, Österreich zu bekriegen, war einfach lachhaft!

„Albert hat an die Mächte appelliert," sagte jemand.

Albert! Aha, das war der König von Belgien. An die Mächte hatte er appelliert, so so! Belgien stand doch unter Neutralitätsschutz ebenso wie die Schweiz! Die Deutschen würden doch nicht so toll sein, diese Neutralität zu——! Man lebte ja in einem zivilisierten Zeitalter——es gab Verträge und dergleichen! Er erhob sich. Sinnlos, sich diesen chauvinistischen Schwatz länger anzuhören. Er wollte lieber zum Lunch gehn.

Aber er brachte kaum einen Bissen hinunter — es war so schwül. Es sollte ihn gar nicht wundern, wenn diese Temperatur auch auf die politische Lage starken Einfluß nahm. Könnte man nur alle diese Kaiser, Generale und andern Burschen ein wenig aufs Eis legen, da schlugen sie gleich eine andere Tonart an. Er trank eben ein Glas Gerstenwasser, als er den Kellner zu einem Klubmitglied am Nebentisch sagen hörte: „So lautet die Nachricht, Sir."

„Herrgott!" rief der Mann auffahrend.

Soames vergaß seine gute Erziehung.

„Was für eine Nachricht?"

„Die Deutschen sind in Belgien eingefallen, Sir."

Soames stellte das Glas hin.

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Es steht auf dem Anschlagbrett, Sir.“

Soames ließ einen Laut hören, so tief und knarrend, als käme er direkt aus seinen Stiefeln. Jetzt galt es, zu überlegen. Aber an diesem Ort konnte man ja nichts in Ruhe überlegen.

„Die Rechnung!“ rief er.

Den Klubregeln und seiner lebenslangen Gewohnheit zu Trotz gab er dem Kellner einen Shilling Trinkgeld, denn er hatte das dunkle Gefühl, der Mensch habe ihm einen ganz besondern Dienst erwiesen. Dann empfand er plötzlich Sehnsucht nach seinem Heim und nahm einen Wagen nach dem Paddington-Bahnhof; während der Fahrt im Zug las er das Abendblatt oder starrte zum Fenster hinaus.

Zu Hause angelangt, verriet er niemandem auch nur ein Wort von dem, was er gehört hatte — er dachte jetzt nur an eins: sich in aller Stille mit der neuen, furchtbaren Lage abzufinden. Dieser Grey — ein zuverlässiger Mann, der beste der ganzen Gesellschaft — hielt jetzt gewiß seine Rede im Parlament. Was mochte er wohl sagen? Und wie nahm man diese Rede auf? Er setzte sich in seine Zille und lauschte dem Gurren der Holztauben im Grünen in der friedlichen Stille dieses klaren Tages. Er wollte ganz allein sein. England! Es hieß, die Flotte sei in Bereitschaft. Weiter kam er nicht in seinen Gedanken. Das Wasser wirkte seltsam beruhigend auf ihn. Ihm war, als glitten seine

Gedanken mit der Strömung hinab bis zum Meer, als stärke das Wasser seinen Glauben an die Flotte, Englands Stolz und Hort. Er streckte die Hand hinab und ließ das grünliche Naß durch die gespreizten Finger gleiten. Alle Wetter! — da schoß wie ein bläulicher Blitzstrahl durchs Schilf ein Eisvogel hin — seit Wochen hatte er keinen mehr gesehen. Nicht um die Welt wollte er jetzt mit diesem Grey tauschen; auch er war, wie es hieß, ein Vogelfreund und liebte das Angeln. Was er jetzt wohl im Parlament sprach? Er war immer ein Gentleman gewesen, was andres konnte er da wohl sagen, als daß England sein Wort halten werde? Und wieder stieß Soames einen Laut aus, der aus seinen Tiefen emporzudringen schien. Er sah keinen andern Ausweg als mitzuhalten. Und was dann? Dieser grüne Friede ringsumher, jedes Heim im ganzen Land, Aktien und Anleihen — alles stürzte, brach zusammen! Und der alte Onkel Timothy, vierundneunzig war er! Er mußte trachten, daß der Greis nichts davon erfuhr. Glücklicherweise kam seit Tante Hesters Tod keine Zeitung mehr in die ‚Nestvilla‘; Timothy hatte sich im Jahre 1910 über den Bericht des Oberhauses derart aufgeregt, daß er seither nicht einmal die ‚Times‘ mehr hielt.

‚Und meine Bilder!‘ dachte Soames. Und Fleurs Erzieherin — eine Deutsche! Französisch hatte Fleur immer mit ihrer Mutter gesprochen. Es würde ihn gar nicht überraschen, wenn Annette die Erzieherin jetzt fortschickte. Was sollte dann aus ihr werden — niemand würde während des

Kriegs eine Deutsche ins Haus nehmen. Eine Libelle flog vorbei. Soames blickte ihr nach und tief in seiner Brust begannen sich Groll und ein dumpfer Schmerz zu regen. Ein so schöner, heißer Sommer, aber die Menschen gaben sich nicht damit zufrieden, sondern mußten diesen Höllenkrach schlagen! Wer weiß — wer weiß, wohin das noch führte? Er erhob sich und fuhr langsam zum andern Ufer hinüber. Von dort aus konnte er die Kirche sehn. Er selbst ging zwar nie hinein, doch andern bedeutete sie vermutlich mehr. Jetzt wollten auf dem ganzen Kontinent die Völker einander in Fetzen reißen. Was würden die Pfaffen dazu sagen? Wahrscheinlich gar nichts — eine komische Gesellschaft. Sieben Uhr! Die Sitzung im Unterhaus mußte nun zu Ende sein. Langsam kehrte er wieder zurück. Es roch nach Lindenblüten und Spierstauden, Heckenrosen und Geißblatt — und jetzt, in der Abendkühle, begann auch das Gras stärker zu duften. Gern wäre Soames noch auf dem Wasser geblieben, aber die Luft wurde feucht.

Und die Mütter all dieser Jungen, die nun ins Feld hinaus-zogen: junge Burschen, Rekruten — Russen und Österreicher, Deutsche und Franzosen — sie alle wußten ja gar nicht, worum es hier ging, und scherten sich keinen Pfifferling drum. Nette Bescherung! Viele Freiwillige würde es hier geben, falls——falls——! Aber er wußte wirklich nicht, konnte sich auch gar nicht denken, wie England dabei helfen sollte, außer zur See.

Er stieg aus der Zille und ging langsam am Hause ent-

lang zur Eingangstür. Vorbei war die Hitze, das Licht verglommen, schon guckte hie und da ein Stern hervor, die Luft roch ein wenig nach Staub. Soames blieb steif stehn wie ein Pelikan, der selbst nicht weiß, worauf er wartet. Aus der Richtung von Reading fuhr knatternd ein Motorrad heran; der staubbedeckte Lenker rief ihm die Worte zu:

„Parlamentsbeschluß: Wir ziehn los!“ und knatterte an ihm vorbei. Soames streckte die eine Hand aus. Es war die tastende Bewegung eines Blinden.

„Wir ziehn los?“ Mit nüchternem Magen stand er da unter den Sternen und seine Einbildungskraft, die er sonst verkümmern ließ, lebte jetzt auf und schlug ihn in Bann. Lose, flüchtige Bilder des Krieges huschten durch sein Hirn, wie ein Möwenschwarm über Meer und Dünen; aus dem Dunkel seiner laienhaften Unerfahrenheit tauchten sie auf und kehrten in das Dunkel zurück, denn dieser unkriegerische Laie hatte bisher nur Friedensverhältnisse gekannt. Daß man so etwas mit sechzig noch erleben mußte! Hätten sie doch gewartet, bis er so alt und stumpf war wie Timothy. Angst! Die Angst war es! Kitchener, hieß es, sei aus Ägypten zurückgekehrt. Das war gewiß nicht ohne Bedeutung. Ein finster aussehender Kerl, der über die Leute hinweg sah wie ein Löwe im Zoo — der setzte gewiß durch, was er wollte. Plötzlich entsann sich Soames seiner Gefühle im Burenkrieg während der schwarzen Woche — eine Lappalie im Vergleich mit diesem Ereignis. Freilich, der alte Roberts lebte ja noch, aber er war vermutlich schon zu alt.

„Vielleicht aber,“ dachte er, „bleibt uns der Kampf zu Lande doch erspart.“ Oder es trat eine unerwartete Wendung ein. Am Ende kamen die Deutschen doch noch zur Besinnung, sobald sie hörten, daß England am Kriege teilnahm. Und dann Rußland — das hatte mehr Menschen als alle andern Länder zusammen. Die „Dampfwalze“ nannte man's. Konnte es wirklich so viel Dampf entwickeln? Japan hatte es doch geschlagen.

„Nun, wenn wir mitgehn, dann halten wir auch durch!“ dachte er mit seltsam gemischten Gefühlen zugleich stolz und bekümmert. Diese instinktive Einsicht entsetzte ihn und gewährte ihm auch wieder tiefe Befriedigung. Heute abend sang man gewiß überall: „Rule Britannia.“ Die Leute hatten keine Ahnung, was ihnen bevorstand — Spatzenhirne hatten sie!

Am schwarzblauen Himmel flammten die Sterne. Durch alle Länder Europas zogen jetzt waffenstarrende Armeen, Kriegsschiffe durchkreuzten alle Meere. Und dies Schweigen ringsum — diese Stille vor dem Sturm, sie währte wohl nicht mehr lang. Aha, da kamen sie schon; singend marschierten sie auf der Landstraße zurück — wahrscheinlich betrunken. Eine unbekannte Melodie, unbekannte Worte — banales Zeug:

„'s ist ein weiter Weg nach Tipperary,
Einen weiten Weg ziehn wir fort.
Ade Piccadilly, ade Leicester Square!
's ist ein weiter Weg' nach Tipperary,
Und mein Schatz, mein Schatz bleibt dort.“

Was hatte das nur mit dem Krieg zu tun? Jetzt schrien sie Hurrah. Irgend eine Proletengesellschaft hatte offenbar die Nachricht erfahren. Aber Proleten oder nicht — heute waren alle Engländer eins! Nun, er mußte jetzt ins Haus gehn.

II

Diesen Abend und den ganzen nächsten Tag stand Soames unter dem Druck tiefen Schweigens, wie wir es eher instinktiv als vorsätzlich zu wahren pflegen, sobald die Entscheidung gefallen ist. Er las die Rede ‚dieses Grey‘ und sah wie alle seine Landsleute der Antwort auf Englands Ultimatum ungeduldig entgegen; aber er ahnte, daß sie niemals kommen werde. Die Deutschen hatten bei der Invasion Belgiens ‚Blut geleck‘ und würden dieses Land nie wieder freiwillig räumen.

Am Nachmittag konnte er weder seine eigene trübe Stimmung noch Annettes Aufregung länger ertragen; er ging zum Bahnhof und fuhr nach London. Die Straßen waren voll Menschen und wurden es von Minute zu Minute mehr. Es war schon spät, als er im ‚Connoisseurs-Klub‘ das Abendessen nahm, doch ihm war's, als bliebe ihm jeder Bissen in der Kehle stecken. Danach begab er sich in den Gesellschaftsraum hinab. Von seinem Fensterplatz aus sah er auf St. James' Street und auf die Menschen hinab, die augenscheinlich alle dem Parlament, dem Zentrum des ganzen Landes, zustrebten. Um elf Uhr, hieß es, laufe das Ultimatum ab. Er saß fast allein in diesem stillen Raum, dessen

Möbel und Bilder man während eines friedlichen Jahrhunderts für kultivierte Menschen gesammelt hatte. Dies alles gehörte zu dem Leben, das er bisher gekannt, zu dem England der Königin Victoria und des Königs Eduard. Der Burenkrieg und all die andern kleinen Affären, die Expeditionen gegen die Aschanti, Afghanen und im Sudan — rein militärische Angelegenheiten in fernen Ländern — hatten das Leben der ‚Connoisseurs‘ kaum berührt; es war ganz im gewohnten Geleise weitergegangen; nur bei der Lektüre der Morgenzeitungen dachten sie an die Ereignisse, nahmen sie als notwendiges Übel hin und genossen sie zum Frühstück als verdauungsförderndes Mittel wie eine Prise Glaubersalz. Aber diese Riesenaffäre war etwas ganz anderes, hatte sie es doch zuwege gebracht, die hadernden Politiker zur Eintracht zu bekehren, wie das Morgenblatt berichtete. Die Reime Lewis Carrolls fielen ihm ein:

„Da kam ein Riesenkrähenvieh,
So schwarz wie Teer vom Fasse,
Den Helden schoß der Schreck ins Knie,
Vorbei war's mit dem Hasse,“

Er erhob sich und ging ruhelos in der Halle auf und ab. Die anwesenden Klubmitglieder, etwa ein halbes Dutzend Leute, standen um das Anschlagbrett gedrängt. Soames, der niemanden kannte, hielt sich ein wenig abseits. Einer der Anwesenden wandte sich um und sprach ihn an. Soames überlief es bei dieser Anrede kalt — in Augenblicken der Erregung schrak er mehr denn je vor seinen Mitmenschen

zurück. Hier konnte er nicht länger bleiben und das öde Geschwätz der Leute anhören. Er gab eine kurze Antwort, nahm den Hut und ging. Draußen unter den Menschen würde er allein sein; so ließ er sich denn von dem Strom durch die Pall Mall zum Auswärtigen Amt treiben. Immer dichter ward das Gedränge, aber trotz aller Aufregung blieben die Leute merkwürdig still. Langsam schob sich die Menge durch die Cockspur Street nach Whitehall vor, bis sie sich am Eingang der Downing Street staute und zum Stillstand kam. Zehn Minuten fehlten noch bis zur Entscheidungsstunde! Soames ließ sich sonst von den Stimmungen der Masse nicht beeinflussen — Naturell und Erziehung bewahrten ihn davor; jetzt aber riß auch ihn die Erregung mit. Was er hier erlebte, war mehr als Massensuggestion, war mehr als augenblicklicher Impuls; hier wuchs aus den Empfindungen der Einzelnen ein Gemeinschaftsgefühl empor, das wohl kaum dem Lärm entsprang, der sich jetzt ringsum erhob und bisweilen zum Tumult anschwell. Aber dieser Lärm schien nur Begleitmusik, schien alle die Gesichter ebenso wenig zu berühren wie die blinkenden Sterne, die ruhig zusah. Die verschiedensten Männer und Frauen jeden Standes waren hier dicht zusammengedrängt wie Heringe im Faß und er stand unter ihnen, Schulter an Schulter, und fühlte sich dabei nicht einmal unbehaglich. Lauter Zivilisten — friedliche Menschen, nicht e i n Soldat oder Matrose in ihrer Mitte. Nun stimmten sie die Nationalhymne an und auch Soames summte mit. Er konnte sich selbst nicht hören, und das war

ihm ein Trost. Gebannt blickte er auf die Parlamentsturm-
uhr; unerträglich langsam krochen auf dem hellbeleuchteten
Zifferblatt die schräg zum Himmel gerichteten Zeiger vor-
wärts. Nur noch zwei Minuten, dann ging die schreckliche
Sache los! Was würde sie noch bringen? Wie sollte er das
ahnen? Eine böse Geschichte, eine tolle Geschichte! Hatte
man einmal begonnen, dann gab es kein Zurück — dann
hieß es durchhalten — bis in den Tod — jawohl! Alle Ge-
sichter, von den Bogenlampen fahl beleuchtet, waren jetzt
nach einer Richtung gekehrt; aus ihren geöffneten Mündern
drang noch immer jenes Lied. Und dann — Glocken-
schlag! Erdröhnte, verhallte — Jubelgeschrei der Menge.
Seltsamer Anlaß zum Jubel! „Hurra — a — a!“ Nun
ging es los! . .

Soames entfernte sich. Hatte er mitgeschrien? Er wußte
es nicht recht. Ein wenig beschämt ging er weiter. Warum
hatte er nicht draußen an der Themse die Ereignisse abge-
wartet, statt sich wie einer dieser jungen Kontoristen oder
Ladenschwengel ins Gedränge zu stürzen? Ein Glück, daß
wohl kaum jemand erfuhr, wo er gewesen. Was für einen
Sinn hatte es, daß er sich aufregte! Was sollte er in seinem
Alter noch tun oder erreichen! Sechzig! Nun war er froh,
daß er keinen Sohn hatte. Schlimm genug, jetzt drei Neffen
zu haben. Zwar, Val befand sich in Südafrika und sein
Bein war noch nicht ausgeheilt; aber Winifreds zweiter Sohn,
Benedict — wie alt war er doch — dreißig? Und dann
Cicelys Junge — er war eben zum Studium nach Cambridge

gegangen. Alle diese Jungen in Gefahr. Der eine oder andre würde gewiß nichts Eiligeres zu tun haben, als sich totschießen zu lassen. Eine böse, eine traurige Geschichte! Und alles nur darum, weil —! Ja, warum eigentlich?

Wie ein Schlafwandler war er bis zum Ritz-Hotel gegangen. Alles war in lebhaftester Bewegung. Die Kellner standen draußen auf dem Gehsteig, Straßendamen unterhielten sich erregt miteinander, sprachen auf die Schutzleute ein und schienen ihren Erwerb ganz vergessen zu haben. Soames schritt über den Berkeley Square durch ruhigere Gassen zum Hause seiner Schwester. Winifred erwartete ihn, noch immer in Halbtrauer um Montague Dartie, was Soames überflüssig fand. Als Winifreds Treuhänder hatte er die Begleitumstände jenes Unfalls auf der Hotelterrasse in Paris erfahren müssen, schon darum, um die Sache vor den übrigen geheimzuhalten.

„Ich höre, der Krieg ist erklärt, Soames. Ich habe aufgeatmet.“

„Aufgeatmet! Sehr gut!“

„Du weißt doch, wie ich's meine, lieber Junge. Wer weiß, was diese Radikalen sonst angerichtet hätten.“

„Die Geschichte wird Milliarden verschlingen, ehe sie zu Ende ist,“ erklärte Soames. „Zu Ende? Wer weiß, wann das sein wird — mit den Deutschen ist nicht zu spaßen.“

„Aber Soames, wir und Rußland im Bunde! Die Franzosen sind jetzt so tüchtig, sagt man.“

„Man sagt so manches," meinte Soames.

„Aber bist du nicht froh darüber?"

„Froh, daß wir nicht ausgekniffen sind, das schon. Doch es wird alle ins Verderben reißen. Wo ist dein Benedict?"

Winifred blickte verblüfft auf.

„O," rief sie, „der ist ja nicht einmal Freiwilliger."

„Bald wird er es sein," erklärte Soames düster.

„Hältst du die Lage wirklich für so ernst, Soames?"

„Verflucht ernst," gab er zur Antwort. „Du wirst an meine Worte denken."

Winifred schwieg mehrere Minuten. Ihr Gesicht, sonst stets so vornehm beherrscht, schien mit einem Schlag verändert, als habe man den Schleier, der es verborgen, ein wenig gehoben. Verschüchtert sagte sie:

„Ich bin nur froh, daß der liebe Val noch sein schlimmes Bein hat. Soames, du glaubst doch nicht an eine Invasion bei uns?"

„Nein, falls die unsern nicht den Kopf verlieren. Alles hängt von der Flotte ab. Es soll einen gewissen Jellicoe geben, soll ein tüchtiger Kerl sein, aber man kann ja nie wissen. Übrigens, diese Zeppeline — ich werde Fleur in irgend ein Internat nach Westengland schicken."

„Soll man sich mit Vorräten versorgen?"

„Wenn das alle tun, werden die Lebensmittel knapp, und das wäre schlimm. Je weniger Wesens man macht, desto besser. Ich werde mit dem ersten Zug nach Haus fahren. Jetzt geh' ich schlafen. Gute Nacht!" Er drückte einen

Kuß auf ihre Stirn, die der Schleier noch nicht wieder verhüllt hatte.

Er schlief gut und traf vor zwölf daheim in Mapledurham ein. Fleurs Empfang und der strahlende Friede, der über dem Flusse lag, wirkten so beruhigend auf ihn, daß er den Lunch schließlich nicht ohne Appetit verzehrte. Als er später auf der Veranda saß, trat sein Obergärtner auf ihn zu.

„Die Gartenbau-Ausstellung, die heut' nachmittag eröffnet werden sollte, is verschoben, gnädiger Herr. Die Deutschen werden an dem Brocken, nach dem sie da geschnappt haben, hoffentlich ersticken. Meinen Sie nicht auch, gnädiger Herr?“

„Weiß nicht,“ erwiderte Soames. Jedermann schien diesen Krieg für eine Landpartie zu halten, und das verdroß ihn.

„Ein Glück, daß Lord Kitchener hier is,“ meinte der Gärtner. „Der wird es ihnen schon zeigen.“

„Die Geschichte kann ein Jahr und vielleicht noch länger dauern,“ erklärte Soames; „daß Sie mir nicht das mindeste vergeuden, verstanden?“

Der Gärtner sah überrascht drein.

„Ich dachte——“

„Denken Sie, was Sie wollen, aber vergeuden Sie nichts und bauen Sie Gemüse an. Verstanden?“

„Jawohl, gnädiger Herr. Sie glauben also, daß die Sache ernst steht, gnädiger Herr?“

„Jawohl!“ erwiderte Soames.

„Verstehe, gnädiger Herr." Der Gärtner ging davon. Ein beschränkter Kerl! Da saß eben das Übel. Das Herz hatten die Leute auf dem rechten Fleck, aber beschränkt waren sie. Es hieß, diese Deutschen hätten große runde Schädel und flache Hinterköpfe, und wenn er sich recht entsann, stimmte es auch. Er trat ins Haus und nahm die ‚Times‘ zur Hand. Zeitunglesen schien das einzige, was man tun konnte. Während er noch dabeisaß, kam Annette herein. Sie war erhitzt und hielt einen Wollknäuel in der Hand.

„Nun, bist du jetzt zufrieden?" fragte Soames über seine Zeitung hinweg.

Sie trat an seine Seite.

„Weg mit der Zeitung, Soames, laß dir ein Kuß geben."

„Weshalb?"

Annette schob die ‚Times‘ fort und plumpste auf Soames' Knie. Dann legte sie ihm die Hände auf die Schultern, beugte sich ein wenig herab und küßte ihn.

„Weil ihr mein Frankreich nicht habt im Stich gelassen. Ich bin stolz auf England."

„Mir ganz neu," meinte Soames. Sie war schwer und duftete nach Verbenen. „Ich weiß wirklich nicht, wie wir euch helfen können, außer zur See," fügte er hinzu.

„O, mehr brauchen wir nicht. Jetzt stehn wir nicht mehr mit dem Rücken gegen die Wand; jetzt haben wir euch als Rückendeckung."

„Stimmt," sagte er. Annettes Nähe war ihm gar nicht unangenehm

Sie erhob sich und blieb vor ihm stehn.

„Jetzt werden wir diese abscheulichen Deutschen schlagen. Soames, wir können das Fräulein nicht behalten, sie muß gehn.“

„Aha! Hab' mir's ja gedacht. Warum nur? Sie kann doch nichts dafür.“

„Eine Deutsche im Hause? Ausgeschlossen!“

„Warum nicht? Sie ist doch harmlos. Wohin soll sie gehn, wenn du sie fortschickst?“

„Wohin sie will, nur fort aus dem Haus! Wer weiß — am Ende ist sie eine Spionin.“

„Blödsinn! Quatsch!“

„O, ihr Engländer seid so schwer von Begriff — ihr wartet immer, bis der Karren steckt im Dreck, wie ihr zu sagen pflegt.“

„Hysterie hat noch niemandem aus der Patsche geholfen,“ brummte Soames.

„Die Nachbarn werden sich darüber aufregen.“

„Sollen sie's!“

„Ich hab' ihr gesagt, sie muß gehn. Nach den Ferien muß Fleur ins Internat. Es nützt dir nichts, Soames, ich dulde keine Deutsche im Haus. „A la guerre comme à la guerre!“

Soames tat durch ein Knurren seine schärfste Mißbilligung kund. Da saß sie wieder einmal auf dem hohen Roß! Sein angeborener Gerechtigkeitssinn war verletzt, doch scharfsinnig sah er voraus, daß seine Weigerung eine unhaltbare Situation schaffen würde.

„Schick' sie also zu mir," entschied er.

„Nur kein Waschlappen sein!" sagte Annette und ging. Waschlappen! Das Wort erbitterte ihn. Waschlappen! Während er sich noch darüber ärgerte, sah er plötzlich die deutsche Erzieherin im Zimmer stehn.

Sie war eine hochgewachsene junge Person mit roten Wangen, ziemlich vorstehenden Backenknochen und ehrlich blickenden grauen Augen. Schweigend stand sie da, die Hände übereinander gefaltet.

„Eine böse Geschichte, Fräulein."

„Ja, Mr. Forsyte; die gnädige Frau sagte mir schon, daß ich gehn muß."

Soames nickte. „Die Franzosen haben ein starkes Nationalgefühl. Haben Sie schon irgendwelche Anordnungen getroffen?"

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf. Diese Gebärde machte auf Soames den Eindruck echter Verzweiflung.

„Was für Anordnungen kann ich denn treffen? Jetzt wird mich wohl niemand aufnehmen. Wäre ich nur vor einer Woche nach Deutschland zurückgekehrt! Wird man mich jetzt noch heimfahren lassen?"

„Warum nicht? Wir sind ja hier nicht an der Küste. Am besten, Sie fahren nach London und erkundigen sich bei den Behörden. Ich werde in einem Brief bestätigen, daß Sie die ganze Zeit über völlig zurückgezogen bei uns gelebt haben."

„Vielen Dank, Mr. Forsyte. Wie gütig von Ihnen!"

„Ich schicke Sie nicht fort," sagte Soames. „Das Ganze

ist ja lächerlich. Aber die Ereignisse wachsen einem über den Kopf." Und als er auf ihren vorstehenden Backenknochen zwei Tränen glänzen sah, fügte er rasch hinzu: „Fleur wird Sie vermissen. Haben Sie Geld?"

„Sehr wenig. Mein Gehalt sandte ich meinen alten Eltern."

Da hatte man's! Alte Eltern, junge Kinder, Invaliden und andre arme Teufel. Ein Jammer! Und er selbst mußte noch dazu beitragen! Obendrein eine nette junge Person! Nichts gegen sie einzuwenden, nur der Krieg! „An Ihrer Stelle würde ich keine Zeit verlieren," sagte er langsam. „Ich ginge nach London, noch ehe die eigentliche Kriegspsychose einsetzt und man Sie nicht mehr hinausläßt. Warten Sie einen Augenblick, ich gebe Ihnen Geld."

Er trat an seinen alten Nußholzsekretär, den er einmal in Reading aufgetrieben hatte — ein schönes Stück mit einem Geheimfach und obendrein ein Gelegenheitskauf. Er wußte nicht, wieviel er ihr geben solle, es war ja alles so ungewiß. Obwohl sie so ruhig dort stand, ahnte er, daß sie nur mit Mühe die Tränen zurückhielt.

„Verdammt!" fluchte er leise. „Ich gebe Ihnen Ihr Gehalt für ein Drittel jähr und fünfzehn Pfund für die Reise. Sollte man Sie nicht wegfahren lassen, so kommen Sie zu mir, sobald Ihnen die Mittel ausgehn."

Das junge Mädchen hob die übereinander gefalteten Hände.

„Ich möchte kein Geld nehmen, Mr. Forsyte."

„Unsinn!" entgegnete Soames. „Nehmen Sie nur, was

ich Ihnen gebe. Die ganze Sache geschieht gegen meinen Wunsch. Nach meiner Ansicht sollten Sie bleiben. Was haben Frauen mit dem Krieg zu schaffen?"

Er entnahm dem Geheimgeld die Banknoten und trat auf das Mädchen zu.

„Ich lasse Sie zum Bahnhof bringen. Fahren Sie in die Stadt und melden Sie sich noch heute nachmittag bei den Behörden. Während Sie packen, schreibe ich den Brief.“

Das junge Mädchen beugte sich auf seine Hand herab und küßte sie. Nie zuvor war ihm derlei passiert und er hegte kaum den Wunsch, es je wieder zu erleben.

„Nicht doch! Nicht doch!“ sagte er, wandte sich zum Sekretär zurück und schrieb:

„Sehr geehrter Herr!

Die Überbringerin dieses Schreibens, Fräulein Schulz, ist während der letzten eineinhalb Jahre Erzieherin meiner Tochter gewesen. Ich kann für ihren Charakter und ihre Qualitäten einstehen. Mit Ausnahme von ein oder zwei Urlaubstagen, die sie, wie ich glaube, in Wales verbrachte, hat sie die ganze Zeit in meinem Haus in Mapledurham ruhig und zurückgezogen gelebt. Fräulein Schulz möchte nach Deutschland zurückkehren und ich hoffe, Sie werden ihr dabei in jeder Hinsicht an die Hand gehen. Ich schließe meine Visitenkarte bei und empfehle mich Ihnen

hochachtungsvoll

Soames Forsyte.

Dann telefonierte er um ein Auto; der Anschaffung eines Autos hatte er sich bisher widersetzt — rasende Ungetüme, die stets reparaturbedürftig waren.

Als der Wagen kam, ging er in die Halle, um auf das junge Mädchen zu warten. Fleur war mit einer kleinen Freundin in den Wald gegangen, Annette befand sich im Garten und blieb voraussichtlich dort; er wollte aber nicht, daß das junge Mädchen sein Haus verließ, ohne daß ihr jemand die Hand drückte.

Zuerst brachte man einen fremdartigen, glänzenden Koffer, dann eine Handtasche und eine zusammengerollte Reise-decke, aus der ein Schirm hervorragte, dann kam das junge Mädchen selbst. Sie hatte rote Augen. Plötzlich schien die ganze Sache Soames über alle Maßen barbarisch. So unverzüglich einen an die Luft zu setzen, nur weil diese militärischen Gurgelabschneider ihres verdammten Kaisers den Verstand verloren hatten! Das war nicht englisch!

„Da ist der Brief. Sie täten gut, bis zu Ihrer Abreise in dem Hotel am Victoriabahnhof zu bleiben. Also leben Sie wohl! Es tut mir herzlich leid, daß Sie gehn, aber Sie werden während des Krieges zu Hause besser aufgehoben sein.“

Er schüttelte ihre behandschuhte Rechte und da er merkte, daß seine eigene wieder in Gefahr war, zog er sie hastig zurück.

„Bitte, geben Sie Fleur einen Kuß von mir, Sir.“

„Das werde ich. Es wird ihr leid tun, Sie nicht mehr

gesehn zu haben. Nun, leben Sie wohl!" Er hatte Angst, sie könne am Ende wieder in Tränen oder Dankesbezeugungen ausbrechen, und fügte darum rasch hinzu: „Sie werden eine schöne Fahrt haben." In Wirklichkeit bezweifelte er das sehr; er sah sie im Geist während der ganzen Reise in ihr Taschentuch schluchzen.

Jetzt war das Gepäck im Wagen untergebracht und sie selbst auch. Das Auto fuhr mit dem üblichen Geknatter los. Soames stand in der Tür und winkte dem Mädchen nach, das ihm ihr gerötetes Gesicht zuwandte.

Sie ließ die Lippe hängen, ihre Miene war verschüchtert. Er lächelte ihr leise zu und ging ins Haus zurück. Armes Ding!

III

Gerüchte! Nie hätte Soames geglaubt, die Menschen könnten solche Narren sein. Gerüchte über Seegefechte, Gerüchte über Spione, Gerüchte über Russen. Da war er zum Beispiel der Dorfschullehrerin auf der Straße begegnet.

„Haben Sie die gräßlichen Nachrichten schon gehört, Mr. Forsyte?“

Soames stand unter dem Hut das Haar zu Berge.

„Nein, was ist denn los?“

„Ach! Eine schreckliche Seeschlacht ist geschlagen worden. Sechs Kriegsschiffe haben wir verloren. Ist das nicht entsetzlich?“

Soames ballte die Fäuste in der Tasche.

„Wer hat Ihnen das erzählt?“

„Man spricht im ganzen Ort davon. Sechs Schiffe — ist das nicht gräßlich?“

„Wieviel haben die Deutschen verloren?“

„Zwölf!“

Soames tat fast einen Freudensprung.

„Zwölf? Dann ist der Krieg vorbei. Wie meinen Sie das — entsetzlich? Die beste Nachricht, die es für uns geben kann!“

„Ach! Aber sechs von unsern Schiffen — das ist schrecklich!"

„Der Krieg i s t schrecklich," erklärte Soames. „Aber wenn das wahr ist——" Er ließ sie unvermittelt stehn und ging zum Postamt. Es war natürlich nicht wahr. Alles erlogen, sogar sein eigener Argwohn trog ihn. Da hatte er zum Beispiel unlängst auf einem Heckenweg zwei breitschultrige Männer getroffen, die Strohhüte trugen und beim Gehn die Füße so auswärts setzten, wie es Engländer nie taten. Deutsche und obendrein Spione, drauf wollte er Gift nehmen, noch dazu, da am selben Nachmittag sein Telephon versagte. Und dann stellte sich natürlich heraus, daß die beiden Amerikaner waren, die ihre Ferien in Pangbourne an der Themse verbrachten, und daß ein Gewitter die Telephon-drähte beschädigt hatte. Aber was sollte man denn glauben, da doch die Zeitungen voll Spionagegeschichten waren und offenbar sogar der Blitz im Sold des deutschen Geheimdienstes stand! Und gar erst Spiegel im Sonnenlicht und brennende Zündhölzchen im Dunkel waren unverkennbar Signale für die deutsche Flotte in Kiel, oder wo sonst sie gerade lag. Immer wieder sagte sich Soames:

„Mumpitz! Die ganze Sache ist ein Stumpfsinn!' — und ertappte sich im nächsten Augenblick bei dem gleichen Stumpfsinn. So zum Beispiel entpuppten sich die zweihunderttausend russischen Soldaten, die man jetzt überall auf den Bahnen gesehen haben wollte, als russische — Eier, und noch dazu vermutlich faule; aber wie sollte man

nicht daran glauben, da man so gerne daran glauben wollte! Und die Behörden teilten rein gar nichts mit — blieben stumm wie die Fische. War das eine Art, mit Engländern umzugehn? — das brachte einen höchstens auf allerlei Gedanken. Und dann die Schlacht bei Mons! Selbst über die Armee erfuhr man nichts weiter, als daß sie sich tapfer schlug, daß sie ganze Haufen von Deutschen getötet und einen geordneten Rückzug angetreten habe, um ihnen endgültig den Garaus zu machen. Das war so ziemlich alles, was man hörte, bis man plötzlich erfuhr, die Deutschen ständen vor den Toren von Paris und die französische Regierung sei mit Sack und Pack nach Bordeaux entflohn. Und die ganze Zeit konnte er nichts weiter tun als Zeitungen lesen, denen er doch nicht glaubte, und dem Geklapper von Annettes Stricknadeln lauschen. Dann kamen endlich die Nachrichten über die Marne-Schlacht und er begann wieder freier zu atmen.

Er atmete tief auf — ihm schien, er habe es seit Wochen nicht mehr gekonnt. Die Leute sagten, das sei der Anfang vom Ende und die Alliierten, die er immer nur „Alle-irrten“ nannte, würden jetzt bald in Deutschland einziehen. So sehr wünschte er, daran glauben zu können, daß er immer betonte, er glaube kein einziges Wort davon, ebenso wie er bei schönem Wetter den Regenschirm nahm, weil es dann gewiß nicht regnete. Und hernach — potztausend! — verkrochen sich die Truppen in Schützengräben. Diese Art der Kriegführung, die vier Jahre währen sollte, imponierte Soa-

mes anfangs nur mäßig. Aber nach den atemraubenden Aufregungen über die Schlachten bei Mons und an der Marne wirkte dieser unveränderliche Stand der Dinge fast beruhigend. Er fuhr fort, die Zeitungen zu studieren, den Kopf zu schütteln und Kriegsplan zu zeichnen. Sein Neffe Benedict wurde zum Offizier für eines der Regimenter Kitcheners ausgebildet; auch Cicelys Sohn war eingerückt. Vermutlich blieb den beiden nichts andres übrig. Annette hatte wiederholt geäußert, daß sie nach Frankreich gehn und Krankenschwester werden wolle. Wieder eine ihrer Marotten! Für die Soldaten stricken und im Hause sparen — das waren weit nützlichere Beschäftigungen.

Bald darauf brachte er Fleur nach Westengland in ihr Internat — wie sich zeigte, nicht allzu früh, denn kurz nachher begannen die Zeppeline sich zu rühren. Sein Urteil über ihre Tätigkeit war nicht frei von verzeihlichem Widerspruch: seiner Meinung nach schlugen die Leute viel zu viel Lärm deswegen; dennoch hatte er seine Tochter in eine entlegene Gegend geschafft, um sie vor Gefahr zu behüten. Einmal war es ihm vergönnt, von einem Dachfenster des Klubgebäudes aus einen Zeppelin in Flammen zu sehn. Er sagte nichts dazu und war später froh, den Mund gehalten zu haben. Einige der Klubmitglieder hatten ihren Gefühlen Ausdruck gegeben, Gefühlen, die keineswegs seinen Beifall fanden. Zweifellos, die Erbitterung über die Zeppeline hatte ihren guten Grund; aber schließlich war doch die Mannschaft bei lebendigem Leibe verbrannt. Alles in allem lernte er wäh-

rend dieser ganzen Zeit das wahre Gesicht des Krieges keineswegs kennen; nicht nur Regierung und Presse hielten es ihm verborgen, auch sein Alter und jener Wall, hinter dem er selbst sein Ich vor der Mitwelt verschanzte. Der Krieg war nun einmal da, was nützte es, mehr Wesens von ihm zu machen, als unbedingt nötig war? Wenn man je das Ende erlebte, dann vielleicht durfte man seinen Gefühlen darüber freien Lauf lassen.

Und immer machten die Taten der Flotte, die gelungenen und mißlungenen Abenteuer der Schiffe einen weit tiefern Eindruck auf ihn, als die Ereignisse zu Lande. Am schmerzlichsten vielleicht von allen Geschehnissen der ersten Kriegsphase empfand er die Beschießung des Seebades Scarborough. Es war wie ein Boxerhieb in die Herzgegend. Sein Stolz war schwer verwundet. Der Gedanke, daß feindliche Schiffe sich so nah herangewagt hatten, um englische Häuser zu beschießen, und dafür nicht in Grund gebohrt wurden, schien ihm über alle Mafien entsetzlich. Was würde ihre nächste Untat sein? Sehnsüchtig harrete er Tag um Tag auf einen entscheidenden Erfolg zur See, auf ein sichtbares Zeichen britischer Überlegenheit; der Geist des englischen Imperialismus schien ihm in Fleisch und Blut übergegangen zu sein. Die Versenkung der ‚Lusitania‘ flößte ihm zunächst dasselbe Grauen ein wie aller Welt; doch die abfälligen Bemerkungen darüber, daß Amerika nicht augenblicklich Deutschland den Krieg erklärte, empfand er als übertrieben. Amerika war weit vom Schuß — und die Behauptung, daß

ihm Gefahr drohe, war genau so lächerlich wie der Gedanke, England könne geschlagen werden. Seltsamerweise kam Soames trotz seiner angeborenen Schwarzseherei ein solcher Einfall nie. In der Tat, er wollte um keinen Preis von Amerika oder einer anderen Macht gerettet werden. Nichtsdestoweniger war er von der Überzeugung durchdrungen, daß England wie eine Rakete in den Krieg geplatzt wäre, wenn der Feind so viele Briten ersäuft hätte wie jetzt Amerikaner — und zwar mit Soames' vollstem Beifall.

Zu Beginn des Jahres 1915 war er wegen des Mangels an Arbeitskräften wieder ins Joch der Firma Cuthcott, Kingson & Forsyte zurückgekehrt und arbeitete dort mehr als je zuvor. Angesichts der Sorgen, die die ganze Nation bedrängten, schienen ihm die Rechtsfälle, mit denen er zu tun hatte, oft bedeutungslos; aber er erledigte sie gewissenhaft, schuf sich dadurch Ablenkung und hie und da die Möglichkeit, noch mehr Geld in Kriegsanleihe anzulegen. Nach der zweiten Schlacht bei Ypern spendete er die Mittel zur Ausrüstung einer Ambulanz und fand dann zum größten Verdruß seinen Namen in den Zeitungen. Wenn er im Zug auf der Fahrt zur Stadt und nach Hause oder im City-Klub, wo er den Lunch nahm, die Dispute neunmalweiser Grauköpfe über die Kriegsführung und den Charakter der Deutschen, Amerikaner, Politiker und anderer tadelnswerter Gesellen zu hören bekam, war er nahe daran, über alle die Nase zu rümpfen.

‚Was verstehn denn die davon!‘ dachte er, ‚schwätzen in den Tag hinein — ganz unenglisch!‘⁴ Es gab so viel in dieser Zeit, das hysterisch und ‚unenglisch‘ war, und die Presse mit ihrer Parole: ‚Interniert die bei uns lebenden Hunnen!‘ und andern ‚Geboten der Stunde‘ ermutigte noch dieses Treiben. Jetzt tat es Not wie noch nie, den Mund zu halten, und gerade jetzt lärmte und schrie man an allen Ecken und Enden.

So waren etwa zwei Jahre verstrichen, als er an einem Junimorgen in seiner Zeitung den ersten offiziellen Bericht über die Seeschlacht vor dem Skagerrak las. Er hielt das Blatt so, daß niemand hineinsehn konnte — vorerst wollte er sich selbst von diesem Schlag erholen; durch die Glastür des Salons trat er ins Freie und schritt wie ein Blinder über den taufeuchten Rasen zum Fluß. Ihm wurde plötzlich ganz übel. Barhäuptig stand er da, so friedlich lag das Wasser, die Sonne schien so hell und die Vögel im Laube sangen so munter, als sei nichts geschehn. Er rang nach Fassung, ein schier panischer Schreck hatte ihn übermannt. Endlich eine regelrechte Seeschlacht, und solche Verluste! Im Schatten einer Pappel las er nochmals den Bericht. Der Anfang war empörend, der Schluß befriedigend! Warum hatten sie nicht mit dem Schluß begonnen und gleich eingangs erwähnt, wie die Deutschen Reißaus genommen und nach Haus gerannt waren? Ihm einen solchen Schreck einzujagen — hatte sie der Teufel geritten? Es war doch ein Sieg, auch wenn alle diese Schiffe hin waren. Dummköpfe

durch die Bank — die Sache so schwarz zu malen! War das nicht ein Dolchstoß in den Rücken? Die Wahrheit sagen — selbstverständlich! Aber doch nicht so, daß einem davon todübel wurde. Soames biß die Zähne zusammen und kehrte zum Frühstück zurück.

„Wir haben eine große Seeschlacht geschlagen," berichtete er Annette, „und eine Menge Schiffe verloren; am Ende aber rannten die Deutschen Hals über Kopf davon. Sollte mich gar nicht wundern, wenn die sich nie wieder vorwagen." So sagte er in seinem instinktiven Widerspruchsgeist die Zukunft voraus.

Die weitem Berichte an diesem und am folgenden Tage steigerten noch seinen Unwillen gegen die Behörden, die ihm so ‚übel‘ mitgespielt. Was zum Kuckuck hatten sie sich dabei gedacht? Sie waren doch sonst so ausgezeichnete Geheimkrämer, und wenn sie einmal zur Abwechslung etwas wirklich Günstiges zu berichten hatten, platzten sie so ungeschickt damit heraus, als wäre es eine Katastrophe.

Die Kunde von Kitcheners Tod, die einige Tage später eintraf, wirkte auf Soames nicht so niederschmetternd, wenngleich sie seine gehobene Stimmung ein wenig dämpfte. Kitcheners hatte allerdings viel für das Land getan und sah aus wie ein Löwe im Zoo, doch auch seine mächtige Gestalt versank in der Flut weltbewegender Ereignisse.

Gegen Ende des Jahres **1916** hatte Soames ein kleines Erlebnis, das tiefere Wirkung auf ihn **übte, als er sich selbst eingestehen wollte**, und deshalb sprach er auch nie **darüber**.

Es ereignete sich im Zug, der ihn nach London brachte. Aus Patriotismus fuhr er jetzt immer dritte Klasse, an diesem Morgen jedoch nahm er in einem Abteil erster Klasse Platz, da der Zug überfüllt war. Ein junger Offizier saß drin, dessen Feldausrüstung im Gepäcknetz lag, und eine hübsche junge Person mit rotgeweinten Augen. Soames, der ihnen, von der Zeitung gedeckt, Blicke zuwarf, war der Ansicht, sie seien ein Ehepaar oder sollten es wenigstens sein, denn immer wieder suchte eins des andern Hände, Augen und Lippen. Sobald jedoch der Zug anhielt, mußten sie diese Beschäftigung unterbrechen; dann schielte Soames verstohlen zu ihnen hinüber. Die Verzweiflung in dem bleichen Gesicht des jungen Mannes und der Ausdruck in den rotgeweinten Augen des jungen Mädchens riefen starkes Unbehagen in ihm wach. Ein Scheiden, wie man es jetzt tausendfach in der ganzen Welt erlebte, ein Scheiden voll trüber Ahnungen, voll des tiefsten Schmerzes, wie ihn nur ein Abschied im Kriege bringen kann. Soames sah es hier zum erstenmal aus der Nähe und fand es noch weit trauriger, als er gedacht. Bei der Einfahrt in die Station Westbourne Park hielten sie einander verzweifelt umschlungen. Offenbar sollte das Mädchen hier aussteigen und konnte sich nicht losreißen. Sie wankte, Tränen rannen ihr übers Gesicht. Der junge Offizier riß die Tür auf und stieß sie fast hinaus. Während sie vom Bahnsteig emporsah, war ihr Gesicht so schmerzlich verzerrt, daß es Soames zu Herzen ging. Der Zug setzte sich in Bewegung und der junge Offizier sank

stöhnend in die Ecke zurück. Soames blickte zum Fenster gegenüber hinaus. Noch eine ganze Minute, nachdem der Zug den Paddington-Bahnhof erreicht hatte, starrte er in einen leeren Wagen, der auf dem nächsten Geleise stand. Endlich ergriff er seinen Regenschirm und verließ als letzter das Abteil. Er stieg in ein Auto und nannte barsch das Fahrziel ‚Poultry‘. Den ganzen Tag blieb er verstimmt. So ging es jetzt auf der ganzen Welt zu — abscheulich! Und dabei schienen die Leute ihre Zucker- und Butterrationen viel wichtiger zu nehmen als den Krieg. Fliegerangriffe, versenkte Schiffe und die Beschaffung von Lebensmitteln — darum drehten sich all ihre Gedanken——und dazu kam natürlich noch das Problem, in welchen Nachtclubs man tanzen und wie man sich das Gesicht herrichten solle. Sein Lebtage hatte er nicht so viele geschminkte Frauenzimmer herumlaufen sehn wie jetzt. Wenn er spät abends auf dem Heimweg vom Büro durch den ‚Strand‘ ging, sah jede Frau, der er begegnete, so aus wie in früheren Jahren die Straßen-dirnen. Schminke und Puder neben Khaki!

So verstrich das Jahr 1917 und Fleur wuchs zu einem großen Mädchen heran. Soames erhielt gute Nachrichten über sie — man war im Unterricht und beim Sport mit ihr zufrieden, immerhin ein Trost. In Westengland, wo ihr Internat lag, hörte und sah man augenscheinlich nicht viel vom Krieg; und während der Ferien ließ er sie so wenig wie möglich vom Hause fort. Auch in Mapledurham merkte man vom Kriege nicht viel, obzwar man auf Schritt und

Tritt Männer in Khaki traf. Als man auf die allgemeine Wehrpflicht verfiel, schüttelte Soames den Kopf. Er konnte nicht verstehn, was die Presse da wieder wollte. Das war doch unenglisch! Nach ihrer Einführung aber war er der Meinung, sie sei das einzig Richtige. Dennoch fand die Art, wie man die ‚Pazifisten aus Gewissensgründen‘ drangsalierte, nie seinen Beifall. Natürlich hatte er für die Gewissensnöte dieser Burschen nichts übrig, aber der Gedanke, daß man in solchen Zeiten die eigenen Landsleute verfolgte, schien ihm empörend. Sein ganzer angeborener Individualismus rebellierte heimlich gegen die Knute, die man in diesen abscheulichen Jahren tagaus tagein über dem Volk schwang. Vor einigen Monaten hatte er zwei seiner Gärtner hergeben müssen; jetzt nahm man ihm die beiden andern weg und ließ ihm nur einen alten Mann und einen Knaben, so daß er oft selbst nach dem Spaten griff, um Unkraut zu jäten, während Annette mit einer französischen Mixtur Insekten vertilgte. Im Hause hatte er immer nur weibliche Dienerschaft gehalten, so daß man ihm den Kammerdiener, den er nicht hatte, auch nicht nehmen konnte, was immerhin ein Trost war. Hätte er aber ein Auto besessen, dann wäre ihm gewiß der Chauffeur genommen worden. Ihm schien, er hätte den Verlust aller dieser Leute mit Fassung ertragen, wenn sie freiwillig ins Feld gegangen wären; allerdings hätte er sie nie dazu gedrängt. Niemals, denn im stillen war er von der Überzeugung durchdrungen, die Privatmeinung eines Menschen sei unantastbar, auch dann, wenn das **Vater-**

land in Frage kam. Die Leute hatten doch wohl ein Recht darauf, sich ihre eigenen Ansichten zu bilden. Wäre er selbst noch unter vierzig gewesen, so wäre er vermutlich auch eingerückt, obgleich er bei dem bloßen Gedanken daran einen Stich in der Rippengegend spürte — so roh, so brutal, so leer erschien ihm dieser ganze militärische Betrieb. Doch andere zum Einrücken auffordern, dazu konnte er sich nicht entschließen. Da er diese Feinfühligkeit vor den übrigen verborgen hielt, fühlte er sich noch einsamer als zuvor, denn überall: in der City, im Klub, in der Eisenbahn wurden die Leute nicht müde, einander Ratschläge zu geben. Solcher Empfindungen schämte sich Soames beinahe; schließlich konnte man keinen Krieg führen, ohne den Leuten Befehle zu erteilen. Und so gab er sich alle Mühe, diese Schwäche den andern nicht zu verraten. Bloß einmal hatte er deswegen im ‚Iseum-Klub‘ einen Wortwechsel mit seinem Vetter George Forsyte. George, der ein Jahr jünger war als Soames, hatte sich nämlich nach Hampshire begeben, um dort Rekruten zu mustern. Nur zum Wochenende kam er nach London — er erklärte, er wolle ‚die Fliegerangriffe genießen‘. Soames hatte ihn im Verdacht, daß er bei dieser Gelegenheit auch noch anderes genoß. An einem Samstag-nachmittag hatte er George in einem Erkerfenster des ‚Iseum-Klubs‘ erblickt und seinen Gruß im Vorbeigehn erwidert. George lud ihn ein, Platz zu nehmen, und sagte:

„Vielleicht ein Gläschen, nicht? Also dann Tee; du kannst meinen Zucker haben.“

Seine spottlustigen Augen unter den schweren Lidern maßen Soames vom Kopf bis zu den Zehen.

„Dünn wie eine Latte bist du," erklärte er. „Was treibst du immer? — fürs Vaterland Soldaten ins Leben setzen?"

Soames zog den einen Mundwinkel hoch.

„Dummer Witz, das!" gab er gereizt zurück. „Was treibst du?"

„Soldaten in den Tod schicken. Du solltest dich auch lieber d a r a u f verlegen. Die Burschen müssen jetzt angetrieben werden."

„Danke," sagte Soames, „liegt mir aber nicht."

George grinste.

„Zu zimperlich?"

„Nenn' es so."

„Was ist also dein Zeitvertreib?"

„Meine eigenen Angelegenheiten."

„Testamente abfassen, was?"

Soames stellte die Tasse nieder und setzte den Hut auf. Noch nie war ihm George so widerlich gewesen wie in diesem Augenblick.

„Nur nicht gleich aufgebracht!" riet George, „es muß auch Leute geben, die Testamente machen. Du könntest übrigens auch meines aufsetzen — — je ein Drittel für Roger, Eustace und Francie. Du und Eustace seid Testamentvollstrecker. Komm doch einmal abends auf einen Fliegerangriff zu mir! Hast du gelesen, daß St. John

Haymans Sohn gefallen ist? Es heißt, die Hunnen bereiten für den Frühling einen großen Angriff vor."

Soames zuckte die Achseln.

„Adieu!" sagte er, „ich sende dir einen Testamentsentwurf zu."

„Mach's kurz," sagte George, „und laß mich verbrennen. Statt ‚Kränze verboten‘ Knochen verboten."

Soames nickte und ging.

Einen großen Angriff! Wollten sie denn durchaus die Menschen in Hackfleisch verwandeln? Er war oft versucht, dem Vorschlag Lord Lansdownes zuzustimmen, der den Krieg am grünen Tisch beenden wollte; dann aber hatte seine Bulldoggennatur sich grimmig dagegen gewehrt. Ein Ende, das kein Ende war — — nach all dem! Ausgeschlossen! Durchhalten bis———! Denn nie, auch nicht im schlimmsten Augenblick, hatte er eine Niederlage Englands für möglich gehalten.

Im März 1918 war er in Mapledurham an einer Erkältung krank gelegen und eben erst wieder außer Bett, als der deutsche Vorstoß begann. Er kam so unvermutet, daß es Soames durch Mark und Bein ging und in ihm wie gewöhnlich das Verlangen wachrief, irgendwo ganz allein zu sein. Langsam ging er auf eine Gemeindewiese hinaus und ließ sich unter einem Ginsterstrauch auf seinem Mantel nieder. Alles lag in tiefem Frieden und duftete nach frischem Grün, eine Lerche trillerte. Und dort draußen brachen die Deutschen durch! Im ungetrübten Frieden dieses

milden Tages rang sich aus seiner Brust etwas wie ein Gebet empor. So oft hatte er gehört, man sei auf den Angriff vorbereitet, und nun war man es anscheinend doch nicht. Immer die gleiche Geschichte! Zu selbstsicher! Lauschend saß er da, als könne er aus der Ferne Kanonendonner vernehmen. Es hieß, der Schleusenwächter an der Themse habe ihn einmal gehört. Dummes Gewäsch! Unmöglich! War es unmöglich? War das nicht——? Unsinn! Er legte sich zurück und preßte das Ohr an den Boden, aber er hörte nur ganz leise den Wind raunen und eine Biene im blühenden Ginster summen. Angenehmere Laute als Kanonendonner. Und dann drang von der Dorfkirche her der erste Glockenschlag an sein Ohr. Jetzt saßen sie wohl bald dort drin oder lagen auf den Knien und dachten an den Durchbruch der Deutschen; es sollte ihn gar nicht wundern, wenn der Pfarrer ein besonderes Gebet um Vernichtung der Deutschen emporsandte. Nun, da galt es morden oder sich morden lassen, darauf lief alles hinaus. Eine komische Sache, das Leben — das Leben vom Leben oder vielmehr vom Tode andrer! ‚Nach den neuesten Forschungen‘ war die ganze Materie belebt und jedes Gebilde lebte von irgend einem andern, oder zumindest von dessen Elementen. Auch die Erde war nur ein zerfallendes Gebilde, dem neue Gebilde entsprangen; man verzehrte sie, zerfiel dann selbst und ließ dadurch neue Gebilde erstehn, die wieder von andern verzehrt wurden, und so ging es weiter. Trotz des Durchbruchs der Deutschen freute er sich nach den zwei Wochen Hausarrest

nun doch seines Lebens wieder. Auch sein Geruchssinn war diesen Morgen besonders scharf; so lange hatte er nur Eau-de-Cologne zu riechen bekommen, jetzt sog er den Duft des Ginsters ein, der würziger war als die Düfte der meisten andern Blüten: ‚der Wind trug Ginsterduft von fernen Hügeln her,‘ hatte er irgendwo gelesen. Und indessen kämpften und starben seine Landsleute dort draußen, wurden in Atome zerrissen, junge Leute aus seinem Büro, seinem Garten, aus allen Büros, allen Gärten Englands, um England zu retten——die Welt zu retten, hieß es——aber das war nur Geflunker! Und am Ende würden sie trotz dieser gräßlichen vier Jahre England doch nicht retten! So saß er da, auf seinen dünnen Beinen kauern, und starrte über den Fluß nach seinem Haus hinüber. Doch! S i e w ü r d e n England retten, und sollte man auch die Altersgrenze für den Felddienst noch um zehn Jahre hinaufrücken, ja sie überhaupt aufheben! England unter fremder Herrschaft? Nie und nimmer! Er kratzte ein wenig den Boden auf, nahm eine Handvoll Erde und hielt sie unwillkürlich an die Nase. Sie roch ganz wie sie riechen sollte——nach Erde, und erweckte in Soames eine eigenartige Empfindung. Englische Erde! Hm! Erde blieb Erde, einerlei, ob in England oder in Timbuktu! Komisch, daß man sein Leben für etwas hergab, das genau so roch wie sein Champignonbeet. Man gab einem Ding einen Namen und ließ für diesen Namen das Leben! Eine Lerche sang——ein ausgesprochen englischer Vogel, fröhlich und unbekümmert, der drauflos

trillerte ohne eine Spur von Wissen oder Sorgen. Verhallt waren die Glockenklänge, die zum Gottesdienst gerufen hatten. Glaubten die Leute wirklich, daß sich der Herrgott für England ganz besonders interessiere? Fehlgeschossen! Keinen Finger rührte er dafür! Die Menschen mußten sich selber helfen; taten sie es nicht, dann mußten sie ins Gras beißen. Da waren zum Beispiel diese U-Boote. Wenn man die Hände in den Schoß legte und alles Gott überließ, dann nagte man, eh man sich's versah, am Hungertuch!

Die milde Luft und ein schräg einfallender Strahl der Märzsonne wärmten ihm wohligh die von der Krankenzimmerluft gebleichten Wangen. Aber dort draußen—— an der Front! Wenn dieser Krieg einmal zu Ende war, würde er wiederkommen und sehn, wie es ihm an dieser Stelle behagte, wenn man keinen Stich mehr im Rippenfell spürte. Ein hübscher Fleck Erde——luftig und hoch gelegen. Jetzt mußte er wohl wieder nach Hause und bekam dort Hühnersuppe aufgetischt und dazu von Annette die Bemerkung, die Engländer sähen nie über ihre eigene Nasenspitze hinaus, was auch stimmte; er aber würde ihr antworten, sie täten es doch. Zu dumm, wenn man so auf Nachrichten wartete wie er. Zwölf Uhr! Er erhob sich. Vermutlich hatten sie jetzt das Beten beendet und hielten bei der Predigt; und der Pfarrer sprach gewiß von den Philistern — er tat ihm wirklich leid! Eselskinnbacken gab es wohl genug, aber ein Simson war nirgends zu finden. In diesem Jahr blühte der Ginster zeitig und so schön. Wie

hieß es nur: ‚Ist der Ginster erst verblüht, aus ist's mit den Kssen.' Was mußte da wohl erst verblhn, bis es mit dem Schießen aus war? Da flog ein Falke! Soames blieb stehn und sah ihm zu, wie er in der Luft verweilte, dann seitwärts flog und endlich mit rtlich glänzenden Schwingen wieder still im Äther schwebte. Und langsam schritt Soames in dem blassen Sonnenlicht den Fluß entlang nach Hause.

IV

Der Juli kam. Längst war der ‚Durchbruch‘ der Deutschen zum Stehn gebracht, die Front wieder hergestellt; Foch führte das Oberkommando. Nun, vielleicht ging es nicht anders — — Soames wollte das nicht entscheiden, doch Annettes offensichtliche Genugtuung gefiel ihm nicht; soweit er die Lage beurteilen konnte, war noch immer kein Ende abzusehn. Eines Tages sprach er zu Winifred das Wort, das zu einem Wendepunkt der Weltgeschichte führte.

„Wir werden niemals siegen,“ sprach er, „ich habe die Hoffnung aufgegeben. Die Mannschaft ist tüchtig — aber diese Führer! Da ist kein einziger, der was taugt — ich habe die Hoffnung aufgegeben.“ So hatte er sich noch zu niemandem geäußert, noch nie so entschieden sein Urteil gefällt. Am folgenden Tag meldeten die Morgenblätter frohlockend, die feindliche Offensive im Westen sei zum Stehn gebracht, die Franzosen und Amerikaner hätten die deutsche Front durchbrochen. Von diesem Tag an gab es für die ‚Alleirrtten‘, wie Soames die Verbündeten noch immer nannte, kein Zurück mehr.

Menschen, die für derartige Probleme etwas übrig haben, werden hier vielleicht die Frage auf werfen: Hat Soames —

wie so viele andere Leute — tatsächlich den Krieg gewonnen? Oder empfing er, sensibel wie er war, die Kunde vom Umschwung der Ereignisse auf telepathischem Wege früher als die Presse, um als Individualist von echtem Schrot und Korn augenblicklich das Gegenteil zu behaupten? Sei dem wie immer, ihm fiel wahrhaftig ein Stein vom Herzen, als er seinen Ausspruch so prompt widerlegt sah. Zum erstenmal seit drei Jahren verbrachte er den Nachmittag des nächsten Sonntags in seiner Bildergalerie. Die Franzosen rückten vor, die Engländer warteten nur drauf, die Amerikaner befanden sich auf dem Wege nach Europa—— ein Teil von ihnen war sogar schon gelandet; die Fliegerangriffe hatten aufgehört; der U-Bootkrieg war erledigt. Und das alles schien im Laufe zweier Tage geschehn zu sein. Während er vor seinem Goyabilde stand und photographische Reproduktionen von Gemälden im Prado besah, kam ihm ein Einfall. Das Mädchen mit dem Korb auf dem Kopf in Goyas Bild ‚La Vendimia‘ erinnerte ihn an Fleur. Die Ähnlichkeit war unverkennbar. Wenn dieser Krieg je zu Ende käme, wollte er von einem Künstler eine Kopie dieses Mädchenbildes anfertigen lassen ——falls er sich recht entsann, waren auch die Farben sehr schön. Das würde ihn an erfreuliche Dinge erinnern——an seine Tochter und seinen Besuch im Prado 1910, kurz bevor er Lord Burlingfords Goya gekauft. Seit Jahren hatte er keinen Gedanken mehr fassen können, der nicht irgendwie mit dem Krieg zusammenhing——wie beglückend war doch dieser

Ausblick auf ein Leben, das nichts mehr mit Schlachten und Morden zu tun hatte, sondern wieder einmal mit dem Kunsthändler Dumetrius. Er läutete und ließ sich eine Bowle bringen. Er trank nur wenig, hatte jedoch beinahe das Gefühl, als lebe er wieder in der guten alten Zeit. Viktoria! Was wohl dieser Jolyon und Irene während des Krieges getrieben hatten? Ob auch sie vor Angst und Sorgen abgemagert waren wie er? Hoffentlich! Wenn er sich recht entsann, mußte ihr Junge nächstes Jahr militärpflichtig sein. Wie schon tausendmal vorher freute er sich darüber, daß Fleur ihn enttäuscht hatte und ein Mädchen geworden war. Dieser Tag war eigentlich der glücklichste seit jenem Julitag im Jahre 1914, als er den James Maris erstanden hatte...

Nun begann er sich wieder langsam zu erholen und den Gewichtsverlust wettzumachen; zwar nahmen Blutvergießen und Sorgen noch immer kein Ende, doch der Krieg bewegte sich jetzt auf der richtigen Bahn — woran Soames bereits verzweifelt war, just als die Wendung eintrat. Der Feind zog sich zurück; die Bulgaren, Türken und bald auch die Österreicher würden heimgeln, hieß es. Und unaufhörlich trafen Scharen von Amerikanern ein. Soames begegnete ihren Offizieren auf dem Hin- und Rückweg von der City. Sie trugen Khaki, hohe Kragen und manchmal auch Zwicker; sie fühlten sich gewiß sehr unbehaglich, schienen aber gut gelaunt und hatten alles, was für Geld zu haben war — und darauf kam es schließlich an. Oft überlegte er,

was er tun wolle, wenn der Krieg zu Ende ging. Manche würden sich vermutlich einen Rausch antrinken; andere würden den Kopf verlieren und wahrscheinlich auch den Hut dazu. Aber wie er seinen Gefühlen Luft machen würde, wußte er noch nicht recht. Vielleicht würde er nach Brighton gehn und in einem Boot fischen; vielleicht mit dem nächsten Zug zu Fleur fahren, sie im Internat aufsuchen und dann wieder heimreisen; vielleicht würde er wieder im Volksgewühl vor dem Auswärtigen Amt stehn, wie damals, als die Geschichte anfang. Nichts von all dem schien ihn zu befriedigen. Dann bat Österreich um Waffenstillstand. Eigentlich hatte er nie recht daran geglaubt, daß man wirklich mit den Österreichern im Krieg lag——ein nettes Völkchen, das nur leider zu viele Erzherzoge hatte. Aber jetzt, da sie niedergeworfen und ihre Erzherzoge davon-gejagt waren, taten sie ihm schier leid. Es hieß, der Krieg würde nur noch einige Tage dauern. Soames war nicht überzeugt davon. Am Ende führten die Deutschen doch noch was im Schilde. Sie hatten sich großartig geschlagen, das war nicht zu leugnen——in der Tat, sie hatten nur zu gut gekämpft. Er wäre gar nicht überrascht, wenn sie noch in letzter Minute den Versuch machten, London in die Luft zu sprengen. Von solchem instinktiven Widerspruchsgeist besessen, quartierte er sich bei Winifred in der Green Street ein. Am neunten November erlebte er dort seinen vier-undsechzigsten Geburtstag — zum Glück vergaßen es alle. Glückwünsche und Geschenke waren ihm stets zuwider

gewesen — dummes Zeug! Jedermann war jetzt der Meinung, nun sei alles vorbei bis auf das Hurrarufen. Soames jedoch sprach: „Paß auf: die Burschen machen noch einen Riesenfliegerangriff auf uns, ehe sie sich ergeben—— du wirst noch an meine Worte denken." Die Bedingungen des Waffenstillstands wurden ausgearbeitet, es hieß, die Unterzeichnung sei jeden Augenblick zu erwarten. Soames schüttelte den Kopf. In diesem Zwiespalt unterließ er am 11. November den Gang in die City. Er saß im Speisezimmer seiner Schwester, als die Alarmschüsse krachten, die stets einen Fliegerangriff ankündigten. Hatte er es nicht gleich gesagt? Jetzt dauerte es zumindest noch eine Viertelstunde, ehe der Angriff begann. Er wollte einmal die Nase hinausstecken und nachsehn, was los sei. Die Straße war menschenleer, nur ein altes Weib, anscheinend eine Scheuerfrau, stand, einen Staubwedel in der Hand, auf der Schwelle des Nachbarhauses. Soames war über ihren Gesichtsausdruck erstaunt: Dichter hätten ihr Lächeln 'ekstatisch' genannt. Sie winkte ihm mit dem Staubwedel zu und dann — höchst sonderbar — wischte sie sich damit die Augen. Von der Park Lane her drang in die stille Straße stürmisches Hurrageschrei, wahre Jubelsalven. Soames sah die Leute aus den Häusern stürzen. Ein Mann warf den Hut in die Luft und tanzte drauf herum. Nein, das konnte kein Fliegerangriff sein — so was tat man nicht bei einem Fliegerangriff. Ah! Das war ——natürlich———der Waffenstillstand! E n d l i c h ! Am ganzen Leibe bebend, stammelte Soames: „Gott sei

Dank!" Einen Augenblick fühlte er sich versucht, in die Park Lane zu laufen, aus der das Hurrageschrei herüberscholl, dann aber schien ihm das zu ordinär. Er ging ins Haus zurück und schlug die Tür zu. Im Speisezimmer setzte er sich in einen Lehnstuhl und kehrte der ganzen Welt den Rücken. Unbeweglich saß er da, nur sein Atem ging schwer, als sei er gelaufen, und seine Lippen zuckten unaufhörlich. Seltsam! Und dann — nie hätte er es eingestanden — drangen Tränen aus seinen Augen und tropften auf seinen steifen Kragen nieder. Nie hätte er das für möglich gehalten, er ließ sie fließen. Dieser lange, endlos lange Krieg war vorbei——vorbei! Plötzlich fiel ihm ein, wenn er nicht achtgäbe, würde er den Kragen wechseln müssen, und er zog das Taschentuch hervor. Dieses Eingeständnis seiner Gemütsbewegung tat Wunder: Die Tränen versiegt, er entfernte ihre Spuren und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück. So blieb er eine Weile regungslos, als ruhe er nach schwerem Tagewerk. Das Glockenläuten und Jubelgeschrei drang ins geschlossene Zimmer, aber noch immer saß Soames am ganzen Leibe bebend gesenkten Hauptes da. Seine jahrelang zurückgedrängten Gefühle schienen sich durch dieses Beben, diese gelöste Ruhe zu befreien. Dort draußen würden sie jetzt tanzen und schreien, lachen und trinken, beten und weinen. Doch Soames saß still und zitternd da.

Endlich erhob er sich, trat zur Anrichte und goß sich ein Glas von des Vaters altem braunem Sherry ein. Dann nahm

er Überrock und Schirm und ging——er wußte selbst nicht warum und wohin.

Durch stille Gassen ging er in der Richtung nach der Piccadilly. Die Leute, denen er begegnete, lächelten ihm zu; das war ihm unangenehm, weil er das Lächeln erwidern mußte. Manche schienen im Vorbeigehn Worte hervorzuschleudern, sie sprachen mit sich selbst, mit Gott oder ins Leere. Jeden Augenblick lief jemand an ihm vorüber. Dann erreichte er die Piccadilly; aber auch sie gefiel ihm nicht, es wimmelte von vollbesetzten Lastautos und Omnibussen und alle Passagiere schrien hurra und benahmen sich wie Narren. Er überquerte sie so rasch wie möglich, durchschritt den Green Park und ging an den Scharen vorbei, die sich vor dem Königlichen Palast drängten. Dann kam er zur Westminster-Abtei und zum Parlament — — auch da Menschenmassen——überall Menschenmassen! Er wich ihnen aus und ging den Themsekai entlang——er wußte selbst nicht warum oder wohin. Bei der Blackfriars-Brücke betrat er die City und schritt Ludgate Hill hinauf. Und plötzlich wußte er, wohin er wollte——zur St. Paulskathedrale! Da ragte der Dom gigantisch in den grauen Novemberhimmel empor, hoch hinaus über das Gewimmel von Flaggen und Menschen, schweigsam in all dem Jubelgeschrei und Glockenläuten. Er stieg die Stufen hinan und trat in die Kirche. Seit Kriegsbeginn war er nicht mehr drin gewesen und auch jetzt hatte ihn nicht der Gedanke an Gott hergebracht. Er war gekommen, weil der Dom groß und alt und

menschenleer war, ein Stück Englands, und weil er Erinnerungen wachrief. Er durchschritt das Kirchenschiff und blickte zur Kuppel empor. Christopher Wren, der Erbauer! Ein guter, altenglischer Name! Gute altenglische Quadern und Gebeine! Vorbei das gewaltsame Sterben, vorbei die Bombardements; keine Schiffe wurden mehr versenkt, keine armen Teufel mehr ihrem Heim entrissen und in den Tod gejagt! Friede! Soames stand da, die Hände auf dem Schirmgriff, und beugte in lässiger Haltung das Knie. Wie er jetzt das bleiche, verschlossene Antlitz emporwandte, sprach daraus ein sinnender, spöttischer Ausdruck. Ströme von Blut und Tränen! Und wofür? Da fiel sein Blick auf leuchtende Farben. Flaggen! Ohne sie kam man selbst hier nicht aus! Die Flagge! Furchtbar — erhaben und furchtbar zugleich — die britische Flagge!

DER FORSYTE SAGA-ZYKLUS

Die Forsyte Saga

Erstes Buch: Der reiche Mann, Nachsommer

Zweites Buch: In Fesseln, Erwachen

Drittes Buch: Zu vermieten

Moderne Komödie

Erstes Buch: Der weiße Affe, Stilles Werben

Zweites Buch: Der silberne Löffel, Aneinander vorbei

Drittes Buch: Schwanengesang

